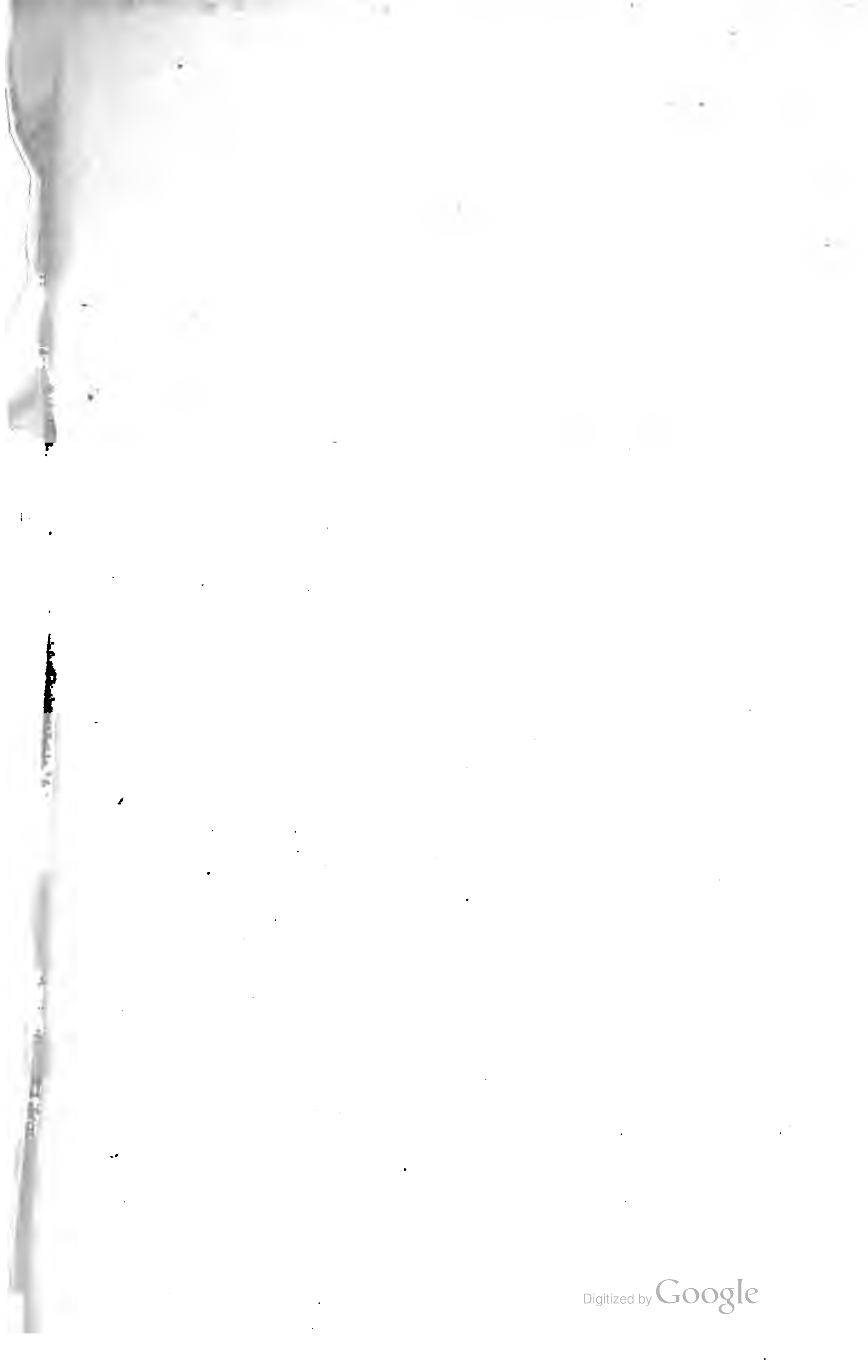





SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI
TAS








SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
VE RI TAS
CHRISTO ET ECCLESIAE



Skizzen

aus

Rußland.

Von

Theodor von Lengenfeldt.

Berlin, 1877.
Wedekind & Schwieger.
(C. Kempke.)

Vorwort.

Die günstige Aufnahme, welche das im Jahre 1875 erschienene Werk „Rußland im neunzehnten Jahrhundert von Theodor von Lengenfeldt“ gefunden hat, ermuthigt den Verfasser desselben, in vorliegender Brochüre unter dem Titel „Skizzen aus Rußland“ gleichsam eine Ergänzung zu demselben nachfolgen zu lassen. Wenn die Tendenz des ersten Werkes die war, dem Leser ein womöglich vollständiges Bild von Rußland in statistischer Hinsicht zu geben, so verfolgen vorliegende Skizzen den Zweck, ihm, wie dies schon der Name besagt, in skizzenhafter Form theils Einiges aus den persönlichen Erlebnissen des Verfassers in Rußland mitzutheilen, theils andere noch weniger bekannte Thatsachen zu schildern, wie z. B. die Geschichte der politischen Verbannten in Sibirien (frei bearbeitet nach dem höchst interessanten Werke Maximows: „Sibirien und die Arbeiten in den Bergwerken“). Daß ein Werk, wie obgenanntes, frei und von der Censur unbeläſtigt im Drucke hat erscheinen können, ist wohl ein schlagender Beweis dafür, daß jetzt in maßgebender Sphäre die Ueberzeugung herrscht, nur dann könne das soziale Leben eines Volkes zu seiner vollen Blüthe gelangen, ...n die Stelle des früheren, eine jede freie Regung ...stes hemmenden Zwangsystems ein Regierungs-

Modus getreten sei, welcher den individuellen Bedürfnissen der Staatsbürger volle Rechnung trägt. Es ist hier nicht der Ort, von den großen Errungenschaften des russischen Volkes seit der Zeit des Regierungsantrittes des Kaisers Alexander II. zu sprechen. Die Aufhebung der Leibeigenschaft, die vollständige Reform des Justizwesens, die Einrichtung der Kreis- und Provinzialstände und die Selbstverwaltung der Städte sind Thatsachen, welche bereits der Geschichte angehören und sich in Rußland ohne jene gewaltige Erschütterung vollzogen haben, welche Frankreich am Ende des vorigen Jahrhunderts zu einem Heerde der blutigsten Greuel gemacht haben.

Theodor von Lengenfeldt.



Aus den Erlebnissen eines russischen Beamten.

Es war am Anfange der fünfziger Jahre und zwar kurz vor dem Ausbruche des Krimkrieges, als in einem der Gasthöfe ersten Ranges der reichen Handelsstadt Nischnij ein junger Mann einkehrte, dessen ganze äußere Erscheinung so sympathisch war, daß er bald der allgemeine Liebling der Nischnijer Gesellschaft wurde. Und in der That, es war kein Wunder, daß Bovikoff, so nannte sich nämlich der Held dieser wahrhaften Erzählung, in verhältnißmäßig kurzer Zeit sich so viele Freunde erwarb. Zu dem Reize der Neuheit gesellte sich noch ein feines, taktvolles Benehmen, verbunden mit einer gewissen Zurückhaltung, wenn man sich Fragen über seine Familienverhältnisse erlaubte. Konnte er denselben auf keine schickliche Weise ausweichen, so theilte er nur flüchtig mit, daß er, aus den westlichen Provinzen des Reiches gebürtig, seine Eltern, die dort wohlhabende Gutsbesitzer gewesen wären, schon längst durch den Tod verloren hätte. Nachdem er dann mehrere Jahre in einem Infanterie-Regiment als Offizier gedient hätte, habe er vor Kurzem den Dienst quittirt und den Entschluß gefaßt, in den Civil-Dienst zu treten. Dies war zu jener Zeit noch mit weniger Umständen verknüpft als heut zu Tage, wo die Antecedentien eines Stellen-... einer genauen Kontrolle unterliegen. Damals ge-... es, wenn der Chef einer Behörde Wohlgefallen an ...nd fand, um diesen Jemand in seinem Bureau an-

zustellen. Im gegenwärtigen Falle war es freilich nicht der Präsident der Kronpalate Herr P . . . o, dem Bovikoff unter anderen Honoratioren des Ortes seine ehrfurchtsvolle Aufwartung gemacht hatte, sondern die Frau Gemahlin desselben, eine für ihre vierzig Sommer noch äußerst lebhafte und vergnügungssüchtige Dame, die ein solches Wohlgefallen an unserem Helden fand, daß sie sich offen für ihn erklärte und seine Anstellung als Tischvorsteher bei einer der einträglichsten Abtheilungen der Palate, der Administration der Brantweinpacht seligen Andenkens, ohne Schwierigkeit erwirkte. Bovikoff wurde ein gern gesehener Gast in ihrem Hause, hatte stets ein offenes Couvert an der Mittagstafel, spielte mit der Frau Präsidentin Marriage, wenn der alte Herr sich zu seinem Mittagsschläfchen empfohlen hatte und hatte sich in kurzer Zeit derselben so unentbehrlich zu machen gewußt, daß in der ganzen Stadt nur die am meisten betheiligte Person, der Herr Präsident nämlich, nicht wußte, zu welcher Kathegorie der Ehemänner er eigentlich gehöre.

Wenige Monate nach seiner Ankunft in Nischnij besaß Bovikoff eine elegant eingerichtete Wohnung, zwei prächtige Braune Orlowscher Race, eine Loge im Theater und, was ebenfalls nicht zu verachten war, eine wohlgespickte Börse, die ihn in den Stand setzte im adligen Klub, dessen Mitglied er selbstverständlicher Weise geworden war, an einem Abende hunderte von Rubeln zu gewinnen oder zu verlieren, ohne dadurch merklich alterirt zu werden. In diesem Klub nun war es, daß ich, der damals eine Professur an dem adligen Institute bekleidete, die Bekanntschaft Bovikoffs machte, die sich bald zu einer gewissen Intimität entwickelte. Eines nur wunderte mich, daß Bovikoff, der doch sonst die feinsten Manieren und eine ungewöhnliche, gesellschaftliche Routine besaß, weder Deutsch noch Französisch sprach, da doch die Kenntniß wenigstens ein

dieser Sprachen zur Erforderniß des guten Tones in Rußland gehört. Doch schrieb ich diesen Mangel der Bildung auf Rechnung der verwahrlosten Erziehung, die er von seinem unwürdigen Vormunde erhalten, obwohl es mir bisweilen scheinen wollte, daß bei den Gesprächen, welche dann und wann in seiner Gegenwart in deutscher Sprache geführt wurden, seine Physiognomie ganz den Ausdruck hätte, als ob er das Gehörte ebenso gut verstände, wie ein geborner Deutscher. Dies Räthsel sollte mir jedoch später auf ganz unerwartete Weise gelöst werden.

Unter den zahlreichen Damenbekanntschaften, welche Bovikoff nach und nach gemacht hatte, befand sich auch das schöne Fräulein Nadeschda T..., die einzige Tochter eines der reichsten Gutsbesitzer des Gouvernements Nischnij, der jeden Winter mit seiner Familie in der Stadt zubrachte und eines der ersten Häuser daselbst machte. Auf einem der glänzenden Bälle bei dem damaligen Kriegs-Gouverneur Fürsten Urussow, lernten sich die jungen Leute kennen und in dem Mazurka des nächsten Balles, den Herr T... zu Ehren des Gouverneurs gab, mußte es wahrscheinlich schon zu einer Liebeserklärung zwischen ihnen gekommen sein, weil kurze Zeit darauf ein reich betreßter Diener mir eine Karte brachte, auf welcher ganz lakonisch stand:

Als Verlobte empfehlen sich
Nadeschda Pawlowna T.....
Roman Petrowitsch Bovikoff.

Was zu diesem Akte der Emanzipation die Frau Präsidentin gedacht haben mag, weiß ich leider nicht, konnte jedoch nicht bemerken, daß eine Aenderung in ihren freundschaftlichen Beziehungen zu ihrem Schützling eingetreten sei; ja, einige gut unterrichtete Personen wollten sogar wissen, daß gerade die warme Fürsprache der hochgestellten Frau den Widerspruch der Eltern der schönen Braut besiegt hätte. Wie dem aber auch sein möge,

Thatsache war und blieb es, daß Bovikoff der beneidenswerthe Bräutigam des schönsten und reichsten Mädchens in Nischnij war. Und doch zogen gerade um diese Zeit schwere Gewitterwolken über seinem Haupte herauf, die sich mit furchtbarer Gewalt über demselben entladen sollten, gerade als die glückliche Braut mit ihrer Mutter die Einkäufe zur Hochzeitsausstattung in Petersburg machte.

In der Abtheilung der Brantweinspacht, deren Chef Bovikoff geworden war, diente ein gewisser Kokereff. Diesen, der vor der Ankunft Bovikoff's gehofft hatte, selbst jene einträgliche Stelle seines langjährigen Dienstes in der Kronpalate wegen zu erhalten, mußte natürlich die Bevorzugung eines gänzlich unbekannten, jungen Mannes aufs schmerzlichste berühren und sein Gedanke bei Tag und Nacht wurde es nun, dem gehaßten Vorgesetzten eine womöglich recht tiefe Grube zu graben. Bald hatte sich auch die Gelegenheit dazu gefunden. Es kam nämlich an sämmtliche Behörden Nischnijs ein Steckbrief aus Krasnojarsk in Sibirien, worin auf einen jüdischen Flüchtling, Namens Heiman, gefahndet wurde, der Diebstahls wegen aus seiner Heimath Lithauen vor einigen Jahren nach Sibirien verschickt worden war, und den man seiner Talente und seines einnehmenden Wesens halber eine Stelle als Schriftführer in der Gouvernements-Regierung zu Krasnojarsk gegeben hatte. Eine Zeit lang hatte Heiman seine Amtsobliegenheiten zur größten Zufriedenheit seiner Vorgesetzten verrichtet und wer weiß, ob er nicht dort noch Karriere gemacht haben würde. Doch sagte ihm das Leben in der sibirischen Provinzialstadt nicht zu; er sehnte sich nach einem größeren Wirkungskreise für seine Talente und da er gerade mit der Ausfertigung der Pässe beauftragt war, so hatte er stets eine Anzahl von bereits vom Gouverneur unterzeichneten Blankets zur Hand, welche er nur mit irgend einem Namen

auszufüllen brauchte, um sie gültig zu machen. Ebenso befand sich unter seinem Verschluß die Kasse der Behörde, die etwa 6000 Rubel enthielt. Die Versuchung, sich dies Geld anzueignen und damit das Weite zu suchen, war für den lebenslustigen jungen Mann unwiderstehlich und so fand man denn eines schönen Morgens den Platz des Herrn Sekretärs unbesetzt und die Kasse leer. Da eine Telegraphenverbindung damals noch nicht existirte, war es der Behörde schwer, den Flüchtling, der bereits einen bedeutenden Vorsprung gewonnen hatte, einzuholen. Um die Verfolger irre zu führen, hatte Heiman die Vorsicht gehabt, in jeder größeren Stadt, durch welche ihn sein Weg führte, unter einem anderen Namen im Passe aufzutreten und so war er denn endlich bis Nischnij gekommen, wo er unter dem Namen Niederstetter sich in das Fremdenbuch eines Gasthauses auf dem untern Bazar eingeschrieben hatte. Dieser Umstand sollte ihm aber gerade zum Verderben gereichen, wie wir gleich sehen werden. Der oben erwähnte Steckbrief kam auch in die Kronpalate und wurde dort, wie es gebräuchlich ist, sämmtlichen Abtheilungen zur Kenntnißnahme mitgetheilt. Kokereff, der ihn in Gegenwart Heimans durchlas und das darin genau angegebene Signalement des Flüchtlings mit dem Aeußeren seines Vorgesetzten verglich, gelangte auf der Stelle zu der Ueberzeugung, daß dieser und kein anderer der Gesuchte sei und theilte seinen Verdacht dem Präsidenten mit, der ihn jedoch schnöde mit der Bemerkung abfertigte, daß er entweder verrückt sei oder zu viel getrunken habe. Ohne sich durch diese Schmeichelei abschrecken zu lassen, suchte Kokereff eine Audienz bei dem Kriegsgouverneur nach und hatte demselben die Sache wahrscheinlich so einleuchtend zu machen gewußt, daß die Verhaftung Bovikoff's beschlossen [illegible].

[illegible]ch erinnere mich noch lebhaft des Augenblickes, als

an einem rauhen Novemberabende eine zahlreiche Herren-Gesellschaft im Billardzimmer des Klubs versammelt war, und das elegante Spiel Bovikoff's bewunderte, der im Billardspiele sowohl, als auch in allen andern Spielen eine ungemeine Fertigkeit besaß. Eben als Bovikoff die Partie durch ein kunstvoll ausgeführtes Triplet beendet hatte, trat ein Gensdarmerie-Offizier in den Saal und gerade auf Bovikoff zu, dem er einige Worte ins Ohr flüsterte, wovon wir nur das Wort „Gouverneur" verstanden. Ohne die geringste Verlegenheit zu zeigen, entschuldigte sich Bovikoff bei seinem Gegner, daß er ihm jetzt die gewünschte Revange nicht geben könne, weil Dienstgeschäfte ihn zum Gouverneur riefen, und verließ dann mit dem Offizier den Saal. Allgemeines Staunen folgte seinem Abgange, welches noch wuchs, als man am folgenden Tage erfuhr, daß Bovikoff auf Befehl des Gouverneurs gleich nach seiner mit ihm stattgefundenen Unterredung in das Gefängniß abgeführt worden sei. Die näheren Umstände der Verhaftung waren folgende: Als Bovikoff vor dem Gouverneur erschien, fragte ihn dieser zuerst, in welchem Regimente er früher gedient habe? Bovikoff nannte das in Wilna stehende Grenadierregiment. Auf die Frage, wer zu jener Zeit Chef des Regiments gewesen sei, nannte Bovikoff ohne Zögern den Obersten bei dessen Familien- und Vatersnamen und wußte auch über alle anderen Offiziere des Regiments die genaueste Auskunft zu geben, so daß der Gouverneur, welcher seine Angabe mit denen seines militärischen Adreßkalenders verglich, immer mehr zu der Ansicht hinneigte, einen wirklichen früheren Offizier dieses Regiments vor sich zu haben. —

„Da Sie, wie Sie behaupten, früher Militär gewesen sind," fuhr er dann fort, „so werden Sie gewiß auch mit den Handgriffen des Exercitiums bekannt sein?" — und als Bovikoff darauf eine bejahende Antwort gab, befahl er,

einen im Nebenzimmer wartenden Unteroffizier herbeizurufen, ließ dem jungen Manne ein Gewehr geben und mit demselben die Evolutionen machen, welche der Unteroffizier kommandirte. Auch dies geschah mit der größten Präcision. „Jetzt bleibt Ihnen nur noch eine Frage zu beantworten übrig," sprach der Gouverneur, „und dann will ich Sie nicht länger inkommodiren. In welchem Hotel sind Sie bei Ihrer Ankunft in Nischnij abgestiegen?"

„Ich kann mich auf den Namen desselben nicht mehr besinnen, Excellenz!"

„Bei Ihrem trefflichen Gedächtnisse! Das nimmt mich Wunder! Soll ich vielleicht Ihrem Gedächtnisse zu Hilfe kommen?"

„Wenn ich nicht irre, war es das Hotel Klimoff auf dem untern Bazar;" brachte endlich Bovikoff mit unsicherer Stimme hervor, während sein Gesicht sich mit einer plötzlichen Todtenblässe bedeckte."

„Man rufe Klimoff her, der das Fremdenbuch mitbringen soll!" herrschte der Gouverneur dem Polizeimeister zu und nach kurzer Zeit schon trat der Hotelier mit einem dicken Folianten unter dem Arme in das Zimmer. Aus dem Fremdenbuche nun ergab es sich, daß Bovikoff unter dem Namen Niederstetter in Nischnij angekommen war. Dieses Versehen des sonst alle Chancen so klug berechnenden jungen Mannes führte seinen Untergang herbei. Er hatte offenbar nicht die Absicht gehabt, für längere Zeit in Nischnij zu bleiben und es deshalb hier wie in den anderen Städten gemacht, durch welche er gekommen war. Reuig gestand er ein, daß er wirklich der im Steckbrief signalisirte Heiman aus Krasnojarsk sei und dies Geständniß besiegelte sein Schicksal. Da nach den russischen Gesetzen ein Verbrecher nur an dem Orte gerichtet wird, [illegible] er das Verbrechen begangen hat, so wurde Heiman, [illegible] nicht mehr Bovikoff, vorläufig ins Gefängniß gesteckt,

wo er so lange bleiben sollte, bis der große nach Sibirien gehende Verbrecher-Transport in Nischnij angelangt war.

Natürlich erregte Heiman's trauriges Schicksal die allgemeinste Theilnahme, die sich bei seinen näheren Bekannten nicht nur durch Worte, sondern auch durch Thaten betheiligte; denn der Russe hat ein warmfühlendes Herz. — Für ihn heiligt gleichsam das schwere Loos, welches den Verbrecher getroffen hat, die Person desselben, und man wird deshalb auch nie denselben „Verbrecher," sondern stets nur „den Unglücklichen" nennen hören, dem man auf jede nur mögliche Weise seine Theilnahme zu beweisen sucht.

Mir war ganz wehmüthig zu Muthe, als ich in die kalte, feuchte Zelle des Gefangenen trat, um von ihm Abschied zu nehmen und ihm die Liebesgaben der Freunde zu überbringen, welche in einem warmen Schafspelz, Pelzmütze, Pelzstiefeln und Fausthandschuhen bestanden. In dem Futter der Pelzmütze war ein Geldpäckchen, bestehend aus 100 Silberrubelscheinen eingenäht, was ich ihm, da der Gefängnißwärter zugegen war, in deutscher Sprache mittheilte, die Heiman diesesmal vortrefflich verstand. Ich hatte Mühe, den gefeierten Löwen des Tages in dem groben, grauen Verbrecherkittel zu erkennen, in welchen man ihn gesteckt hatte. Die Hälfte seines Kopfhaares und Backenbartes war bereits glatt abgeschoren, wie dies früher bei den Transportirten stets statt fand, um ihnen die Flucht zu erschweren. An Händen und Füßen trug er schwere Ketten. Natürlicher Weise war Alles, was er in seinem Besitze gehabt, auf öffentlicher Auction zum Besten der Krone verkauft worden, und da der Erlös davon beinahe der Summe gleichkam, welche er entwendet hatte, und man unter der Hand erfuhr, daß der fehlende Rest von einer gewissen hochstehenden Dame eingezahlt sei,

so durfte man hoffen, daß ein nicht allzuschweres Loos den Unglücklichen in Sibirien erwarte.

Auf meine Frage, warum er, ein doch so kluger Mensch, gerade Nischnij, welches doch an der großen Poststraße nach Sibirien liege, zu seinem Aufenthaltsorte gewählt habe, da hier doch am leichtesten eine Entdeckung zu befürchten gewesen sei, antwortete er, er habe dies in der Voraussetzung gethan, daß ihn gerade hier Niemand suchen würde, weil man schwerlich einen Menschen für so unvernünftig halten werde, sich selbst ohne Ursache einer so großen Gefahr auszusetzen. „Wenn Fräulein T... aus Petersburg zurückkommt," fuhr er fort und seine Stimme zitterte vor Bewegung, „so bringen Sie ihr diesen Ring — es war der Verlobungsring — und sagen Sie ihr, ich fühle mich unwürdig, denselben länger zu tragen. Möge sie vergessen, daß sie mich einst gekannt hat. Ich habe mein Schicksal verdient und darum beklage ich mich nicht. Leben Sie wohl! Ich darf wohl nicht sagen: Auf Wiedersehn!"

Am Morgen des nächsten Tages erhielt ich eine Einladung zum Frühstück von der Präsidentin. Sie hatte gehört, daß ich bei Heiman gewesen sei und wollte wahrscheinlich von mir erfahren, in welchem Zustande ich ihn gefunden hätte. Als ich in den Saal trat, stand sie am Fenster und schaute unverwandten Blickes auf die Straße. Ohne sich durch meinen Eintritt in ihrer Betrachtung stören zu lassen, winkte sie mir mit der Hand näher zu treten und auf die Straße deutend, sprach sie: „Voyez donc, monsieur, ces malheureux!" Und in der That, der Anblick, der sich hier meinen Augen darbot, war wohl geeignet, auch ein kälteres Herz, als das meinige, zum tiefsten Mitleid zu bewegen. Ein langer Zug von etwa zig Arrestanten, immer je zwei und zwei an einander ttet, bewegte sich durch den tiefen Schnee der Straße,

begleitet von einigen zwanzig berittenen Kosaken; am Ende des Zuges Bovikoff, oder vielmehr Heiman, dessen Gestalt hoch über die seiner Unglücksgefährten emporragte. Als der Zug am Hause des Präsidenten vorbeikam, schaute der Unglückliche auf, und uns am Fenster erblickend, suchte er die gefesselte Hand an die Mütze zu bringen um zu grüßen — doch vergeblich. „Toujours poli, n'est-il pas vrai, monsieur? wandte sich die Präsidentin zu mir im frivolsten Salontone. „C'est très-dommage, que cet jeune homme a si mal fini!“ — Ich verbeugte mich, ohne ein Wort zu erwidern, dachte aber bei mir selbst: „C'est dommage, que le jeune homme a si mal commençé!“ Das Thermometer zeigte 20 Grad Reaumur unter dem Gefrierpunkte — und von Nischnij bis Krasnojarsk sind es gute 300 Meilen.

Ein Tag aus dem Leben eines Zeitungs-redakteurs in Rußland.

Es ist 6 Uhr des Morgens und zum dritten Male schon hatte der Laufbursche der Druckerei die Hausglocke in Allarm gesetzt, um dann nach Empfangnahme des Korrekturbogens mit affenartiger Geschwindigkeit wieder zu verschwinden. Das letzte Mal aber mußte er mit leeren Händen abziehen, denn der mitgebrachte Bogen enthielt mehrere ominöse, dem Redakteur nur zu wohl bekannte rothe Striche des Censors, die eine schwer auszufüllende Lücke in der heute um 9 Uhr Morgens erscheinen sollenden Zeitung hervorbrachten. Zum Glück war der Censor, Staatsrath Z . . . n, ein Mann, der schon früh um 7 Uhr Morgens seinen Kaffee trank und nicht weit von mir wohnte; deshalb dauerte es auch nicht lange, bis ich unter vier Augen den verhängnißvollen Artikel mit ihm von A bis Z durchsprochen, oder vielmehr aus dem Deutschen in's Russische übersetzt hatte, was die erwünschte Wirkung, nämlich die Abolirung der rothen Striche hatte; denn der Herr Censor war sonst ein ganz humaner Mann, der nur den kleinen Fehler hatte, daß er, der eine deutsche Zeitung censiren sollte, von der deutschen Sprache kaum so viel verstand, wie ein Quintaner in Preußen von der Französischen. So war auch das heutige Mißverständniß daraus entsprungen, daß er durchaus nicht kapiren konnte, wie ein Wort, in einem übertragenen Sinne gebraucht,

eine ganz andere Bedeutung als die seines Wortlautes haben könne, wodurch natürlicher Weise der ganze Satz einen anderen Sinn erhält, wie hier im vorliegenden Falle. — Froh, keine Lücke ausfüllen zu dürfen, was in einem Leitartikel doppelt unangenehm ist, stürzte ich, den Korrekturbogen wie eine Fahne in der Luft schwingend, nach der Druckerei, wo die Schnellpresse den verfehmten Artikel in Empfang nahm und in tausenden von Exemplaren vervielfältigte.

Nach Hause zurückgekehrt, fand ich auf meinem Arbeitstische einen Stoß von Zeitungen, welche die Abendpost gebracht hatte. Flüchtig wurden die politischen Neuigkeiten in den ausländischen Zeitungen durchgesehen und zum Drucken notirt und dann die zahlreichen russischen Zeitungen geplündert, welche Nachrichten aus dem Innern brachten, die eine Hauptrubrik in der Zeitung bildeten und deshalb von mir vorher in's Deutsche übersetzt werden mußten. Diese Arbeit nahm je nach der Reichhaltigkeit dieser Mittheilungen die Zeit von 3—4 Stunden in Anspruch. Währenddeß brachte die Morgenpost Briefe aus dem Innern, theils Korrespondenzen, theils Schreiben verschiedenen Inhalts, von denen ich nur eines der Merkwürdigkeit wegen hier mittheilen will. Es war aus einer der größten Kolonien Südrußlands und lautete buchstäblich folgendermaßen:

Geehrter Herr Redaktör:

Wir Endesunterschriebenen haben nach reiflicher Ueberlegung in unserm Innern den Drang gefühlt, Ihnen die Mittheilung zu machen, daß unser Herr Pastor am letzten Sonntage von der Kanzel herab uns bitterlich tadelte, daß wir uns anmaßten, die Zeitung zu lesen, da dies für uns Bauern nichts tauge. Für euch, sagte er, ist es vollkommen genug, daß ihr die Bibel und das Gesangbuch kennt; was darüber ist, ist vom Uebel. — Da wir

nun hierin nicht der Meinung des Herrn Pastors sind, weil wir in der Zeitung vieles Nützliche finden, so bitten wir Sie höflichst unseren Protest in der nächsten Nummer Ihrer Zeitung zu veröffentlichen.

Folgten die Unterschriften von sieben der angesehensten Gemeindemitglieder, von denen ich mehrere als sehr kluge und verständige Leute persönlich kannte. Man vergesse dabei nicht, daß der Herr Pastor seine theologische Bildung auf der Dorpater Universität erhalten hatte.*)

Kaum hatte ich meine Vormittagsarbeiten beendet und mein frugales Mittagsmahl verzehrt, als die Hausglocke schon wieder läutete und ein junger Mann in's Zimmer trat, der seinem Anzuge und Gebahren nach dem Handwerkerstande anzugehören schien. In dieser Voraussetzung hatte ich mich auch nicht getäuscht, denn mein Besucher gab sich mir als den hier ansäßigen Schuhmacher N. zu erkennen, der ein sehr wichtiges Anliegen an mich habe. Ich ersuchte ihn Platz zu nehmen und er begann: „Ich komme zu Ihnen Herr Hofrath, mit der Bitte, mir zu meiner Frau zu verhelfen." — Man wird sich das Erstaunen denken können, in welches mich diese Worte versetzten. „Ich Ihnen zu Ihrer Frau verhelfen?! lieber Freund!" unterbrach ich ihn — „das ist eine sehr sonderbare Zumuthung. Wollen Sie sich nicht gefälligst deutlicher erklären?"

„Die Sache ist einfach die:" fuhr er fort, indem er verlegen seine Mütze zwischen den Händen hin und her schob — „in der katholischen Kolonie S . . . ist ein Probst (der Mann hatte einen polnischen Namen und war auch Pole von Geburt, wie die meisten katholischen

*) Dieser Brief wurde wirklich mit Erlaubniß des Censors in der Zeitung abckt, hatte aber die unangenehme Folge für den Redakteur, daß er von dem Pastor der Irreligiosität beschuldigt und von der clericalen Partei als Atheist verschrieen de.



Pfarrer in den Kolonien Rußlands), der mit seiner Haushälterin so lebte, wie die meisten Herren Cölibaten zu leben pflegen. Die Frucht dieser illegalen Verbindung war eine Tochter, Marie, ein hübsches Mädchen, welches der Herr Pfarrer zur Nachfolgerin der schon alt gewordenen Haushälterin bestimmt hatte. Dies war jedoch selbst für die alte Betschwester, die sich sonst in allen Stücken dem Willen des geistlichen Herren fügte, etwas zu starker Tobak," wie sich der Erzähler auszudrücken beliebte, „und sie fuhr deshalb mit ihrer Tochter unter dem Vorwande, nothwendige Einkäufe auf dem Markte machen zu müssen, nach der Stadt, und da wir schon längere Zeit bekannt waren, so machte mir die Alte den Vorschlag, ihre Tochter zu heirathen, was mir auch ganz recht war, denn die Marie war ein sauberes Mädel und ihre Mutter hatte auch ein paar hübsche Batzen für sie zurückgelegt. Kurz und gut! ich heirathete sie und die Mutter fuhr nach der Hochzeit wieder nach Hause zurück. Ein paar Wochen lebte ich denn auch mit meiner Frau ganz glücklich, denn sie ging mir in allen Dingen recht zur Hand, wie eine rechtschaffene Frau es ja auch thun soll. Das dauerte denn auch bis heute Morgen. Als ich aufwachte, fand ich Marie nicht mehr an meiner Seite; ich meinte, sie wird nach Wasser gegangen sein und denke mir noch nichts Schlimmes dabei. Es vergeht eine Stunde — es vergehen zwei Stunden, und noch immer ist sie nicht zurück. Da bemerke ich denn, daß ihr Mantel, den sie sonst immer nur bei schlechtem Wetter umzunehmen pflegt und auch das große wollene Umschlagetuch fehlt, das ich ihr am Hochzeitstage geschenkt hatte. Als ich unter ihren Sachen herumkramte, fand ich diesen Brief den sie in der Eile wahrscheinlich mitzunehmen vergessen hatte — und der erklärte mir denn auch ihr plötzliches Verschwinden. Der Herr Probst hatte ihr geschrieben, sie solle auf der

Stelle zu ihm zurückkehren, wenn sie nicht für ewig verflucht und in das Fegefeuer verstoßen sein wolle. Da lesen Sie selbst! hier ist der Brief!" — Ich las denselben und erschrak förmlich. Eine solche cynische Verworfenheit, wie sie aus jedem Worte desselben athmete, hätte kaum bei einer Person aus der untersten Hefe des Volkes, geschweige denn bei einem Manne Entschuldigung finden können, dessen erhabener Beruf es ist, das Wort Gottes zu verkündigen und als ein Muster der Sittenreinheit seinen Mitmenschen voranzuleuchten.

„Das ist freilich eine schlimme Geschichte," begann ich endlich, als ich mich einigermaßen von meiner Ueberraschung erholt hatte, „doch begreife ich nicht, mein Lieber, in wie fern ich Ihnen hierbei von Nutzen sein kann?"

„Wenn Sie," erwiderte der unfreiwillige Strohwittwer, „die Güte haben wollten, diesen Brief in der Zeitung abzudrucken und dann noch Ihrerseits ein paar ermahnende Worte dazusetzen, so glaube ich, würde der Pfarrer mir meine Frau wieder zurückschicken!"

Vergebens stellte ich ihm vor, daß das in einer Zeitung unmöglich geschehen könne; — er beruhigte sich nicht eher, als bis ich ihm das Versprechen gegeben hatte, die ganze Geschichte sowie den Brief des Pfaffen zur Kenntniß der Behörde zu bringen, die dann nicht ermangeln werde, eine Untersuchung anzustellen. — Wie ich später erfuhr, wurde wirklich der Pfaffe von dem Kriminalgerichte verurtheilt, die junge Frau zu ihrem Manne zurückzuschicken und die Prozeßkosten zu tragen.

Kaum war der Schuhmacher seiner Wege gegangen, als sich an der Thüre des Redaktionszimmers ein geheimnißvolles Klopfen vernehmen ließ. Auf mein lautes Herein! trat ein ganz in Weiß gekleideter brünetter Herr mittleren Alters in's Zimmer und auf mich mit den Worten zu:

„Habe die Ehre mich Ihnen auf meiner Durchreise nach Aegypten vorzustellen. Dr. Kulman, Magnetiseur des Königs von Dänemark.“ Dabei traf mich ein durchdringender Blick seiner großen schwarzen Augen, als ob er stante pede seine magnetische Kunst an mir selbst erproben wollte. — „Sie wünschen von mir, Herr Doktor,“ begann ich mit etwas unsicherer Stimme, — denn das seltsame Benehmen des Mannes imponirte mir ungemein.

„Ich wünsche weiter Nichts als einen kleinen Artikel in Ihrer Zeitung, der das hiesige Publikum auf mich aufmerksam machen soll; denn ich gedenke hier einige magnetische Sitzungen zu geben. Da ich zugleich Spiritist bin und folglich im Umgange mit der Geisterwelt stehe, so wäre ich auch nicht abgeneigt, für ein Extra-Honorar, welches wir auf etwa 25 Rubel per Person festsetzen können, eine Geistercitation in geschlossener Gesellschaft zu arrangiren. Was meinen Sie hierzu?“

Ich erwiderte ihm, daß ich zwar die höchste Achtung vor seiner Kunst habe, daß ich jedoch den verlangten Artikel nicht eher in die Zeitung einrücken könne, als bis ich vorher wenigstens ein Pröbchen seiner Kunst gesehen habe, und daß der Herr Doktor mich daher sehr verpflichten würde, wenn er heute Abend um 8 Uhr mich mit seinem magnetischen Besuche beehren würde. Er versprach dies und nahm auf ebenso feierliche Weise Abschied, als er erschienen war.

Aber auch jetzt noch sollte ich keine Ruhe haben. Denn kurz nach dem Abmarsche des Magnetiseurs erhielt ich eine dringende Einladung von Herrn Anselm, dem Gründer der ersten deutschen Dampf-Bierbrauerei in O. zu der um 5 Uhr Nachmittags stattfindenden Einweihungsfeierlichkeit seiner Brauerei. Ich wußte wohl, welche Bewandniß es mit dieser Dringlichkeit hatte, denn Herr Anselm hatte schon lange vorher auf zwei Quadrat-

rufs Inseraten mit obligater Redaktionsbegleitung abonnirt und ich durfte daher schon aus rein materiellen Gründen diese liebenswürdige Einladung nicht ablehnen. Punkto 5 Uhr trat ich in die glänzend eingerichtete Bierhalle, in der bereits eine große Zahl von echten Jüngern des Gambrinus versammelt war. Die langen, schmalen Tische bestanden origineller Weise aus fichtenen, mit schneeweißen Linnen bedeckten Brettern, denen gefüllte Biertonnen als Postament dienten. Neben jedem Geladenen stand ein mächtiger Seidel mit zinnernem Deckel, dessen Zuklappen den als Aufwärterinnen dienenden Töchtern des Hauses, die mit den weißen Schürzen auf den bismarckbraunen Kleidern ganz charmant aussahen, als Signal diente, die Rolle der Heben mit Anmuth und Grazie zu spielen. Ehe es jedoch dazu kam, hatte der Pastor loci, der im vollen Amtsornate erschienen war, von einer Art Tribüne herab eine feierliche Ansprache an die Versammelten gehalten, in welcher er ihnen die große Bedeutung dieses Augenblickes für jetzige und künftige Geschlechter auseinandersetzte und den Segen des Himmels auf das fröhliche Gedeihen der ersten Dampf-Bierbrauerei in Südrußland herabflehte. Die lange, stellenweise sehr trockene Rede des geistlichen Herrn mußte auf die Nerven der Zuhörer einen ganz ungemein dursterweckenden Eindruck gemacht haben, denn im Handumdrehen wurde ein Fäßchen nach dem andern leer und die sechs flinken Heben mußten noch die Hilfe eines halben Dutzends stämmiger Brauknechte in Anspruch nehmen, um allen Ansprüchen ihrer Gäste gerecht zu werden.

Leider konnte ich das Ende des fröhlichen Festes nicht abwarten, sondern mußte nach Hause eilen, weil ich selbst Gäste bei mir zum Thee erwartete. Ich hatte nämlich zu Ehren des Herrn Doktor Kulman meine Kollegen, die Redakteure der russischen und französischen

Zeitung, sowie einige Professoren eingeladen, welche der deutschen Sprache mehr oder weniger mächtig waren; denn der Magnetiseur verkehrte mit der Geisterwelt nur in deutscher Sprache. Punkto 8 Uhr war die Gesellschaft vollzählig und der Magier trat in den Saal in Begleitung eines lang aufgeschossenen blonden Jünglings, den er uns als sein Medium, den polnischen Grafen Jankowski, vorstellte. — Ehe die magnetische Sitzung begann, nahm mich Kulman bei Seite und bat mich, eine Flasche Rothwein für ihn in Bereitschaft zu halten, weil er nach dem Magnetisiren stets sehr angegriffen sei. Dann ließ er die Astrallampe hinter die Fenstervorhänge stellen, so daß der Saal in ein magisches Halbdunkel eingehüllt war; das blonde Medium ließ sich auf seinen Wink in einen Armstuhl nieder, der Doktor setzte sich ihm gegenüber, preßte seine Beine dicht an die Beine des Jünglings, ergriff seine Hände, blickte ihm starr in die Augen; — schöpfte dann, wie es schien, mit rückwärts gebogenen Armen das magnetische Fluidum aus der Luft und sprützte es in starken Priesen dem jungen Manne in's Gesicht und auf die Brust. Nach etwa 20 Sekunden sank das blonde Haupt des Mediums mit geschlossenen Augen auf die Rücklehne des Armstuhls und mit triumphirenden Blicken schaute der Doktor umher und sprach die inhaltsschweren Worte: Er schläft! wer von den Herren will sich in magnetischen Rapport mit ihm versetzen? Der Professor der Physik, Herr O . . ., war der erste, der dies Wagestück unternahm und einige Fragen in Betreff der Bewegung der Himmelskörper an das Medium richtete, welches mit dumpfer Stimme in stoßweise hervorgebrachten Sätzen Antworten ertheilte, die wie wahre Stoßseufzer klangen und an die doppelsinnigen Antworten der delphischen Pythia erinnerten. Dann und wann, wenn das Medium durchaus den Mund nicht aufthun

wollte, wurde es von dem Doktor mit den Worten angedonnert: Sprich! ich befehle es Dir! und es folgte dann in der Regel auch eine Antwort, die, wie man sich im gewöhnlichen Leben auszudrücken pflegt, nicht gehauen und nicht gestochen war. In sehr heiterer Stimmung verließen meine Gäste das Haus, zuletzt der Doktor, nachdem er mit Hilfe des Mediums die Flasche Rothwein bis auf den letzten Tropfen geleert hatte. Um die Wißbegierde meiner geehrten Leser zu befriedigen, will ich hier nur noch erwähnen, daß bald darauf der berühmte Magnetiseur eine öffentliche magnetische Sitzung im Saale der Börsenhalle hielt, die damit endete, daß er ausgepfiffen wurde, worauf er seine sieben Sachen zusammenpackte und nach Aegypten abreiste, wo er einen empfänglicheren Boden für den Magneto-Spiritismus zu finden hoffte. Was dort aus ihm geworden ist, das mögen die Götter wissen.

Wladimir Iwanowitsch Dahl.

Vorliegende Skizze hat den Zweck, den Namen eines Mannes der Vergessenheit zu entreißen, der sich unsterbliche Verdienste um die russische Sprache erworben hat. Um diese Verdienste vollkommen zu würdigen, genüge die Bemerkung, daß Dahl's Schriften dieselbe Bedeutung für die russische Sprache haben, wie die schriftstellerischen Arbeiten der Gebrüder Grimm für die deutsche Sprache.

Wladimir Dahl stammte aus einer dänischen Familie, die sich am Ende des vorigen Jahrhunderts in Rußland niedergelassen hatte. Sein Vater diente zuerst als Militärarzt in dem Gatschinschen Kürassierregiment, dessen Chef der Großfürst Paul war. In den autobiographischen Memoiren, welche Dahl kurz vor seinem Tode seiner Tochter diktirte, heißt es unter anderem:

„Mein Vater harmonirte nicht mit dem Großfürsten, war jedoch dienstlich verpflichtet, ihm täglich Rapport über den Gesundheitszustand im Regimente abzustatten. Einst hatte sich ein Major bei einer Parade etwas verspätet und war deshalb von dem Großfürsten so hart angefahren worden, daß er vom Pferde herunterstürzend in epileptische Krämpfe verfiel. Der Großfürst befahl meinem Vater unter Strafe seiner Ungnade, den Kranken wieder herzustellen, und als dieser nach einigen Tagen seinem Chef sich als gesund meldete, reichte ihm der Großfürst mit den Worten die Hand:

„„Sind Sie ein Mensch, Major?““

„Ja wohl, Kaiserliche Hoheit!“

„„So können Sie auch verzeihen.““ —

Ich hörte von meiner Mutter, fährt Dahl fort, daß sie stets in entsetzlicher Angst um den Vater war, weil er nach dieser Begebenheit beständig ein geladenes Pistol bei sich trug und erklärt hatte, daß, falls ihm dergleichen passiren sollte, er sich auf der Stelle erschießen würde.“

Von Gatschin wurde der Vater Dahl's zunächst nach Petrasowodsk und von da nach dem Flecken Lugan im Lande der Kosaken versetzt, wo sein Sohn Wladimir am 10. November 1801 geboren wurde. In der Folge diente der alte Dahl in der Marine zu Nikolaew, von wo er im Jahre 1814 seinen dreizehnjährigen Sohn in das Seekadettenkorps nach Kronstadt schickte. „Was meinen Aufenthalt im Kadettenhause betrifft,“ erzählt Dahl, „so haben sich von demselben nur die zahlreichen Ruthenhiebe im Gedächtnisse erhalten, mit denen wir bei der geringsten Veranlassung traktirt wurden. Zuweilen war man versucht zu glauben, daß unsere Vorgesetzten nicht recht bei Verstande seien. Besonders galt dies von dem Lieutenant Kalugin, der jeden Kadetten, der in seiner Gegenwart zu lachen wagte, auf das furchtbarste auspeitschen ließ, weil er der Meinung war, daß er über ihn lache. Die traurigen Folgen einer solchen Erziehung ließen nicht lange auf sich warten. Es gab kein Laster, welches nicht unter den Kadetten verbreitet gewesen wäre und das Schlimmste dabei war, daß man zu Hause keine Ahnung davon hatte, was hier bei uns vorging. Wie es unter so bewandten Umständen mit der wissenschaftlichen Ausbildung bestellt war, kann man sich leicht denken.“ In dieser Anstalt blieb der junge Dahl bis zu seinem siebzehnten Jahre. Selbstverständlich war es nicht zu erwarten, daß der künftige Verfasser des monumentalen Wörterbuchs der groß-

russischen Sprache, daselbst einen großen Schatz von Sprachkenntniß erworben habe, und doch nahm Dahl etwas aus dieser Anstalt mit, was in der Folge einen großen Einfluß auf seine russischen Sprachstudien haben sollte, nämlich den Gedanken, wie seltsam es sei, daß der gebildete Russe seine Sprache ganz anders spreche, als der gemeine Mann. Schon damals schien es ihm, daß die Sprachweise des letzteren sich durch größere Kürze, Klarheit und Lebendigkeit vor der Büchersprache auszeichne. „Mit der Grammatik stand ich von jeher nicht im besten Vernehmen," sagt Dahl in seiner Vorrede zum Wörterbuche, „weil ich nicht verstand, sie unserer Sprache anzupassen und nie die Befürchtung los wurde, sie könnte die Freiheit des Verständnisses beeinträchtigen. Dies Mißtrauen fand seine Begründung darin, daß ich in der russischen Grammatik stets nur ein Machwerk fand, welches in einem lateinischen Rahmen eingefaßt und mit deutschem Leim zugeleimt war." Diese Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit der russischen Grammatik hat Dahl von seinem Jünglingsalter an bis zu seinem Tode beibehalten und ihr ist um so größeres Gewicht beizulegen, weil er sie am Schlusse seiner fast fünfzigjährigen Arbeit an dem Wörterbuche der großrussischen Sprache ausgesprochen hat. Als Gardemarin hatte Dahl Gelegenheit nach Kopenhagen zu kommen, wo er mit den übrigen russischen Offizieren zur Tafel des Königs eingeladen wurde. „Als wir," erzählt er weiter in seiner Selbstbiographie, „die Küste Dänemarks entlang fuhren, erwachte in mir der Gedanke, daß ich jetzt die Heimath meiner Vorfahren sähe. Sobald ich aber den Fuß auf den Boden Dänemarks gesetzt hatte, wurde es mir klar, daß mein wahres Vaterland Rußland sei. Die Deutschen habe ich von jeher als ein mir fremdes Volk betrachtet."

Im März 1819 wurde Dahl als Midshipman der

Flotte des Schwarzen Meeres zukommandirt. Ein ihm völlig unverständliches Wort, das er auf seiner Reise nach Nikolaew aus dem Munde seines Fuhrmannes hörte, brachte ihn zuerst auf den Gedanken, ein Wörterbuch der großrussischen Sprache zu verfassen und von diesem Tage an begannen seine Sammlungen von Sprüchwörtern, Redensarten und volksthümlichen Ausdrücken. Selbstverständlicher Weise konnte der Dienst auf der Flotte für einen so strebsamen Geist nicht viel Anziehendes haben. Dahl nahm daher im Jahre 1826 seinen Abschied und bezog die Universität zu Dorpat, um hier Medizin zu studiren. Zwei Jahre später brach der türkische Krieg aus, und da der Mangel an Militärärzten sehr groß war, so wurde es Dahl erlaubt, inmitten des Kursus das Examen als Doktor der Medizin und Chirurgie zu machen. Er bestand dies glänzend und trat als Militärarzt am 29. März 1829 in das zweite aktive Armeekorps ein, welches unter dem Oberbefehl des Grafen Diebitsch Sabalkanski stand. Der Aufenthalt in demselben war für die Förderung seiner chirurgischen Studien von großer Wichtigkeit. „Auf jedem Haltepunkte," erzählt Dahl, „versammelte ich um mich einen Kreis von Soldaten aus den verschiedensten Provinzen des Reiches und stellte mit ihnen comparative Sprachforschungen an; dies that ich später auch im polnischen Feldzuge und nur so ist es mir möglich geworden, in verhältnißmäßig so kurzer Zeit ein so reichhaltiges Material zusammenzubringen."

Im polnischen Feldzuge war es auch, wo die dritte von General Rüdiger befehligte Infanterie-Division, welcher Dahl attachirt war, dem jungen Militärarzte ihre Rettung aus einer höchst mißlichen Lage zu verdanken hatte. Von den an Zahl weit überlegenen polnischen Truppen unter dem General Romarino verfolgt, war Rüdiger bis zu dem Städtchen Josephow an die Weichsel gekommen, die er

jedoch nicht passiren konnte, weil die dortige Brücke von den Insurgenten zerstört worden war. Dahl, der in der Nähe der Stadt eine Anzahl leerer Tonnen bemerkt hatte, erbot sich eine fliegende Brücke über den Fluß herzustellen und führte dies auch in so kurzer Zeit aus, daß den russischen Truppen der Uebergang über den Strom ermöglicht wurde, gerade als der Vortrapp der feindlichen Truppen das Ufer erreichte. Dahl, der auf der Mitte der Brücke zurückgeblieben war, hieb mit einem scharfen Beile die Taue durch, vermittelst deren die Tonnen mit einander verbunden waren, stürzte sich dann, ein zweiter Horatius Kokles, in den Strom, und schwamm dem entgegengesetzten Ufer zu, welches er auch glücklich erreichte, ohne von den zahlreich ihn umschwirrenden feindlichen Kugeln getroffen zu sein. Der Kaiser Nikolaus belohnte Dahl für diesen Akt der Selbstaufopferung mit dem Wladimirorden mit den Schwerdtern.

Nach Beendigung des polnischen Feldzuges fand Dahl eine Anstellung als Ordinator in dem Militärhospital zu Petersburg, wo er in kurzer Zeit sich den Ruf eines geschickten Operateurs erwarb. Besonders glücklich war er als Okulist. Da er eine ebenso große Geschicklichkeit in der linken Hand besaß, wie in der rechten, so wurde er von den berühmtesten Aerzten Petersburg's in allen den Fällen als Assistent eingeladen, wenn eine Operation bequemer mit der linken Hand auszuführen war. Zu jener Zeit fand die Lehre Hahnemann's in Rußland Eingang, die anfangs von Dahl auf das heftigste bekämpft wurde; als er hernach auf den Rath seines Gönners A. Perowski, der damals Curator der Universität zu Charkow war, sich gründlicher mit der Homöopathie bekannt gemacht hatte, wurde er bald einer ihrer begeistertesten Anhänger und blieb dies auch bis zum Ende seines Lebens.

Schon in Dorpat hatte Dahl die Bekanntschaft des Dichters Schukowski gemacht, die sich in Petersburg zu intimer Freundschaft gestaltete und ihn mit den ausgezeichnetsten Schriftstellern jener Zeit, wie mit Puschkin, Wojäkow, Jasükow, Anna Sonntag, Delwig, Krülow, Gogel, dem Fürsten Odoewski u. a. in nähere Berührung brachte. Im Jahre 1833 gab Dahl fünf Volksmährchen unter dem Namen „der Luganskische Kosak" heraus, unter welchem auch alle seine später erschienenen Schriften veröffentlicht sind. In demselben Jahre gab Dahl seine ärztliche Praxis auf und wurde von seinem Gönner A. Perowski, der zum General-Gouverneur von Orenburg ernannt worden war, als Kanzleichef angestellt. Am Ende des Jahres 1836 kam er mit Perowski zum Besuche nach Petersburg und zwar gerade zu der Zeit, als Puschkin die tödtliche Wunde in dem verhängnißvollen Duell erhalten hatte. Drei Tage lang dauerte der Todeskampf des berühmten russischen Dichters, während welcher Zeit Dahl das Schmerzenslager seines Freundes nicht einen Augenblick verließ. Die letzten Worte des Sterbenden: „Das Athmen wird mir schwer! ich ersticke!" waren an ihn gerichtet gewesen; in Dahl's Armen hauchte er den letzten Seufzer aus.

Während seines Aufenthaltes in Orenburg (1833 bis 1841) gab Dahl eine Menge von Erzählungen und Geschichten heraus, die sämmtlich in volksthümlichem Geiste verfaßt waren; für die Belehrung der Jugend sorgte er durch sein populäres Lehrbuch der Zoologie und Botanik, das leider jetzt nicht mehr in den Schulen benutzt wird. Als in den dreißiger Jahren die Frage angeregt wurde, eine zeitgemäße Lektüre für den gemeinen Mann zu schaffen, schrieb Dahl seine „Mußestunden eines Soldaten," bestehend aus zwei und fünfzig Erzählungen, deren Inhalt dem alltäglichen Leben entnommen ist, und denen er später

(1851) „die Mußestunden eines Matrosen“ folgen ließ. Der populäre Ton, der in diesen Erzählungen herrschte, machte sie bald zu einer Lieblingslektüre des Volkes. Seine einzige dramatische Dichtung „der Morgen ist klüger als der Abend,“ ein in poetischer Hinsicht schwaches Machwerk, ist bemerkenswerth als ein Versuch die russische Sagenwelt mit den phantastischen Gebilden der bösen Haus-, Wald- und Wassergeister auf die Bühne zu bringen. — Nachdem Dahl noch den Feldzug nach Chiwa 1839—1840 mitgemacht hatte, der durch die Verrätherei des Generals Ziolkowski, eines Polen von Geburt, einen für die russischen Waffen so ungünstigen Ausgang genommen hatte, wurde er auf die Empfehlung des General-Gouverneurs Perowski bei dessen Bruder, dem Minister des Innern als Kanzlei-Direktor angestellt und blieb in dieser einflußreichen Stellung bis zum Jahre 1849, in welchem er zum Verwalter des kaiserlichen Domainenhofes in Nischnij-Nowgorod angestellt wurde. Hier war es, wo ich Dahl, dessen Schriften ich schon längst mit dem größten Interesse gelesen hatte, persönlich kennen lernte und das Glück hatte, in den Kreis seiner näheren Bekannten gezogen zu werden. Lebhaft stehen noch vor meiner Erinnerung die Mittwochsabende, an welchen bei ihm die Freunde des Schachspiels sich versammelten.

Dahl war nämlich ein leidenschaftlicher Schachspieler, der einen ebenbürtigen Gegner in dem evangelischen Pastor Lockenberg fand und höchst interessant war es für jeden Kenner dieses geistreichen Spiels, dem Kampfe dieser beiden Matadoren zuzuschauen. Nicht selten kam es auch vor, daß wenn mehrere Schachspieler anwesend waren, ein förmliches Schachturnier und zwar in der Art stattfand, daß jeder Spieler zwei Spiele zu dirigiren hatte. Den Beschluß des Abends machte stets eine Schachpartie en quatre, die aber nicht länger als bis 11 Uhr dauern

durfte; denn zu dieser Zeit ging Dahl, der schon früh Morgens bei der Arbeit war, stets zu Bette. Als besondere Eigenthümlichkeit Dahl's sei noch zu erwähnen, daß er seinen Thee nie aus einer Tasse oder einem Glase trank, wie dies in ganz Rußland herkömmlich ist, sondern, gleich den Kirgisen, mit einem Löffel aus einer großen Schaale schöpfte, in welche Weißbrot hineingebrockt war. Ueberhaupt führte Dahl ein höchst frugales Leben und ließ seinem irdischen Menschen eben nur das zu theil werden, was derselbe zu seiner Existenz nöthig hatte. Auch das Billardspielen trieb er wohl nur deshalb mit so großer Vorliebe, weil er in demselben ein treffliches Mittel erblickte, den Körper für die Anstrengungen des Geistes abzuhärten. Höchst interessant war es den Luganski'schen Kosacken, wenn er gerade bei guter Laune war, etwas aus dem reichen Schatze seiner Erlebnisse zum Besten geben zu hören. So erinnere ich mich noch lebhaft der Schilderung einer Wolfsjagd auf der Kirgisensteppe, der Dahl einst beigewohnt hatte und die er mit folgenden Worten schilderte:

„Bei meiner Ankunft in dem Kirgisen-Aul fand ich sämmtliche Bewohner desselben in großer Aufregung; es hatte nämlich ein Hirte soeben die Nachricht gebracht, daß sich ein Wolf in der Nähe ihrer Heerden gezeigt habe und im Nu waren die Anstalten zur Verfolgung des Steppenräubers getroffen. Obgleich ermüdet von der langen, nächtlichen Fahrt, wollte ich doch die günstige Gelegenheit nicht vorüberlassen, einer so interessanten Jagd beizuwohnen. Wie groß aber war meine Verwunderung, als ich sah, wem eigentlich die Verfolgung des Wolfes zugedacht war. Es war dies nämlich ein mächtiger Adler, [illegible] mit Lederklappen auf den Augen, auf dem hölzernen [illegible]tel eines Pferdes angebunden war, das von einem [illegible]tenen Kirgisen am Zügel geführt wurde. Sobald

wir unsere Rosse bestiegen hatten, ging es im sausenden Galop auf die endlos vor unseren Blicken sich ausdehnende Steppe hinaus; der Hirt als Führer voran. Nach etwa einer halben Stunde scharfen Rittes wurde in weiter Entfernung ein schwarzer Punkt sichtbar, den das geübte Auge der Steppenbewohner sogleich als einen Wolf erkannte. Auf der Stelle wurde Halt gemacht, der Adler von seinem Gestelle losgebunden und, nachdem man ihm die Augenklappen abgenommen hatte, in die Luft geworfen. In einigen Minuten schwebte er bereits dicht über dem Wolfe, in dessen Rücken er seine scharfen Krallen einschlug. Dieser warf sich auf die Erde nieder und versuchte auf jede mögliche Weise seinen Feind unter sich zu bringen; doch vergebens waren seine Anstrengungen. Der Adler erhielt sich oben, indem er seine mächtigen Flügel bald rechts bald links auf den Erdboden stemmte und mit seinem scharfen Schnabel den Kopf des Wolfes unbarmherzig bearbeitete. Während dessen waren wir auf dem Kampfplatze angelangt und betheiligten uns an dem Kampfe durch Lanzenstiche, die dem Steppenräuber gar bald das Garaus machten. Nachdem der Adler zur Belohnung ein Stück Fleisch erhalten hatte, wurde er wieder auf sein Gestell gesetzt und mit bedeckten Augen einem neuen Feinde entgegengeführt."

Als Präsident der Domänenkammer mußte Dahl öfters die kaiserlichen Apanagen-Dörfer besuchen und benutzte stets diese Gelegenheit, Materialien für sein großes Wörterbuch zu sammeln. Ich selbst hatte einst Gelegenheit, ihn auf einer solchen Reise zu begleiten, und war Augenzeuge, wie sehr er von seinen Untergebenen geliebt und verehrt war. Seine Worte waren für die Bauern Gesetz, nicht aus Furcht, sondern weil sie ihm ihr voll Vertrauen schenkten. Kaum war seine Ankunft in eine Dorfe bekannt geworden, als auch schon sämmtliche Kran

sich vor seiner Wohnung versammelten; und niemals wurde seine Hilfe vergeblich in Anspruch genommen. Trotz seiner zahlreichen Dienstgeschäfte fand Dahl in Nischnij noch Zeit, seine Skizzen aus dem russischen Leben zu schreiben (100 an Zahl) und die von ihm gesammelten 371,000 russischen Sprüchwörter ihrem Sinne nach zu ordnen. Herausgegeben wurden dieselben erst im Jahre 1862. —

Drei Jahre nach dem Tode seines Gönners und Freundes, des Ministers Grafen Perowski, nahm Dahl seinen Abschied aus dem Staatsdienste (1859) und siedelte nach Moskau über, wo er die Herausgabe seines Hauptwerkes, des Wörterbuchs der großrussischen Sprache vorbereitete. Dasselbe umfaßte nicht weniger als 330 Bogen in Groß Quart, deren Korrektur Dahl selbst vierzehnmal hielt, damit auch nicht der kleinste Druckfehler darin vorkäme. Im Jahre 1867 erschien endlich diese Riesenarbeit, die Frucht sieben und vierzigjähriger Mühe, in vier starken Bänden in 4° im Drucke*) und wurde von der gelehrten Welt Rußlands mit Jubel begrüßt. Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu Petersburg ernannte Dahl zu ihrem Ehrenmitgliede und erkannte ihm den Lomonossow'schen Preis zu; die kaiserlich russische geographische Gesellschaft, deren Mitbegründer Dahl gewesen war, belohnte ihn mit der Konstantin'schen goldenen Medaille; die Dorpater Universität schickte ihm ein lateinisches Diplom und den deutschen Preis für die beste Arbeit auf dem Gebiete der Linguistik; die übrigen russischen Universitäten glänzten durch ihr Schweigen.

Es ist nicht zu verwundern, daß ein Mann, der durch und durch so russisch gesinnt war, wie Dahl, von jeher eine größere Hinneigung zur griechisch-katholischen

*) Die Kosten des Druckes hatte Kaiser Alexander II. mit seiner gewohnten Liberalität getragen.



Religion verrieth, als zur protestantischen, in welcher er geboren war. Seiner Ansicht nach ist die griechisch-orientalische Kirche die wahre apostolische, und er scheute sich nicht auszusprechen, daß selbst die Sektirer in derselben Christo bei weitem näher ständen, als die Lutheraner, die nur vom Glauben sprechen und von den guten Werken nichts wissen wollen.

Dahl starb hochbejahrt im Jahre 1872; ein Jahr vor seinem Tode trat er förmlich zur griechischen Kirche über, zu der er längst schon der Gesinnung nach gehört hatte. Als seine Dorpater Freunde eine kathegorische Antwort von ihm verlangten, ob er sich für einen Russen oder für einen Deutschen halte, schrieb er ihnen zurück:

„Nicht der Namen, nicht die Confession, selbst nicht das Blut der Vorfahren bedingen die Nationalität eines Menschen, sondern sein Geist, seine Seele. Die Eigenthümlichkeit des Geistes manifestirt sich aber durch den Gedanken. In welcher Sprache jemand gedacht hat, zu der Nation muß er auch gezählt werden. Ich denke — russisch!“

Sibirien und die politischen Verbannten.

Sibirien spielt in der Geschichte Rußlands dieselbe Rolle, wie Australien für die Großbritanniens. Das ungeheure, menschenleere Land bedurfte der Kolonisation und da freiwillig niemand dahin ging, so wurde im Jahre 1769, also etwa zweihundert Jahre nach der Eroberung Sibiriens, die Verbannung dahin als allgemeiner Grundsatz aufgestellt und seit 1799 verwendete man auch wegen minder wichtiger Vergehen Verurtheilte zur Ansiedelung des Landes. Die Verbannung politischer Verbrecher nach Sibirien datirt aber erst von der Zeit der Aufstände Polens gegen die russische Herrschaft. Da es nun drei solcher Aufstände gegeben hat, so giebt es in Folge dessen auch drei Verbannungsperioden, deren jede ihren eigenthümlichen durch den Geist der jedesmaligen Zeitepoche bedingten Charakter hat. In der letzten Periode belief sich die Zahl der Verbannten auf circa 18,000 Personen beiderlei Geschlechts.

Schon lange vor Katharinen's Regierung erscheint in den Annalen Sibiriens der Name des ersten verbannten Polen, T. Tschernigowski, mit dem die Geschichte der ersten russischen Ansiedlung am Amur verknüpft ist. Tschernigowski war einer jener verwegenen Abenteurer, denen der russische Scepter die völlige Unterjochung Sibiriens zu verdanken hatte. Tödtlich beleidigt durch [illegible] Woewoden Abuchow, der ihm seine junge, schöne Frau [illegible]ht hatte, überfiel Tschernigowski mit einer Schaar

gleichgesinnter Genossen den Woewoden, tödtete ihn und seine Diener und flüchtete dann nach dem Amur, wo er an der Stelle der von den Chinesen zerstörten Stadt Albasin eine hölzerne Festung erbaute und die in der Umgegend lebenden Tungusen zwang, ihm den Jassak d. h. die jährliche Abgabe, in den noch heute berühmten Albasinischen Zobelfellen, zu entrichten. Um sich die russische Regierung geneigt zu machen, schickte er einen Theil dieses Jassak nach Nertschinsk. Dessenungeachtet wurde er im Jahre 1672 von dem Moskauer Kriminalgericht sammt seinem Sohne zum Tode verurtheilt; zwei Tage aber darauf wurde dieses Urtheil durch einen Machtspruch des Czaren aufgehoben. Tschernigowski erhielt nicht nur seine Begnadigung, sondern sogar noch ein kaiserliches Geschenk von 2000 Rubeln, eine zu jener Zeit sehr ansehnliche Summe. Was später aus ihm geworden, darüber schweigt die Geschichte. —

Am Ende des 18. Jahrhunderts begegnen wir folgenden Gruppen verbannter Polen: 1769 den Konföderirten von Bar und 1794 den Soldaten Kosciusko's. Erstere wurden schon in ihrer Heimath auf's gräßlichste verstümmelt und kamen mit abgeschnittenen Nasen und Ohren in Tobolsk an, wo sie von dem Gouverneur Schenschin auf barbarische Weise empfangen wurden. Er ließ nämlich zwei und zwei zusammen an einen dicken Holzklotz binden und dann von dem hohen Festungswalle hinabrollen. Ueberhaupt hatte Sibirien noch in den ersten zwanziger Jahren des jetzigen Jahrhunderts auf das schrecklichste von der grenzenlosen Willkür der höheren Beamten zu leiden. Schon Henning hatte aus Jekaterinenburg an Peter den I. geschrieben: „Glaube ja nicht, o Kaiser, was man Dir von Sibirien erzählt. Alle Beamten sind Bösewichter und nehmen unrechtmäßige Sporteln. Glaube mir! es ist so! Warum sollte ich Dich betrügen?“ Und

er betrog ihn nicht. Peter berief den damaligen Gouverneur von Sibirien, den Fürsten Gagarin, nach Petersburg und ließ ihn hier aufhängen (1721) für seine unerhörten Diebereien, wie es im Urtheilsspruche lautete.

Welcher Russe kennt nicht den Henker Sibiriens, Pastel, der elf Jahre von Petersburg aus mit seiner Kreatur, dem Gouverneur von Irkutsk, Treskin, Sibirien tyrannisirte?! Unter anderem verfolgte Pastel den Chef der Tobolskischen Proviantkommission, Generalmajor Kutkin, dafür, daß er auf einem Diner nicht der Meinung des allmächtigen General-Gouverneurs beigestimmt hatte, bis an dessen Lebensende. Er stellte ihn unter das Kriegsgericht, hielt ihn neun Jahre im strengen Arrest, entfernt von seiner Familie. Die Tochter Kutkin's erblindete vor den vielen Thränen, die sie um den Vater vergossen hatte; er selbst starb im Gefängniß und wurde erst nach seinem Tode von dem Senate für unschuldig erklärt. Nicht minder despotisch verfuhr Treskin in Irkutsk. Er zwang die höheren Beamten, ja selbst den Vice-Gouverneur, Lakaiendienste bei ihm zu verrichten, ihm den Mantel abzunehmen u. s. w. und überschüttete sie bei der geringsten Veranlassung mit den gehässigsten Schimpfworten. Einen Regierungsrath, der sich seine Ungnade zugezogen hatte, schickte er aus Irkutsk fort und erließ den Befehl an sämmtliche Behörden, denselben nicht länger als zehn Tage an einem und demselben Orte verweilen zu lassen. Auf diese Weise mußte der Unglückliche bis zum Ende seines Lebens, gleich dem ewigen Juden, in Sibirien umherirren. Das Volk seufzte unter den ungerechten Steuern, die ihm auferlegt wurden. Wie traurig das Loos der Verbannten zu jener Zeit gewesen sein muß, läßt sich aus Vorhergehendem leicht ersehen. So z. B. erfüllte der Name allein des Isprawniks (Landrath) von Nischne-Udinsk, Loskutow, die Herzen aller, die in seinem Kreise lebten,

mit Entsetzen. Grausam und despotisch, wie sein Gebieter Treskin, erschien Loskutow nie anders in einem Dorfe als mit Kosaken, welche Ruthen und Stöcke mit sich führten, und für das geringste Versehen die Rücken der armen Verbannten auf das unbarmherzigste bearbeiten mußten. Als Loskutow die Ankunft Speranski's in Irkutsk erfuhr, der auf Befehl des Kaisers Alexanders I. die Behörden revidiren sollte, erließ er in seinem Kreise den Befehl, den gesammten Vorrath von Papier, Federn und Tinte zu konfisziren, um das Fabriziren von Klageschriften zu verhindern. Zwei Greise hatten es jedoch gewagt, wider diesen Befehl zu handeln und eine Bittschrift an Speranski aufgesetzt. Als Speranski in Gegenwart Loskutow's seinem Sekretär befahl, die Klage laut vorzulesen, warfen sich die Greise, wie vom Donner gerührt, zur Erde nieder. Als Speranski gleich darauf den Landrath für abgesetzt erklärte, und seine Verhaftung befahl, flüsterten ihm die an allen Gliedern zitternden Kläger voller Schrecken zu: „Was hast Du gethan? Väterchen! Weißt Du denn nicht, mit wem Du es zu thun hast?! Das ist ja Loskutow! Gewiß kennst Du ihn noch nicht!“ Ein anderer Gouverneur von Irkutsk, Niemzoff, hielt sich eine besondere Leibwache, mit der er Nachts durch die Straßen ritt und die friedlichen Bewohner in ihren Betten überfiel. Einstmals lud er die Honoratioren von Irkutsk zu einem Picknik in der Umgegend der Stadt ein und ließ sie dort von dem berüchtigten Räuberhauptmann Gonduchin, mit welchem er befreundet war, überfallen und bis auf's Hemde ausplündern. Die unter seinen Befehlen stehenden niederen Beamten prügelte er höchst eigenhändig; einen der höheren Beamten stellte er auf dem Markte an einen Pfahl gebunden dem Volke zur Schau aus. Auch in Kamtschatka ging es nicht besser zu und noch lange Zeit blieben dort die Revisionsreisen des Ochotskischen Kom=

mandanten Koslow-Ugreina, der von den Kamtschadalen die „Hundepest“ genannt wurde, in übel berüchtigtem Andenken. Einen reichen Kaufmann, der es gewagt hatte, ihm zu widersprechen, ließ er auf Lebenszeit in's Irrenhaus sperren. Ein anderer, der an das Ministerium in Petersburg eine Klageschrift abgeschickt hatte, wurde nach den Nertschinskischen Bergwerken verschickt. In Irkutsk blieb selbst der Erzbischof nicht verschont, der es gewagt hatte, dem General-Gouverneur Vorstellungen über sein despotisches Verfahren zu machen. Treskin ließ ihn vor ein Gericht von Geistlichen stellen und zwang ihn dann, einer Maskerade beizuwohnen, auf welcher ihm die Masken die unfläthigsten Zoten und Possen vormachen mußten.

Gehen wir von den höher gestellten Personen zu denen niederen Ranges über, so finden wir ein ganzes in Westsibirien stationirtes Regiment als eine Bande von Räubern, die sich alle nur denkbaren Ungebührlichkeiten gegen die armen Sibirier erlaubten. Auch die Direktoren der Bergwerke, die von den Gouverneuren unabhängig waren, mißbrauchten nur zu häufig ihre Gewalt. So z. B. setzte der im Jahre 1775 nach Nertschinsk gekommene Direktor Waßil Naryschkin, den Katherina II. über die Taufe gehalten hatte, gleich nach seiner Ankunft 120 Bergwerksbeamte ab und ernannte an deren Stelle ebenso viele Sträflinge zu Beamten. Elf Monate verließ er sein Haus nicht, dessen Fensterläden hermetisch verschlossen waren. An einem Ostersonntage überraschte er seine Untergebenen auf folgende originelle Weise. Er ließ sich von zwei dicken Weibern in die Kirche führen, wobei er die größten Zoten riß und unanständige Lieder sang, in welche die hinter ihm gehenden Beamten im Chore nstimmen mußten. Mit Knutenhieben war er äußerst eigebig, und oftmals wußten selbst die Geprügelten icht, wofür sie eigentlich bestraft wurden. „Das ist mir

nur allein bekannt!" war seine stehende Redensart, gegen welche alle anderen Argumente verstummen mußten. Er machte sich auch durchaus kein Gewissen daraus, Krongelder anzugreifen und legte niemals Rechenschaft über dieselben ab. Befand er sich in Geldverlegenheit, so mußte der reiche Kaufmann Sibirjakoff herhalten, der einige Kronbergwerke gepachtet hatte. Als dieser sich einst weigerte, Geld zu geben, rückte Naryschkin mit zwei Kanonen vor sein Haus und drohte, dasselbe in Grund und Boden zu schießen, wenn seine Forderungen nicht auf der Stelle erfüllt würden. Sibirjakoff, der wohl wußte, daß Naryschkin in dieser Hinsicht keinen Spaß verstand, brachte ihm auf einem silbernen Theebrette die verlangten 5000 Rubel heraus. Naryschkin's Vermessenheit ging endlich so weit, daß er ein aus Tungusen formirtes Reiterregiment zu sich berief und mit demselben und mit einem kleinen Artilleriepark durch die Bratskische Steppe und Nischne-Udinsk gegen Irkutsk zog, um sich dieser Stadt zu bemächtigen. Auf dem Wege dahin hielt er die Handelskarawanen an und plünderte sie aus. Sein vermessenes Vorhaben sollte ihm jedoch nicht gelingen, denn in Werchne-Udinsk wurde er in einen Hinterhalt gelockt, arretirt und nach Irkutsk gebracht, wo er ungestraft noch längere Zeit sein Unwesen trieb, bis er endlich nach Petersburg zurückgeschickt wurde, wo der liebenswürdige „Farceur" mit offenen Armen aufgenommen wurde.

Die Amtsnachfolger Naryschkin's waren zwar etwas besser als er, doch kam es auch noch unter ihnen häufig vor (so unter Milekin, Kulakow, Frisch und Tschernitzün), daß die armen Sträflinge auf die geringste Veranlassung hin auf das unbarmherzigste geprügelt wurden.

Aus der ersten Gruppe der polnischen politischen Verbannten tritt uns eine Persönlichkeit entgegen, deren Name einst nicht nur in Sibirien und Rußland, sondern

auch in ganz Europa berüchtigt geworden ist. Es ist dies Moritz August Benjowski, der sich in Kamtschatka, wo er internirt war, für den Ungarn Weispoşk ausgegeben hatte. Sein abenteuerliches Leben ist so interessant, daß wir hier eine kurze Skizze desselben geben wollen. Benjowski hat selbst sein Leben beschrieben, doch ist seine Biographie voll von Lügen und Uebertreibungen, da er sich stets in dem vortheilhaftesten Lichte zu zeigen suchte. Der wahre Thatbestand ist folgender:

Benjowski war mit mehreren anderen Conföderirten in die Verbannung nach Kasan geschickt, fand jedoch hier das Leben nicht nach seinem Geschmack und begab sich mit einem gefälschten Passe über Kaluga nach — Petersburg. Obgleich er hier unter einem angenommenen Namen lebte, wurde er doch erkannt und als ein, wie es in dem Urtheilsspruche heißt, nicht nur böswilliger, sondern verzweifelter Verbrecher nach Kamtschatka verschickt, wo er nach anderthalb Jahren mit vier anderen Verbannten, dem schwedischen Major Wirblandt, dem Gardelieutenant Waßil Panow, dem Armee-Kapitän Hippolyt Stepanoff und dem Senats-Secretär Iwan Salmanow in Bolscheretzk, der damaligen Hauptstadt von Kamtschatka, anlangte. Auf die Frage des Kommandanten Niloff, wer er sei? erwiderte Benjowski kurz: „ein Soldat, der früher General war und jetzt ein Sklave ist.“ Diese Antwort gefiel dem Kommandanten, der ein einfacher, gutherziger Mann war. Er zog Benjowski in seinen näheren Umgang und gestattete ihm die größten Freiheiten; ja man will sogar wissen, daß Benjowski mit der Tochter Niloff's verlobt gewesen wäre. Unter den Verbannten fand unser Abenteurer bald eine gleichgesinnte Seele, den ehemaligen Garde-Kapitän ter Chruschtscheff, einen sehr geist- und kenntnißreichen ann, mit dem er bald ein enges Freundschaftsbündniß loß. Beide beschäftigten sich anfangs mit dem Unter-

richte von Kindern, beabsichtigten sogar, eine Schule für die Kamtschadalen zu stiften, und lasen zusammen die Bücher aus der Bibliothek des Kommandanten, unter anderen auch die damals erschienene Reisebeschreibung des Lord Apson, die zu jener Zeit großes Aufsehen machte. Die Schilderung der Insel Tinian machte einen solchen Eindruck auf die Freunde, daß sie den Entschluß faßten, nach dieser reizenden Gegend zu flüchten. Eine Reise um die Welt erschien ihnen als ein leicht ausführbares Unternehmen. Zu diesem Zwecke mußte man sich vor allem Anderen der Stadt und der Festung mit den darin enthaltenen Vorräthen und Munitionen bemächtigen, was durchaus nicht so schwierig war, wie Benjowski es in seiner Lebensbeschreibung geschildert hat. Bolscheretschk hatte zwar den Namen einer Stadt, war aber in Wirklichkeit nur ein kleines Dorf, welches außer einer hölzernen Kirche, einigen Kasernen und Getreidemagazinen nur noch gegen 20 elende Hütten enthielt, in welchen die Familien der Besatzung lebten, die aus etwa 70 invaliden Kosaken bestand. Auch die Festung war nichts weiter als ein mit einem Graben und Zaun umgebener Platz, der durch einige Kanonen vertheidigt wurde. Benjowski nennt den Kapitän Niloff prahlerischer Weise „Gouverneur," titulirt den simplen Kosakenoffizier „Hetman" und spricht von dem seichten Graben, über welchen ein Kind mit Leichtigkeit springen konnte und von den halbverfaulten Pallisaden als von großartigen Befestigungswerken und von den alten, invaliden Kosaken als von einer starken Garnison. Chruschtscheff, der mit den Landesverhältnissen sehr vertraut war, übernahm die Leitung des Unternehmens. Den Verschwörern gelang es auch, mit Hilfe von 65 Sträflingen, die sie gewonnen hatten (nach Benjowski — 96), sich der Festung zu bemächtigen, wobei der allzu vertrauungsvolle Kommandant Niloff getödtet wurde. Nachdem die Ver-

schwörer dann eine an der Küste Kamtschatkas gestrandete Galliote (von 150 Tonnengehalt) wieder flott gemacht hatten, schifften sie sich auf derselben ein. Das in der Festung vorgefundene Geld, sowie die Kanonen, Munition, Lebensmittel und Branntwein waren selbstverständlicher Weise vorher auf das Schiff geschafft worden, dessen Führung der Steuermann Tschurin übernahm, der seines liederlichen Lebenswandels wegen nach Kamtschatka verschickt war. Dem Untersteuermann Sosin wurde der provisorische Befehl über die Halbinsel bis zur Ankunft des neuen Gouverneurs übertragen. Am sechsten Tage ihrer Fahrt erreichten die Abenteurer eine Insel (die vierte in der Gruppe der Kurilen), auf welcher sie Brod buken, ihr von einem Sturme beschädigtes Fahrzeug ausbesserten und Wasser einnahmen. Da ein Theil der Mannschaft sich empört hatte und wieder nach Bolscheretschk zurücksegeln wollte, so befahl Benjowski, drei von den sechs Haupträdelsführern auf's unbarmherzigste zu knuten, die drei andern aber auf der unbewohnten Insel mit einem kleinen Vorrathe von Mehl zurückzulassen. Wie sehr die Unglücklichen auch weinten und baten, Benjowski blieb unerbittlich und segelte weiter. Unter englischer Flagge legte dann bald darauf die Galliote an einer der japanesischen Inseln an, wo sie von den Insulanern auf feindselige Weise empfangen wurden. Einen nicht besseren Empfang fand Benjowski auf Formosa, wo drei seiner Gefährten beim Wasserholen getödtet, drei andere von den Pfeilen der Eingebornen schwer verwundet wurden. Aus Rache dafür ließ Benjowski die ihn auf ihren Böten umkreisenden Insulaner niederschießen und 21 Kanonenkugeln auf die Inseln schleudern. Fünf Tage irrte er dann auf dem ...re umher, ohne zu wissen, wo er sich befand, bis ...lich ein günstiger Wind das Schiff an die Chinesische ...e trieb. Benjowski landete bei der Stadt Makao

und verkaufte dem Gouverneur der Stadt die Galliote für 1500 Piaster. Ein Theil der Mannschaft, fünfzehn von siebenzig, war bereits am Fieber gestorben; der Rest derselben wurde auf zwei französischen Fregatten untergebracht, die gerade nach Frankreich absegelten. Im März 1772 machten die Fregatten bei der französischen Insel Isle de France Station und erst am Ende des nämlichen Monats im folgenden Jahre langten die Abenteurer in Paris an, wo Benjowski am Hofe Ludwigs eine zuvorkommende Aufnahme fand. Seine Gefährten wurden von dem russischen Gesandten in Paris nach Rußland zurückgeschickt, wo sie am 30. September 1773 ankamen und gleich darauf nach Kamtschatka in Begleitung von zwei Senats-Courieren transportirt wurden. Der neue Gouverneur Kamtschatkas wurde benachrichtigt, daß der unter dem Namen Weisposk bekannte Pole Benjowski in Frankreich angekommen sei und dort den Schutz der französischen Regierung gefunden habe, welche damals in feindlichem Verhältnisse zur russischen Regierung stand. „Der französische Hof hat“ — so schreibt der Procuror Fürst Wjäsemski an den Gouverneur — „für ihn eine Flotille mit 1500 Mann ausgerüstet und zwar unter dem Vorwande, einige Küstenstriche Ostindiens für Frankreich zu erobern. Da ich nun selbst“ — fährt Wjäsemski fort — „benannten Benjowski in Petersburg als einen Menschen kennen gelernt habe, der weder Tod noch Teufel fürchtet, so ist es höchst wahrscheinlich, daß er, bekannt mit dem Wege nach Kamtschatka und mit den dortigen Verhältnissen, irgend einen Handstreich gegen uns auszuführen beabsichtigt.“ Diese Befürchtung war jedoch grundlos. Benjowski hatte der französischen Regierung den Vorschlag gemacht, eine Kolonie auf der Insel Formosa zu gründen; der französische Hof zog es jedoch vor, den Versuch zu machen, sich der Insel Madagaskar zu bemächtigen. Dort-

hin segelte denn auch Benjowski und blieb in Madagaskar $1^1/_2$ Jahr in beständigem Kampfe mit den Eingebornen der Insel und mit den Chikanen des französischen Befehlshabers der Insel Isle de France, bis er endlich von allen Seiten so bedrängt wurde, daß er die Insel verließ und sich nach London begab, wo er seine Biographie schrieb und herausgab. Sein Verleger Magellan machte ihn mit einem reichen amerikanischen Handelshause in Baltimore bekannt, vermittelst dessen Unterstützung es ihm gelang, einen Theil der Insel Madagaskar zu erobern. In kurzer Zeit hatte er eine solche Autorität auf der Insel erlangt, daß das Versailler Kabinet eifersüchtig auf seine Macht wurde und eine Fregatte mit einer Compagnie Soldaten gegen ihn abschickte. Mit leichter Mühe erstürmten die Franzosen die von Benjowski erbaute Festung und fanden darin drei Leichname und unter diesen den Leichnam des schönen Polen mit den Orden des heiligen Geistes und des heiligen Ludwig auf der Brust, einem halben Piaster in der Tasche und einer Kugel in der Brust, die ein feindlich gesinnter Insulaner auf ihn abgeschossen hatte.

Benjowski's Flucht und Abenteuer hatten in Petersburg einen so starken Eindruck gemacht, daß man von der Zeit an Kamtschatka nicht mehr als einen sichern Verbannungsort betrachtete und weder politische noch Kriminalverbrecher dorthin schickte. Auch die in den Nertschinskschen Bergwerken internirten Polen hatten davon gehört und beschlossen, dem Beispiele ihres Landsmanns zu folgen. Vierzig Personen verschworen sich, den Versuch zu machen, den Amur hinunter bis zum Ocean zu schiffen, und dann auf europäischen Schiffen nach Europa zu flüchten. Es gelang ihnen auch unter Beobachtung der größten Vorsichtsmaßregeln ein Fahrzeug auf der Schilka zu erbauen und einen Vorrath von Lebensmitteln heimlich zusammenzubringen. Die Flüchtlinge standen schon im Begriff, sich

einzuschiffen, als in Daurien die Nachricht von dem Tode der Kaiserin Katharina II. und von der Thronbesteigung des Kaisers Paul anlangte, der bald darauf ein Begnadigungsmanifest folgte, welches allen politischen Verbannten polnischer Nationalität die Rückkehr nach ihrer Heimath gestattete. Es kehrten jedoch nicht alle nach Polen zurück. Bis auf den heutigen Tag findet man noch unter den alten sibirischen Familien viele, die einen polnischen Namen führen und in denselben Familientraditionen, welche direkt auf die polnische Abstammung hinweisen. So giebt es z. B. in Westsibirien in der Nähe von Semipalatinsk zwei Dorfschaften, die ganz von Nachkömmlingen polnischer Verbannten bevölkert sind. Auch an vielen Ortschaften Ostsibiriens und in Transbaikalien leben viele Sibirier mit polnischen Familiennamen und in Ust-Iljinsk ganze Familien, welche von Bar'schen Conföderirten abstammen, woraus man den Schluß ziehen kann, daß die von einem Polen und einer Sibirierin erzeugten Kinder die Sprache und Religion der Mutter angenommen haben und nur noch in ihren Gesichtszügen und in ihrem Charakter die Spuren ihrer polnischen Herkunft verrathen. Heirathet aber ein solcher Mestize wieder eine Sibirierin, so würde selbst der eingefleischteste Pole nicht mehr in den Enkeln die geringsten Spuren von polnischem Blute entdecken können. Alle Polen, die an Ort und Stelle diese Umwandlung beobachtet haben, sind fest davon überzeugt, daß die Ursache dieser Entnationalisirung darin zu suchen ist, daß nach dem in Rußland herrschenden Gesetze die Kinder solcher gemischten Ehen die griechisch-orthodoxe Religion annehmen müssen. Am häufigsten fand die Russifizirung bei solchen Polen statt, welche schon die Hoffnung aufgegeben hatten, jemals nach ihrem Vaterlande zurückzukehren. Ihr Schicksal befand sich in den Händen von Leuten, welche jeden politischen Verbannten als einen

höchst gefährlichen Menschen betrachteten, für den selbst der Aufenthalt in Sibirien noch zu wenig Strafe sei. Münnich schmachtete in Gelüm, Mentschikow und Ostermann starben in Beresow; Fick wurde in schwere Ketten geschmiedet und nach dem entferntesten Gefängnisse des Jakutskischen Gebietes verschickt. Ein ähnliches Schicksal hatte der Gouverneur von Smolensk, Fürst Tscherkaski in Schigansk und der Vice-Kanzler Golowkin auf der Hundeinsel unter 67° N. Br. in einer elenden Hütte, die Nachts von Schildwachen umstellt war. Mengden's Verbannungsort befand sich nur noch 10 Meilen vom Eismeer an der Mündung des Kolyma; Iwaschew wurde in Bol-Scheretschsk internirt. Die Rache ihrer politischen Gegner kannte keine Grenzen. Ueberall wurde der strengste Befehl ertheilt, den Verbannten nur so viel Nahrung zu geben, als zur Fristung ihres Lebens unumgänglich nöthig war. Niemand durfte sich in eine Unterredung mit ihnen einlassen und Diejenigen, welche ihnen irgend einen Dienst geleistet hatten, wurden öffentlich mit Knutenhieben bestraft. Unter der Aufsicht solcher von Biron, Schilkovski und Wäsemski geschulten Henker verfloß auch das Leben der ersten verbannten Polen, denen Sibirien eine neue Heimath werden sollte. Sie widmeten daher ihre ganze Thätigkeit entweder der Ausübung irgend eines Industriezweiges, oder trieben Jagd und Ackerbau, wo die Natur des Bodens dies erlaubte; sich mit einem Handwerk zu beschäftigen, hielten sie aber unter ihrer Würde. Dagegen gab die in Angriff genommene Gewinnung der Rohprodukte Veranlassung zur Bildung zahlreicher Handelshäuser. Reiche Handelsstädte entstanden unmittelbar an der europäischen Grenze Sibiriens und ein Jahrmarkt (zu I[illegible]it) trat dort in's Leben, der an Bedeutung nur wenig d[illegible] größten Jahrmärkten in Rußland nachstand. So fi[illegible]en wir denn einen großen Theil der Nachkömmlinge

der Bar'schen Conföderirten und der Soldaten Kosciusko's als reiche, angesehene Kaufleute wieder, während nicht wenige von ihnen dem Beamtenstande angehören. Noch glücklicher war das Loos derer, welche nicht zu Kettenarbeiten in den Bergwerken, sondern zur Ansiedlung in den Städten Sibiriens oder in deren Nähe verurtheilt gewesen waren. Eine bedeutende Anzahl von ihnen hatte durch Verwerthung ihrer Kenntnisse sich eine angenehme Stellung zu verschaffen gewußt, so daß sie, als ihnen durch einen Ukas des Kaisers Paul die Rückkehr nach Polen gestattet war, Sibirien nicht mehr verlassen wollten. Dasselbe thaten auch 15 Jahre später viele Polen, die in dem Kriege mit Napoleon I. als Kriegsgefangene nach Sibirien verschickt worden waren. Von 900 Mann blieben 160 in Sibirien zurück.

Mit der Regierung Alexanders I. brach auch für die Verbannten in Sibirien eine neue Aera an, die sich durch mehr Humanität auszeichnete und den Mißbrauch der Amtsgewalt in den Verwaltungssphären zu beseitigen suchte. Zu diesem Zwecke wurde der Verfasser des russischen Gesetzbuches, Speranski, mit großer Machtvollkommenheit nach Sibirien geschickt, der denn auch das dortige Administrationswesen einer radikalen Reform unterzog. Wenn auch später noch von Zeit zu Zeit Dissonanzen gehört wurden, so war dies doch nur eine Ausnahme von der Regel. Hatten es die politischen Verbannten zu dieser Zeit auch noch nicht vollkommen gut, so war ihr Loos doch bedeutend besser geworden. Zwischen den Zeiten Peters I., wo die Sibirier die Verbannten nicht einmal in ihre Wohnungen aufnehmen wollten, und zwischen den letzten Regierungsjahren Alexanders I. liegt eine ungeheure Kluft. Die polnischen Verbannten der zweiten Periode, die in dem Heere Poniatowski's gedient hatten, lebten in der Verbannung nicht länger als zwe

Jahre. Die politische Verbannung hatte den Charakter einer zeitweiligen Strafmaßregel angenommen und war eine privilegirte Ausnahme im System der übrigen Verbannungsarten. Unter Alexander I. gehörte die größte Zahl der nach Sibirien verschickten Polen zu den gewöhnlichsten Verbrechern, die durch ein Urtheil des Kriminalgerichts zu dieser Strafe verdammt worden waren.

Im Jahre 1831 endete die große polnische Revolution mit der Erstürmung Warschaus (6. und 7. September) und ein Jahr darauf betraten die ersten verbannten Polen den Boden Sibiriens; 1833 wurde Peter Wüßotzki, einer der thätigsten Führer der Revolutionspartei, nach Ostsibirien verschickt. Im Jahre 1834 folgten die Emissäre, die einen neuen Aufstand zu organisiren versucht hatten, und mit ihnen noch eine große Anzahl von Personen, welche die Insurgenten in ihre Wohnungen aufgenommen oder ihnen Lebensmittel in die Wälder gebracht hatten. Dann folgte eine Partie Polen, welche bei der Verschwörung Konarski's in Wilna betheiligt gewesen war. Im Jahre 1839 erschienen in Sibirien die Mitglieder der socialen Organisation des polnischen Volkes (Stowarzyczenie ludu polskiego), welche in Warschau für die Verschwörung Konarski's Propaganda gemacht hatten. Im Jahre 1840 wurden die Emissäre nach Sibirien verschickt, welche im Jahre 1831 nach dem Auslande entflohen und dann später aus England und aus der Türkei wieder nach Polen zurückgekehrt waren; nach ihnen die Theilnehmer an der Verschwörung Kaspar Maschkowski's, der den sogenannten wolhynischen Aufstand organisirt hatte, und die Mitglieder der Propaganda des Priesters Szegenni (1843); im Jahre 1844 die Theilnehmer an der von Gsowski in Warschau beabsichtigten V schwörung; im Jahre 1846 die Mitglieder des Wars ıer demokratischen Bundes und nach ihnen die Revol ›näre von Siedlce und Galizien, sowie die Gymnasiasten,

welche ein Attentat auf das Leben des Statthalters, Grafen Paskewitsch, beabsichtigt hatten. Im Jahre 1848 brach die großpolnische Revolution aus, die ihre Hoffnung auf Ungarn gesetzt hatte; gleichzeitig damit organisirte sich in Wilna unter den Gebrüdern Dalewski der lithauischen Jünglinge (Związek mlodziezy litewskiej), der in der Hoffnung, daß die Ungarn und österreichischen Polen die Fahne des Aufstandes nach Polen tragen würden, bald in offenen Aufruhr ausbrach, aber schon im Jahre 1850 unterdrückt wurde. Eine Menge von Soldaten, die sich an diesem Aufstande betheiligt hatten, wurde nach Sibirien verschickt, ebenso wie viele Personen, die schon einmal in Sibirien gewesen waren. Im Jahre 1855 erfolgte die Verbannung derer, welche Rekruten vom Militärdienst abspenstig gemacht hatten, in der Absicht, mit ihnen nach der Krim zu entfliehen und sich dort den Franzosen anzuschließen. Einige wurden nach Sibirien einfach politischer Untriebe wegen verschickt, andere — darunter größtentheils polnische Juden — für die Vermittelung der Korrespondenz unter den Insurgenten. Verbannte nicht polnischer Herkunft waren nur ein russischer Lieutenant Karawaeff, dem jedoch schon nach einem Jahre gestattet wurde, in Kaukasien in den Militärdienst zu treten, ein Franzose Charles de Luceny, der sich mit Karawaeff an der Verschwörung Konarski's betheiligt hatte, und ein Lette Anna Reke; denn die kleinrussischen Bauern, die das Loos der Verbannung nach Sibirien getroffen hatte, wurden nicht politischer Untriebe wegen dorthin geschickt, sondern weil sie sich gegen ihre Gutsbesitzer empört hatten. Jedenfalls gehörte der überwiegend größere Theil der Verbannten den Vollblut-Polen an und zwar solchen, die im Königreiche Polen geboren und eifrige Katholiken waren. Fast Zweidrittel sämmtlicher politischer Verbannten waren Edelleute. Es ist ein bemerkenswerter

Zug im Charakter der Katholiken, daß gerade sie von jeher das Bestreben gezeigt haben und noch zeigen, sich gegen die bestehende Regierung aufzulehnen. Ihre Zahl verhält sich zur Zahl der politischen Verbrecher der griechisch-orthodoxen Kirche wie $29\frac{1}{2} : 1$.

Nach der Art ihrer Bestrafung lassen sich die politischen Verbannten der zweiten Periode in folgende Kathegorien eintheilen: erstens in solche, welche ohne den Verlust des Adels auf 2, 3, 5 und mehr Jahre nach Sibirien geschickt waren, dort unter polizeilicher Aufsicht standen und die Aussicht hatten, einmal wieder in ihre Heimath, oder doch in die Nähe derselben zurückkehren zu dürfen. Ihre Zahl war jedoch nicht bedeutend; einigen von ihnen wurde später gestattet, ihren Aufenthaltsort in weniger entfernten Gouvernements, wie Wladimir, Kaluga, Rjäsan u. a. zu nehmen.

Der zweiten Kathegorie der politischen Verbannten, die auf unbestimmte Zeit zur Ansiedlung in Sibirien verurtheilt waren, war ein weit traurigeres Loos beschieden. Die Schlachtizen, deren Güter confiscirt waren, erhielten von der Regierung jährlich 57 Rubel zu ihrem Lebensunterhalt (Greise und Krüppel das Doppelte). Personen aus dem Bürger- und Bauernstande erhielten nichts. In Westsibirien war es ihnen nicht gestattet, sich weiter als 10 Werste von dem Dorfe oder der Stadt zu entfernen, in welcher sie internirt waren. In Ostsibirien besaßen sie größere Freiheit und konnten mit Erlaubniß der Behörden überall herumreisen. Es versteht sich von selbst, daß sowohl hier wie dort die Kinder socher Ansiedler einfache Bauern werden mußten. Bis zu ihrem siebzehnten Jahre waren dieselben von der Steuerpflicht befreit und [illegible]ften auch keinen Militärdienst leisten. Ihre Väter [illegible]lten nur in den ersten zwei Jahren keine Abgaben; [illegible] dann im Verlaufe von zehn Jahren ihre Aufführung

tadellos gewesen, so wurde es ihnen erlaubt, sich in den Kaufmannsstand aufnehmen zu lassen. Die glücklichsten Ansiedler waren demnach die einfachen Leute, welche auch in ihrer Heimath an kein viel besseres Leben gewöhnt waren; die unglücklichsten diejenigen, welche der höheren Klasse der Gesellschaft angehörten.

Zur dritten Kathegorie gehörten die Polen, welche in die Strafcompagnien vertheilt waren und in den sibirischen Festungen (größtentheils an der Grenze Westsibiriens) Zwangsarbeiten in Ketten verrichten mußten. Ihre Lage war nur wenig von der Lage der zur Zwangsarbeit in den Bergwerken Verurtheilten verschieden, obwohl das Gesetz einen Unterschied zwischen beiden machte. Nur einigen Wenigen unter ihnen gelang es, entweder als Schreiber in den Militärkanzleien oder als Hauslehrer in Offiziersfamilien sich ein erträglicheres Loos zu begründen.

In der vierten Kathegorie der Verbannten standen diejenigen, welche verurtheilt waren in den sibirischen Linienbataillons als gemeine Soldaten auf Lebenszeit oder auf 15—20 Jahre zu dienen, im letzteren Falle mit der Aussicht, nach Verlauf dieser Zeit nach ihrer Heimath zurückkehren und dort den Militärdienst fortsetzen zu dürfen. Trotzdem daß der Militärdienst als die schwächste Bestrafungsart der sibirischen Verbannung galt, war er doch in Wirklichkeit eine der schwersten und deßhalb fanden hier auch die häufigsten Fluchtversuche statt. Die fast unausbleibliche Folge eines solchen, aller Hoffnung auf eine bessere Zukunft baaren Lebens, war die, daß fast alle polnische Soldaten sich dem Trunke ergaben und total das Gefühl ihrer Menschenwürde verloren. In den häufigsten Fällen blieben die Bemühungen ihrer Landsleute, sie zu einem nüchternen Leben zurückzuführen, ohne Erfolg und sie mußten daher ihrem Schicksale überlassen werden.

Die fünfte Kathegorie der auf 2, 3, 5 und 15 Jahre oder auch die ganze Lebenszeit zu Kettenarbeit in den Bergwerken Verurtheilten bekundet schon in ihrer ganzen Einrichtung die furchtbare Strenge der Strafe, welche für Personen aus den gebildeten Ständen — und diesen gehörte der größte Theil der Verbannten an — geradezu unerträglich sein mußte. Bis nach Tobolsk wurden sie in Kibitken in Begleitung von Gensdarmen gebracht; den Rest des Weges mußten sie mit gemeinen Verbrechern in Ketten zu Fuße zurücklegen. Als die Revolutionäre des Jahres 1831 im Jahre 1833 in den Nertschinsk-schen Bergwerken anlangten, ließ sie der Chef derselben sich vorstellen und sprach zu ihnen mit barschem Tone: „Wenn ihr auch hier wieder eure Umtriebe gegen die Regierung beginnt, so erwartet euch nicht der Strick oder die Kugel, sondern der Stock.“

Dann aber nahm er einen milderen Ton an, und ohne den Unglücklichen Zeit zu lassen, sich eine Vorstellung über das sie erwartende Loos zu machen, fragte er einen jeden von ihnen ganz freundlich, womit er sich früher beschäftigt habe, wie alt er sei, ob er Familie habe? u. s. w. Nachdem er die Verbannten in die einzelnen Bergwerke vertheilt hatte, stellte er seine Revisionsreisen an. An einem Orte tadelte er die Beamten auf's strengste, daß sie die Verbannten zu den schweren Arbeiten anhielten, und wunderte sich, daß seine Untergebenen nicht verständen, Leute von Bildung zu schätzen und mit mehr Rücksicht als die gemeinen Verbrecher zu behandeln; ein anderes Mal ereiferte er sich wieder gegen eben dieselben Beamten, weil sie so gefährliche Leute nicht strenger behandelten und nicht in Ketten arbeiten ließen. Dieser Chef war übrigens [illegible]r letzte der Mohicaner. Bei seinen Nachfolgern hatte [illegible]hon eine humanere Anschauung und dem zu Folge auch [illegible]ne mildere Behandlung der Gefangenen das Uebergewicht.

Ein politischer Verbannter, Namens Agathon Hiller, der längere Zeit in diesen Bergwerken zugebracht hatte, läßt sich folgendermaßen über die Behandlung der Polen in den Bergwerken aus:

„Später hatten wir es besser; man verfuhr menschlicher mit uns. Alte Leute, die sich noch an die früheren Befehlshaber erinnerten, sprechen von ihnen als von despotischen Tyrannen, welche die Sträflinge wie das Vieh behandelten. Die gegenwärtige Behandlung ist in Bezug auf uns Polen eine durchaus humane und sogar delikate. Dem Gesetze nach ist keine Kathegorie von Verbannten, selbst die der politischen nicht, von körperlichen Strafen befreit; doch ist mir kein einziges Beispiel bekannt, daß jemals ein politischer Verbannter körperlich bestraft worden ist."

Ein anderer Pole, Piotrowski in Westsibirien, schrieb nach seiner Befreiung in seinem Werke: „Pamiętniki z pobytu na Syberyi. Poznan 1860." (Erinnerungen an den Aufenthalt in Sibirien), daß die politischen Gefangenen in den Nertschinskischen Bergwerken in der Regel nicht zu den schweren Arbeiten angehalten worden seien, sondern nur die schon herausbeförderten Erze fortkarren mußten, eine Arbeit, welche ihre Kräfte nicht überstieg. Man nahm die Polen gern in der Gesellschaft auf und erlaubte ihnen sogar ihre eigenen Zusammenkünfte und Lustbarkeiten. Man darf ja nicht glauben, daß in den Nertschinskischen Bergwerken die politischen Verbannten nur als Nummern betrachtet worden wären und die Kleidung der Sträflinge getragen hätten. Man nannte sie bei ihren Familiennamen und jeder kleidete sich, wie es ihm seine Mittel erlaubten. Der ehemalige General-Gouverneur von Ostsibirien, Bronewski, der auch längere Zeit sich in Westsibirien aufgehalten hatte, schreibt im Jahre 1836:

„Die Verbannten werden sehr human behandelt; jeder

ist bereit, den letzten Kopeken mit ihnen zu theilen. Sie leben, so zu sagen, auf Rechnung der Bewohner Sibiriens; Niemand denkt daran, ihre politischen Ansichten ihnen als Verbrechen anzurechnen. Allgemein nennt man sie nur „die Unglücklichen." Weder ihr Stand, noch ihre Religion, noch ihre Nationalität kommen bei dem Umgange mit ihnen in Betracht, obwohl auch häufige Fälle vorkommen, daß dieses freundliche Entgegenkommen mit Undank belohnt worden ist."

In Kultum war ausschließlich für die verbannten Polen ein großes Haus erbaut, in welchem sie gemeinschaftlich wohnten. Größtentheils wurden die Verbannten nur auf kurze Zeit zu den Zwangsarbeiten in den Bergwerken angehalten; später durften sie sich irgendwo ansiedeln und sich entweder mit der Landwirthschaft oder dem Handel beschäftigen. Ein großer Theil von ihnen, der zur unbemittelten Schlachta gehörte, trat mit Ausnahme des Lieferanten in kein näheres Verhältniß zu der russischen Bevölkerung.

In den Groß-Nertschinskischen Bergwerken hatten die verbannten Polen auf gemeinsame Kosten eine dreitausend Bände starke Bibliothek zusammengebracht, die auch von den Verbannten an anderen Orten, wie z. B. in Kultum, benutzt wurde. Die Begründer dieser Bibliothek waren vier Polen, Bopré, Maschkovski, Borowski und Tschapski, die an der Verschwörung Konarski's Theil genommen und einen Bund unter dem Namen „Ogól" gestiftet hatten. In der Folgezeit existirte unter diesem Namen noch lange eine Gesellschaft Transbaikalischer Verbannter, welche ebenfalls eine Bibliothek stiftete, Zeitungen verschrieb, Journale herausgab und die gemeinsame Kasse verwaltete. Die ..gemeine Sitzung, auf welcher die Rechnungsablegung .ttfand und anderweitige Berathungen gepflogen wurden, .nd jedes Jahr mit stillschweigender Erlaubniß der Be-

hörden am ersten Weihnachtsfeiertage zu Bolschoi-Nertschinsk statt. Eine hervorragende Rolle in diesem Kreise, in welchem die größte Einmüthigkeit herrschte, spielte Alexander Wenschik, der Stifter des Warschauer Bündnisses vom heiligen Kreuze, über welchen sich Hiller folgendermaßen ausläßt:

„Wenschik war zu leichteren Arbeiten in den Bergwerken verurtheilt, wie z. B. zum Holzsammeln, Heuschneiden u. s. w., wobei er reichliche Muße hatte, den Helvetius und andere philosophische Schriften zu studiren. Diese Lektüre genügte jedoch seinem feurigen Geiste nicht. Er sehnte sich nach einem größeren Wirkungskreise; ohne einer seiner innersten Natur zusagende Beschäftigung konnte er keine Ruhe finden. Menschen von solchem Schlage gehen in solcher Lage entweder moralisch zu Grunde, oder gehen geläutert aus dieser Krisis hervor. Während seiner innern Kämpfe lernte Wenschik ein schönes sibirisches Mädchen kennen und entbrannte in heißer Liebe zu ihr. Lange Zeit kämpfte er mit sich selbst, ob er der Stimme seines Herzens folgen oder sich selbst und seiner Nationalität treu bleiben solle. Endlich trug das Nationalgefühl den Sieg davon — und von der Zeit an nahm sein Leben eine durchaus religiöse Färbung an, die jedoch von Fanatismus frei war. Sein ganzes Streben war darauf gerichtet, die Lage seiner unglücklichen Landsleute, so viel es in seinen Kräften stand, zu erleichtern. Er suchte die Aermsten unter ihnen auf, unterstützte die Schwankenden und tröstete die Verzweifelnden. Es gab keine noch so entlegene Dorfschaft, in welcher er nicht erschienen wäre und den Verbannten materielle Hülfe gebracht und das Wort Gottes gepredigt hätte. Um die von allem geistlichen Beistande Entblößten näher zu Gott zu führen und die verstockten Sünder zur Buße zu veranlassen, stiftete er in den bedeutendsten Dorfschaften Dauriens öffentliche Bet-

häuser für Katholiken. Zu Ostern und Weihnachten versammelte er alle Glieder der katholischen Gemeinde zu Bolschoi-Nertschinsk und genoß mit ihnen gemeinschaftlich das Abendmahl; dann fragte er einen jeden über seine Bedürfnisse aus und unterstützte ihn mit Rath und That. Mit einem Worte: er verwaltete das Amt eines Missionärs unter seinen Unglücksgenossen. Diese gemeinsamen Gebets-Versammlungen fanden auch noch nach dem im Jahre 1853 erfolgten Tode Wenschiks in Transbaikalien statt, und sein Andenken ist noch bis auf den heutigen Tag von allen Denen gesegnet, die Gelegenheit gehabt hatten, seine echte Frömmigkeit und wahrhafte Menschenliebe kennen zu lernen. Befand er sich im Kreise von Freunden in heiterer Stimmung, so improvisirte er auch wohl dann und wann ein Lied, welches von den Anwesenden nach alten, bekannten Melodien gesungen, als Würze der Unterhaltung diente. Das Bolschoi-Nertschinskische Bergwerk diente an den großen Feiertagen (Weihnachten und Ostern) als allgemeiner Versammlungsort sämmtlicher Polen und überhaupt kann man dieses Bergwerk als den Mittelpunkt der polnischen Verbannung in Sibirien betrachten. Man nannte es die Residenz der transbaikalischen polnischen Verbannten. Aus den entferntesten Ortschaften Sibiriens eilten an diesem Tage alle Verbannten dahin, um in brüderlicher Gemeinschaft den Gottesdienst abzuhalten, und ihre Gedanken unter einander auszutauschen. Dann schritt man zur Wahl des Kassirers für die allgemeine Kasse, die stets einige tausend Rubel baares Geld enthielt. Alle kranken Polen erhielten eine Unterstützung aus dieser Kasse, bei welcher man auch Anleihen zu verschiedenen industriellen Unternehmungen machen konnte. Jedes Mitglied der ransbaikalischen Verbannten-Kolonie hatte Anrecht auf ine derartige Unterstützung, mit Ausnahme der gemeinen Verbrecher und solcher, welche sich mit einer Sibirierin

verheirathet und so eins der Hauptgesetze der Kolonie übertreten hatten. Diese gesellschaftliche Vereinigung war und ist auch jetzt noch der trostreiche Hort der politischen Verbannten in Sibirien, welche ihr schweres Loos erleichtert, sie moralisch aufrecht erhält und ihnen die allgemeine Achtung der Behörden sowohl als auch der Einwohner sichert. Außerdem haben sich in Bolschoi-Nertschinsk einige polnische Familienkreise durch Verheirathung von Polen unter einander gebildet, in denen die Verbannten stets die liebenswürdigste, mit Recht so berühmte polnische Gastfreiheit finden, und, da alle nationalen Gebräuche in denselben auf's heiligste beobachtet werden, sich wenigstens in Gedanken in die theure Heimath zurückversetzt fühlen."

Der enge, freundschaftliche Verband, der alle polnischen Verbannten umschließt, sowie die Bereitwilligkeit zu gegenseitiger Unterstützung, verschaffte ihnen in ganz Sibirien die wohl verdiente Achtung aller Wohlgesinnten, die sich auch äußerlich in Unterstützungen aller Art bethätigte. In Tobolsk wurden sie auf's freundlichste von Peter Moschinski aufgenommen, der hierhin auf Lebenszeit verschickt war, und auf's freigebigste von dem reichen Fürsten Roman Sanguschko beschenkt, welcher damals dem Tobolskschen Linienbataillon zugezählt war, später jedoch, auf Verwendung seiner Verwandten, nach Kaukasien versetzt wurde. Jeder in den Bergwerken neu angekommene Pole fand bei seinen Landsleuten die zuvorkommendste Aufnahme und die größte Bereitwilligkeit, ihn in allen Stücken mit Rath und That zu unterstützen. Alle waren unter sich bekannt und gaben strenge darauf Acht, daß keiner von ihnen eine Heirath mit einer Russin schlösse; denn dies galt als Verrath an dem Vaterlande, obwohl nicht selten Fälle vorkamen, wo trotz aller Ermahnungen und Bitten des „Ogól" solche Ehen geschlossen wurden. Die Bewahrung des Nationalgefühls und eines bis auf das

äußerste zugespitzten Patriotismus war der charakteristische Hauptzug sämmtlicher politischer Verbannten dieser zweiten Periode. Von allen politischen Verbannten, die nach Ostsibirien verschickt waren, kehrten nur siebenundzwanzig nicht nach Polen zurück, sondern zogen es vor, in Sibirien zu bleiben, an welches sie Familien- oder Handels-Interessen fesselten.

Es ist nicht zu verkennen, daß der Aufenthalt so vieler gebildeter Personen einen höchst vortheilhaften Einfluß auf die Entwicklung der Industrie, sowie überhaupt auf die Civilisation Sibiriens ausgeübt hat. Diejenigen Polen, welche nicht in den Dienst der Regierung traten, suchten ihren Lebensunterhalt als Detailhändler, Kommis bei Kaufleuten, Posthalter, Privatlehrer und Gemeindeschreiber zu erwerben. Besonders liebten sie die einträglichen Stellen von Gemeindeschreibern, und da Alle von ihnen lesen und schreiben konnten, so fiel es ihnen nicht schwer, solche Stellen zu erhalten. Wo aber erst ein Pole sich festgesetzt hatte, fand er auch die Möglichkeit, einem zweiten und dritten Landsmann ein gesichertes Auskommen in seiner Nähe zu verschaffen. Besonders waren diejenigen geschätzt, welche technische Kenntnisse besaßen, deren Verwerthung sowohl in landwirthschaftlicher als auch in industrieller Hinsicht dem Lande den größten Nutzen brachte. Einen bedeutenden pekuniären Gewinn erzielten die Verbannten, welche ihr Augenmerk auf die sibirische Zeder gerichtet hatten, die zwar nur vereinzelt in den Waldungen vorkommt, aber in ganz Sibirien verbreitet ist. Bis zu der Zeit hatten die Zedernüsse nur als Futter für die Eichhörnchen und als Lieblingsnäscherei für die Sibirierinnen gedient und große Massen wurden jenseits des ral auf dem Irbit'schen Jahrmarkte verkauft. In Transikalien gründeten nun einige Polen eine kleine Fabrik, n Oel aus diesen Nüssen zu pressen. Einer von ihnen,

Sawischewski, erfand zu diesem Zwecke eine besondere Maschine und legte auch noch eine Seifensiederei an. Das aus Zedernüssen gewonnene Oel war von so ausgezeichneter Güte, daß es nur wenig dem Olivenöl nachstand und deshalb nicht nur eine starke Verbreitung in Sibirien, sondern auch im Innern Rußlands fand.

In Sibirien giebt es, wie bekannt, in den Wäldern keine Ulmen, Ahornbäume und Eschen, in den Gewässern keine Blutigel, auf den Wiesen und in den Gärten keine Bienen. Der Honig ist aber in dem streng orthodoxen Sibirien ein sehr gesuchter Fastenartikel; deshalb unternahmen es die verbannten Polen auf die Initiative des Direktors der Altai'schen Bergwerke, Arschenewski, die Bienenzucht in Westsibirien einzuführen, und der glänzendste Erfolg krönte dies Unternehmen. Im Jahre 1790 ließ man die zwei ersten Bienenstöcke aus Rußland kommen und gegenwärtig wird Honig schon für Hunderttausende von Rubeln producirt, und zwar besonders im Süden des Gouvernements Tomsk (im Birskischen Kreise). Auch in den Birkenwäldern am Fluße Tartas im Gouvernement Tobolsk wird die Bienenzucht bereits mit dem günstigsten Erfolge betrieben. — Auf den Gemüsebau, der sich zu jener Zeit in einem kläglichen Zustande befand, übten die Polen insofern einen günstigen Einfluß aus, als sie Sämereien bisher in Sibirien nicht bekannter Gemüsearten aus Polen kommen ließen und die Verbreitung besserer Sorten beförderten. In dem kleinen, sauber gehaltenen Gärtchen des ärmsten Verbannten sahen die Sibirier mit Verwunderung Mohn, Sellerie, Petersilie, Blumenkohl, Bohnen, Wassermelonen (Arbusen) und Melonen blühen. Bisher hatte man geglaubt, daß die Arbusen und Melonen nur in den Treibhäusern zur Reife gelangen könnten; als aber der Dezembrist Raewski auf seinem, nur zehn Meilen von Irkutsk liegenden Landgute diese Südfrüchte unter

freiem Himmel mit dem günstigsten Erfolge kultivirte, lernten auch seine Nachbarn die Behandlung derselben kennen und heut zu Tage werden in Irkutsk ganze Fuhren von Arbusen, das Stück zu 10 bis 15 Kopeken verkauft, während früher der Preis dafür zwischen 5 und 10 Rubel Assignation schwankte. Wie die nach dem Kap der guten Hoffnung verbannten Franzosen dort den Weinbau einführten und die nach England emigrirten Franzosen in London die ersten Seidenfabriken anlegten, so machten die nach Sibirien verbannten Polen die Sibirier mit dem Gebrauche des Pfluges und der Sense bekannt, welche letztere auch noch jetzt „Litewska“ (d. h. die „Lithauerin“) genannt wird. Der beste Weizen in Transbaikalien heißt „Polka“ (der polnische), und wurde zuerst per Post aus Polen eingeführt. In der Nähe von Bolschoi-Nertschinsk hatten die Polen eine Musterfarm angelegt. Andere beschäftigten sich mit der Pferdezucht oder mit der Fabrikation von polnischen und Schweizerkäsen. Auch eine kleine Tabaksfabrik wurde von den Verbannten angelegt, in welcher Cigarren aus Mongolischem und Nertschinskischem Tabak fabrizirt wurden. Alle diese Industriezweige, mit Ausnahme der Bienenzucht, geriethen in Verfall, sobald die verbannten Polen Sibirien verlassen hatten. Von größerer Dauer war der Einfluß derer gewesen, welche sich dem Unterrichte der Kinder gewidmet hatten. Durch Geduld und konsequente Beharrlichkeit gelang es den Verbannten das Mißtrauen der Einwohner zu besiegen, mit welchen man ihnen anfangs entgegengekommen war, und wenn heut zu Tage die Zahl der des Lesens und Schreibens kundigen Kosaken, Bauern, Bürger und Kaufleute in Sibirien verhältnißmäßig bei weitem größer ist als in Rußland, so ist dieser günstige Erfolg vorzugsweise auf Rechnung der politischen Verbannten zu setzen. Die Sibirischen Kaufleute besitzen eine encyclopädische Bildung,

welche den russischen Kaufleuten fast gänzlich fehlt. Auch in moralischer Hinsicht ist der Einfluß nicht zu verkennen, welchen die Verbannten auf einen großen Theil der sibirischen Bevölkerung ausübten. Sie vor allen trugen wesentlich dazu bei, dieselbe zum Selbstbewußtsein und zur Selbstthätigkeit heranzubilden, abgesehen von dem Nutzen, welchen sie in medizinischer Hinsicht brachten, weil die armen Kranken in Sibirien bisher keine andere ärztliche Hülfe gehabt hatten, als die Quacksalberei unwissender Lama's und Schamanen.

Unstreitig hätte Sibirien noch weit größeren Vortheil von den verbannten Polen gezogen, wenn nicht eben das allzu lebhafte Nationalgefühl derselben sie von einem innigeren Anschlusse an die russische Bevölkerung abgehalten hätte und wenn das Heimweh in ihnen nicht so mächtig gewesen wäre. Nicht wenige, und zwar vorzugsweise solche, welche den höheren Ständen angehörten, unterlagen demselben. Das glühende Streben danach, sich dem Dienste ihres Vaterlandes zu weihen, ist, wie schon früher bemerkt, das charakteristische Merkmal der zweiten Verbannungsperiode. Trotz der ungeheuren geographischen Schwierigkeiten und der Erfolglosigkeit früherer Fluchtversuche, wiederholten sich letztere stets wieder mit einer bewunderungswürdigen Beharrlichkeit, die in der trügerischen Hoffnung auf die Hülfe Frankreichs begründet war. Ein Blick auf die Karte Sibiriens zeigte ihnen fünf Wege zur Flucht: Den ersten durch ganz Sibirien hindurch bis nach Ochotsk, von wo sie auf amerikanischen Schiffen nach Kalifornien gelangen konnten; einen zweiten durch die Kirgisen-Steppe nach Buchara und von da durch Persien und Kabul nach Ostindien; einen dritten, südwestlichen, nach dem Uralflusse, auf welchem man bis zum Kaspischen Meere und von da nach Persien flüchten konnte; einen vierten über Ufa nach der Wolga und auf derselben durch

den Kanal, der die Wolga mit dem Don verbindet, nach Tagaurog und von da nach der Türkei; den letzten endlich über das Uralgebirge rechts nach Archangelsk und von da nach Schweden. Alle diese Wege sind, wie ein Blick auf die Karte uns lehrt, gleich unsicher und voll von Schwierigkeiten und Gefahren. Dennoch gelang es einem Verbannten, Rufim Piotrowski, auf letzterem zu entkommen. Diejenigen, welche ihren Weg durch die Mongolei und die Kirgisensteppe genommen hatten, hatten stets ein und dasselbe Loos. Sie wurden von den nomadisirenden Kirgisen arretirt und den russischen Behörden gegen eine Geldbelohnung ausgeliefert. Eine großartige, von dem Priester Sirozinski angezettelte Verschwörung, die den Zweck hatte, sich der Stadt Omsk mit dem dortigen Arsenale zu bemächtigen, ganz Sibirien von Rußland loszureißen und sämmtliche Verbannte zu befreien, wurde kurz vor ihrem Ausbruche von drei Polen der Regierung verrathen und sämmtliche Theilnehmer derselben, deren Zahl sich bis auf tausend belief, arretirt und auf das strengste bestraft. Sechs der Haupträdelsführer wurden zu 7000 Stockschlägen und dann zu lebenslänglicher Kettenarbeit in den Nertschinskischen Bergwerken verurtheilt; die übrigen erhielten 1- bis 3000 Stockschläge und wurden auf mehrere Jahre zu Zwangsarbeit in den Bergwerken und dann zur Ansiedlung verurtheilt, oder in entlegene sibirische Bataillons als gemeine Soldaten gesteckt. Sirozinski, sowie noch einige andere seiner Leidensgefährten, hielten diese schreckliche Strafe nicht aus und starben unter den Händen ihrer Henker. Der polnische Oberst Schokalski, der sich ebenfalls an der Verschwörung betheiligt hatte, überstand dieselbe und wurde nach seiner Genesung nach [Ner]tschinsk geschickt, doch ohne in den Bergwerken arbeiten [zu] dürfen. Da sein Plan, auf dem Amur nach dem [stil]len Ocean zu fliehen, sich als unausführbar erwies,

verfiel er in tiefe Melancholie und eines Tages fanden ihn seine Freunde entseelt in seinem Zimmer. Eine Kugel hatte sein Herz durchbohrt.

Auch in Ostsibirien kamen ähnliche Fluchtversuche vor, welche ein ebenso tragisches Ende hatten, wie die soeben geschilderten. Im Jahre 1836 faßte der schon früher erwähnte polnische Oberst Peter Wüssotzki den ungeheuerlichen Plan, mit einer Partie seiner Landsleute über das Saganskische Gebirge durch die Dschungarei und Turkestan nach Indien zu entfliehen und von dort auf englischen Schiffen nach Europa zu segeln. Er selbst entwarf eine Karte von ganz Asien, bezeichnete auf derselben die Wege durch die Wälder, Steppen und über die Berge und entschloß sich eher zu sterben, als noch länger in der ihm unerträglichen Sklaverei zu bleiben. Es gelang den Flüchtlingen auch die Angara zu erreichen; der Fährmann aber, welcher sie auf die andere Seite des Flusses fahren sollte, lenkte sein Boot gerade auf die Stelle hin, wo die Verfolger ihrer bereits harrten. Der Verrath eines Landsmannes war auch hier im Spiele gewesen. Da die Flüchtlinge keine Waffen bei sich hatten, wurden sie mit leichter Mühe überwältigt und in Ketten nach Irkutsk gebracht. Die gerichtliche Untersuchung dauerte ein ganzes Jahr lang. Wüssotzki erhielt 1000 Stockschläge, wobei er nicht einen einzigen Schmerzenslaut von sich gab; die übrigen wurden mit einer entsprechenden Anzahl von Ruthenhieben abgefunden und in die Bergwerke nach Akatui geschickt. Hier mußte Wüssotzki zwei Jahre lang schwere Kettenarbeit verrichten. Doch selbst die eiserne Natur dieses Mannes vermochte nicht auf die Dauer den harten Schicksalsschlägen zu widerstehen, die ihn getroffen hatten. Er verfiel in eine tiefe Melancholie und wurde so krank, daß die Nertschinskische Bergwerksdirektion in Petersburg um seine Entlassung aus dem Bergwerke nach-

suchte, jedoch ohne Erfolg. Wüssotzki vermied alle Gesellschaft, wollte von Niemand mehr etwas wissen und mit Niemand mehr sprechen. Ein solches Mißtrauen erfüllte ihn gegen alle Menschen, daß er sich in seine Wohnung einschloß und daß alle Gefühle in ihm gleichsam versteinerten. Einer seiner Leidensgefährten, Chlopitzki, war ihm bis zur Selbstverleugnung ergeben und lebte gleichsam nur in seinem Leben. Während Wüssotzki noch im Gefängnisse angeschmiedet war, faßte Chlopitzki mit einigen andern Polen den Plan, ihn aus den Kasematten zu befreien und dann durch die Mongolei nach China zu flüchten. Weil aber alle diese Verschworenen arme Leute waren, und ein solches Unternehmen viel Geld erforderte, so beschlossen sie vorher, falsche Assignationen zu machen, diese in Silber und Gold umzuwechseln, Waaren, Lebensmittel, Pferde und Waffen zu kaufen und ihre Wächter zu bestechen. Mit unermüdlicher Ausdauer und bewunderungswürdiger Geschicklichkeit gelang es ihnen wirkich, eine beträchtliche Anzahl von 25 Silberrubelscheinen herzustellen, die einen Werth von 10,000 Rubeln repräsentirten. Wie ungeheure Schwierigkeiten mit dieser Arbeit verknüpft waren, wird man sich leicht vorstellen können, wenn man erwägt, daß sie alle dazu erforderlichen Utensilien und Werkzeuge erst mit eigenen Händen verfertigen mußten. So stand ihnen z. B. kein anderes Papier zu Gebote, als das sogenannte holländische Schreibpapier, welches sie auf folgende Art zu diesem Zwecke zubereiteten. Sie zerrissen es zuerst in ganz kleine Fetzen, weichten es dann in einem großen Topfe voll Wasser auf und gossen den so entstandenen Papierbrei in eine besondere Tonne, wo er so lange mit Holzstäbchen umgerührt wurde, bis er so flüssig wie Sahne wurde; n gossen sie diese Mischung auf Flanellläppchen, welche Größe eines 25 Silberrubelscheines hatten und mit nem Messingrande umgeben waren. Wenn das Wasser

durch den Flanell gesickert war, so legten sie den Rahmen auf ein anderes Stück Flanell u. s. w. Doch auch dies Unternehmen wurde den Behörden verrathen, ehe es noch zur Ausführung kam und die Schuldigen in Nertschinsk mit der Knute bestraft. Uebrigens verbesserte sich bald darauf die Lage Wüssotzki's. Er erhielt seine Freiheit und die Erlaubniß, sich mit der Landwirthschaft zu beschäftigen. Im Jahre 1857 wurde er begnadigt und kehrte nach Polen zurück, wo er bald darauf starb. Der erfolglose Fluchtversuch der Freunde Wüssotzki's wirkte jedoch keineswegs entmuthigend auf ihre Landsleute. In Akatui wurde zur Zeit des Krimkrieges (1854 und 1855) ein neuer Plan zur Flucht entworfen. Man wußte, daß eine englisch-französische Flotte in den Gewässern des östlichen Oceans kreuzte. Die Flüchtlinge, als russische Soldaten verkleidet, hatten die Absicht, zu Fuße bis Arguni zu wandern und von da auf einem Kahne den Amur hinunter bis zu seiner Mündung in den Ocean zu fahren. Das Unternehmen kam jedoch nicht zur Ausführung, weil währenddeß die Nachricht von dem Friedensschlusse zu Paris eintraf, in Folge dessen die englisch-französische Flotte nach Europa zurückkehrte. Dies war der letztere größere Fluchtversuch. Desertionen einzelner Personen und in kleinen Partien fanden unaufhörlich statt, mißglückten aber ebenfalls größtentheils, wie dies auf den Grabsteinen der polnischen Kirchhöfe in Sibirien zu lesen ist. In Nertschinsk bedeckt ein solches Monument das Grab der Albina Migurskaja, einer wahren Märtyrerin der polnischen Verbannung. Ihr Bräutigam war wegen politischer Umtriebe in ein Linienbataillon zu Uralsk als gemeiner Soldat gesteckt. Aufgewachsen in Reichthum und Ueberfluß verließ das junge Mädchen trotz der Bitten ihrer Eltern und Freunde das väterliche Haus und reiste in Begleitung einer einzigen Dienerin nach Uralsk, wo sie

sich mit ihrem Bräutigam trauen ließ. Dort gebar sie ihm zwei Kinder, welche jedoch schon nach kurzer Zeit starben. Eine tiefe Trauer bemächtigte sich ihrer Seele, deren einziges Dichten und Trachten nur darauf gerichtet war, sich und ihrem Manne die Freiheit zu verschaffen. Einst brachten ihr die Kosaken die Kleider ihres Mannes und einen Brief desselben, worin er sie um Verzeihung bat, daß er, nicht länger im Stande sein hartes Loos zu ertragen, seinen Tod in den Fluthen gesucht und sie hilflos in fremdem Lande zurückgelassen habe. Die Trauer und die Thränen der unglücklichen Frau waren so aufrichtig, daß alle Damen in Uralsk und selbst die Behörden den lebhaftesten Antheil an ihr nahmen. Die häufigen Besuche, welche sie erhielt, waren jedoch eine Quelle von Unruhe für sie, weil ihr Mann lebte, in dem Nebenzimmer sich versteckt hielt und leicht durch ein unwillkürliches Geräusch seine Gegewart hätte verrathen können. Eine wahre Höllenangst aber stand sie aus, als sie ihre Wohnung verlassen mußte, um die Behörden um die Erlaubniß zur Rückkehr nach Polen zu bitten. Das Geheimniß blieb aber unentdeckt, denn auch ihre Dienerin erwies sich als zuverlässig. Als Albina Migurskaja die Erlaubniß zur Abreise erhalten hatte, äußerte sie den Wunsch, die Gebeine ihrer Kinder mit sich zu nehmen, was ihr auch gestattet wurde. In demselben Sarge, der diese aufnahm, versteckte sie auch ihren Mann. Der Sarg wurde unter den Kutschersitz ihres Wagens gestellt und die Reise begann. Glücklich gelangte sie bis nach Saratow, wo unglücklicher Weise der ihr zur Begleitung mitgegebene Kosak das Gespräch der beiden Gatten belauschte und eine Anzeige davon bei den Behörden machte. Es muß ein h[illegible]zzerreißender Anblick gewesen sein, als die beiden Gatten i[illegible] der Kirche vor dem Sarge ihrer Kinder niederknieten u[illegible]d beteten, sie in tiefer Trauer gekleidet, er in schwere

Ketten geschmiedet. Albina Migurskaja wurde die Heldin des Tages. Alle in Saratow lebenden Polen blickten auf sie, wie auf eine Heilige und baten auf ihren Knieen um ihren Segen. Das Manifest, welches der jetzt regierende Kaiser bei Gelegenheit seiner Vermälung erließ, befreite Migurski von den Kettenarbeiten in den Bergwerken; er wurde jedoch wieder in ein sibirisches Bataillon gesteckt, welches in Nertschinsk cantonnirt war, wohin ihm auch seine Frau folgte und dort an der Schwindsucht starb.

Ein glücklicheres Loos war dem Polen Piotrowski beschieden, dem es nach vielen erfolglosen Fluchtversuchen endlich gelang, in der Verkleidung eines sibirischen Bauern auf dem Eise des Irtysch bis nach der Stadt Tara zu entkommen. Hier nahm er Postpferde bis nach Irbit, indem er sich für einen Handlungsdiener aus Tobolsk ausgab, der seinen vorausgereisten Herrn einzuholen suche. Von Irbit aus machte er sich zu Fuß auf den Weg nach Archangelsk. Die Nächte brachte er im Walde zu, indem er sich nach der Sitte der Ostjäken im Schnee eine Grube machte, sich in seinen Schaafspelz gehüllt hineinlegte und mit Schnee zudeckte. Den letzten Theil des Weges legte er mit einer Partie von Wallfahrern zurück, die nach dem Solowetzkischen Kloster pilgerten. Glücklich in Archangelsk angekommen, begab er sich von hier nach Petersburg, wo er sich vier Tage lang aufhielt und in Begleitung zweier Korelen die belebtesten Straßen der Stadt durchwanderte. Eine Schiffsgelegenheit brachte ihn darauf nach Riga, wo er sich den Bart abrasirte, seinen Schaafspelz verkaufte, sein russisches Geld gegen preußisches umwechselte und in der Tracht eines livländischen Bauern über die preußische Grenze flüchtete. In Königsberg wurde er arretirt, weil er keinen Paß aufweisen konnte. Als er sich als Polen zu erkennen gab, erhielt er den Rath, Preußen so schnell als möglich zn verlassen. Der Humanität der preußischen

Behörden hatte Piotrowski es zu verdanken, daß er am 22. October 1846 wieder in Paris war, in derselben Stadt, aus welcher er vier Jahre vorher als Emissär nach Polen gereist war und wo er gegenwärtig noch als Emigrant lebt.

Die Thronbesteigung des Kaisers Alexander II. war in den Jahren 1855 und 1856 mit Manifesten begleitet, welche sämmtlichen polnischen Verbannten der zweiten Periode die Freiheit gab. Außer denen, welche durch Verübung neuer Verbrechen ihren Verbannungstermin verlängert hatten, oder solchen, die in den Staatsdienst getreten waren, kehrten alle Polen nach ihrer Heimath zurück. Nur wenige von ihnen wurden wieder wegen Betheiligung an einem neuen Aufstande nach Sibirien verschickt. Einige, die in Sibirien durch industrielle Unternehmungen oder durch glückliche Handelsoperationen zum Wohlstande gelangt waren, fühlten sich in Polen nicht mehr heimisch und kehrten freiwillig nach Sibirien zurück.

Vom Frühjahr 1863 datirt die letzte Periode der Verbannung sämmtlicher am letzten Aufstande betheiligt gewesener Polen, deren Zahl sich nicht genau angeben läßt, gewiß aber sich auf viele Tausende beläuft. Ohne uns ferner mit denen zu beschäftigen, welche zu den Kettenarbeiten in den Bergwerken verurtheilt waren, wollen wir in Kürze das Schicksal derer beschreiben, welche auf Lebenszeit zur Ansiedlung nach Sibirien verschickt worden waren. Ein höherer russischer Beamter in Sibirien schildert die Lage derselben mit folgenden Worten:

„Der polnische politische Verbannte trägt die feste Ueberzeugung in sich, daß er ganz mit seinem früheren Leben abgeschlossen habe und scheint daher ganz gleichgültig gegen seine Umgebung zu sein oder ist im höchsten Grade reizbar und nervös aufgeregt. Hat er noch irgend eine Aussicht auf die Rückkehr nach seiner Heimath, so

fällt ihm die Gewöhnung an die fremden Zustände um so schwerer. Sibirien ist für ihn nur eine Poststation, ein momentaner Stillstand seines Lebens. Er hält es deshalb auch nicht der Mühe werth, sich ernsthaft mit irgend etwas zu beschäftigen. Diese Zeit ist für den politischen Verbannten die Zeit der Utopien, der nicht realisirbaren Hoffnungen und Ideale; alle früheren schmerzlichen Erfahrungen sind vergessen und haben ihre lehrreiche Bedeutung für ihn verloren. Mit dem allmähligen Verluste des praktischen Blickes auf das Leben nimmt jede Lebensfrage für ihn eine unbestimmte, verschwommene Form an; er kann sich mit der Gegenwart nicht befreunden und verfällt daher entweder in eine misantropische, krankhafte Reizbarkeit oder in die tiefste Gleichgültigkeit gegen seine ganze Umgebung. Je weiter die Jahre vorschreiten und seine Hoffnungen und Kräfte abschwächen, desto mürrischer wird er. Die Unthätigkeit, welcher er sich ergeben hat, erhöht seine Reizbarkeit; seine Unzufriedenheit geht in Bosheit über. Die beständige polizeiliche Aufsicht, unter welcher er steht, die stete Furcht vor Kontrolle hat ihm eine Selbstbeherrschung verliehen, welche ohne ihres Gleichen ist. Kein einziges Wort spricht er ohne Berechnung aus; keine Bewegung einer Gesichtsmuskels verräth seine innere erbitterte Stimmung. Zurückhaltung und Verschlossenheit bleiben für immer die charakteristischen Züge dieser Leute in allen ihren Beziehungen zu ihrer Umgebung."

Diejenigen von den politischen Verbannten, welche sich mit dem praktischen Leben nicht befreunden konnten, offenbaren für den Beobachter ein merkwürdiges, psychologisches Phänomen. Er sieht mit Bedauern, in wie tiefe moralische Verkommenheit selbst hochbegabte Personen versinken können, wenn ihnen die wahre Energie des Charakters fehlt, die in allen Lagen des Lebens sich zurecht zu finden weiß. Diejenigen, welche sich sogleich der In-

dustrie oder dem Handel zugewandt hatten, verloren nach und nach ihre eigenthümliche nationale Färbung; ihre Begriffe erweiterten sich allmählich; sie begannen sich als Kosmopoliten zu fühlen und dem Leben seine praktische Seite abzugewinnen. Es muß daher Hauptsorge der Regierung sein, den Verbannten sogleich eine Beschäftigung zu geben, welche ihren Fähigkeiten und Wünschen entspricht und sie so aus dem Utopien ihrer Träume in das wirkliche Leben zurückführt.

Zu Tobolsk hat man in letzter Zeit (von 1864—1867) den Versuch gemacht, Werkstätten anzulegen, in welchen vorzugsweise verbannte Polen beschäftigt waren — und der Versuch gelang über Erwartung. So wurde eine Tischler-, Schlosser-, Schmiede-, Schuhmacher-, Schneider-Werkstatt eröffnet, eine Bierbrauerei und kleine Kaufläden angelegt, und ein allgemeiner Freitisch für 140 Greise und Invaliden gegründet, worunter sich 70 Polen befanden. Diese Anstalten, welche vollständig den lokalen Anforderungen entsprachen, fanden bei dem Publikum den lebhaftesten Anklang. Die Verbannten faßten Hoffnung auf eine bessere Zukunft, ja einige von ihnen ließen sogar Mitglieder aus ihrer Familie aus Polen nach Tobolsk kommen. Das Resultat davon war, daß von 220 in Tobolsk internirten Polen nur 35 Greise einer Unterstützung von der Regierung bedurften. Während dieser ganzen Zeit kam im Gouvernement Tobolsk nur ein einziger Fluchtversuch vor, während aus dem Gouvernement Tomsk mehrere zwanzig stattfanden. Die ungeheure Taktlosigkeit der Repressiv-Maßregeln, die früher gegen die Verbannten angewandt wurden, stellt sich bei dem Vergleiche mit diesen günstigen Erfolgen in ihrer ganzen Nacktheit dar. Alle Versuche, die verbannten Polen gegen ihren Willen zur Bebauung des Landes zu zwingen, sind stets erfolglos geblieben und haben nur zur völligen De-

moralisation der Angesiedelten geführt, wie dies die in Transbaikalien zur Ansiedlung gezwungenen Soldaten des polnischen Heeres bewiesen haben. Dazu kam noch der Umstand, daß die Polen in letzter Zeit sich auf's entschiedenste weigerten, Land zur Bebauung zu übernehmen, weil sie behaupteten, auf diese Weise ihren Lebensunterhalt nicht erwerben zu können. Der wahre Grund dieser Weigerung bestand aber wohl darin, daß sie in diesem Falle befürchteten, sich zu sehr an den Boden zu fesseln und gleichgültig gegen die Rückkehr in ihre Heimath zu werden. Alle angewandten Zwangsmaßregeln blieben ohne Erfolg. Das Loos der gemeinen Polen, d. h. der weniger gebildeten, war schon bei weitem besser, weil fast Alle Arbeit bei sibirischen Bauern fanden. Hierbei bemerken wir, daß Sibirien ein wahres Eldorado für tüchtige Landwirthe ist und noch eine reiche Zukunft vor sich hat. In diesem Lande existirt noch kein Privat-Land-Eigenthum, wie in den Ländern Europas; es herrschen hier eben noch vollkommen patriarchalische Zustände. Ungeheure, unkultivirte Landstrecken bieten jedem Landmanne die Möglichkeit dar, da gerade das Land zu bebauen, wo er es für das zweckmäßigste hält. Auf funfzehn Dessätinen oder dreißig Morgen Land darf ein jeder, selbst ein Verbannter, Anspruch machen. Die meilenweit ausgedehnten Viehweiden bei den Dorfschaften sind gleichfalls Gemeingut aller; ein jeder hat das Recht, so viel Heu auf den Wiesen zu mähen, als er will, und so viel Holz in den Wäldern zu fällen, als er zu seinem Bedarfe nöthig hat*). — Abgaben vom Lande zahlt Niemand; zum Betriebe von industriellen Unternehmungen oder des Handels bedarf man keines theuren Erlaubniß-Patents. In dieser Hinsicht herrscht in Sibirien eine größere Freiheit, als sonst irgendwo in

*) Nur in den Kronswäldern zahlt man eine Kleinigkeit für die Erlaubniß dazu.

Europa. Leider werden diese Rechte noch immer von der Willkür der Bureaukraten beeinträchtigt. Doch ist in letzter Zeit auch in dieser Hinsicht ein sichtlicher Fortschritt zum Bessern erkennbar.

Die Befürchtung, daß durch eine zu starke Colonisation von Polen gefährliche Folgen für die Entnationalisirung der sibirischen Bevölkerung erwachsen könnten, ist vollkommen unbegründet und wird durch historische Thatsachen widerlegt. Es läßt sich vielmehr das Gegentheil davon beweisen. Nicht nur die Polen und Kleinrussen, sondern auch die Schweden, die aus dem Heere Carls XII. nach Sibirien verschickt wurden, sind spurlos in der russischen Bevölkerung des Landes verschwunden. Auch die Juden, besonders die jüngeren, sind nach einem längeren Aufenthalte in Sibirien kaum mehr als Juden zu erkennen, so vollständig haben sie sich ihrer Nationalität entäußert und so sehr sind sie in Sprache, Gesittung und zuweilen sogar in der Religion den Sibiriern ähnlich geworden.

Da, wo 138 Saporoscher Kosaken, die im Jahre 1770 ihrer Räubereien wegen nach Sibirien verschickt wurden, spurlos verschwunden sind, wurden auch diejenigen Polen in kurzer Zeit in echte Sibirier umgewandelt, welche ihre persönlichen Interessen den lokalen Anforderungen zum Opfer gebracht hatten. Dasselbe kann man auch von den neuen Ankömmlingen erwarten, wenn sie ihre Verbannung vom kosmopolitischen Gesichtspunkte aus und nicht nur einseitig als einen Strafakt ansehen. Allmählig vergessen sie, durch die Aehnlichkeit ihrer Sprache mit der russischen angezogen, die polnische Sprache, und verfallen, falls sie ein sibirisches Mädchen heirathen, dem Einflusse der russischen Familie ihrer Frau. Der Sohn eines solchen Polen gehört den Landesgesetzen gemäß der griechisch-orthodoxen [Re]ligion an und wird zum vollkommenen Sibirier, während [der] Vater am Ende seiner Tage so zu sagen eine ent-

nationalisirte Persönlichkeit geworden ist. Einen ganz besondern Einfluß aber auf die Russifizirung der Polen hat stets der Eintritt in den russischen Staatsdienst gehabt. Es ist in der That merkwürdig, wie Sibirien es versteht, in kurzer Zeit die in ihm lebenden Ausländer in vollkommene Sibirier zu verwandeln. So leben z. B. im Altaischen Gebiete zwischen der Festung Ust-Kamenogorsk und dem Bergwerke Smejewsk noch jetzt die Nachkömmlinge der Ansiedler, welche unter Katharina aus den nordwestlichen Gouvernements Rußlands hierher verschickt waren. Diese haben selbst die Erinnerung an ihre Vergangenheit verloren und nur noch ihre nationale Tracht bewahrt. Besonders auffallend ist die Kleidung der Frauen, welche mit großer Kunstfertigkeit Handtücher, Kragen und Hemden mit bunter Seide aussticken. Die Mädchen tragen noch an ihren Zöpfen kleine Silbermünzen aus der Zeit Katharina's, die letzten Ueberreste ihrer nationalen Eigenthümlichkeit.

Pol. - Russ.
§ Exile System.

Die Staatsverbrecher in Sibirien.

Im alten Rußland waren die Gesetze, wie die des Drako, mit Blut geschrieben. Räuber und Diebe wurden geknutet, Aufrührer und Mordbrenner an den Galgen geknüpft, Falschmünzern beide Füße und die linke Hand abgehauen, Frauen für die Ermordung ihrer Männer lebendig begraben, Gotteslästerer und Sektirer gleich den Zauberern an hölzerne Pfähle gebunden und lebendig verbrannt. Was die Hochverräther betrifft, so wurden sie gerädert und geviertheilt, oder man schlug ihnen einfach den Kopf ab. Kamen sie mit dem Leben davon, so wurden sie nach dem höchsten Norden des Reiches verbannt, eine Strafe, die viel strenger als die Todesstrafe war, weil die gänzliche Abgeschlossenheit von aller menschlichen Gesellschaft, die Entbehrung aller der Genüsse, welche dem Leben des civilisirten Menschen einen so hohen Reiz gewähren, sowie die stete Furcht vor dem Hungertode, ein moralischer Todtschlag war, dessen Qualen oft Jahre lang fortdauerten und von der raffinirten Grausamkeit der damaligen Gewalthaber Zeugniß ablegten. Alle diese Strafen waren zu der Zeit im Gebrauch, als Sibirien noch unbekannt war und die nördlichen Klöster und Inseln im Eismeer als Verbannungsorte dienten. Mit der Eroberung Sibiriens durch Jermack im letzten Lebensjahre Iwan's des Schrecklichen wurde dies Land, welches die Natur selbst zu dieser schrecklichen Bestimmung erschaffen zu haben schien, der

Verbannungsort par excellence. Im Jahre 1592 wurde dort das erste Gefängniß zu Pelüm erbaut und von den Theilnehmern an der Uglitscher Verschwörung eingeweiht. Zehn Jahre später wurde W. N. Romanow hierhin geschickt, weil er, wie es in dem Urtheilsspruche lautete, die Absicht gehabt hatte, den Czaren Boris zu vergiften. Von dieser Zeit an wurden die Staatsverbrecher in schweren Ketten an die entlegensten Orte Sibiriens verschickt, die weit ab von allem menschlichen Verkehre lagen. Ein jeder von ihnen erhielt ein besonderes Verbannungs-Patent, in welchem angegeben war, zu welcher Verstümmlung seiner Gliedmaßen er verurtheilt gewesen. Das Aufschlitzen der Nase und Ohren war etwas ganz Gewöhnliches; das Ausschneiden der Zunge kam schon seltener vor, am häufigsten aber die Entziehung der nothwendigsten Nahrungsmittel. Nur dann schien das Rachegefühl der politischen Gewalthaber vollkommen befriedigt, wenn die Verbannung den Hungertod des verhaßten Feindes zur Folge hatte, wie dies mit dem Fürsten W. Galizyn, dem Günstlinge der Schwester Peters I., Sophia, und mit dem Erzbischofe Feodossii Janowski der Fall war, welcher letztere sich unehrerbietige Reden gegen Katharina I. erlaubt hatte. Bis zum Anfange des achtzehnten Jahrhunderts waren die Staatsverbrecher in unterirdischen Gefängnissen eingekerkert gewesen. So zeigt man noch jetzt in Nüroba ein gemauertes Verließ mit einer kleinen Oeffnung, durch welche dem dort eingeschlossenen Bojaren Romanow die Nahrung hinuntergelassen wurde. Das Innere desselben ist so dunkel, daß das Auge nur mit Mühe die feuchten Mauern und die Ueberreste eines kleinen Ofens darin erkennt. Noch sieht man dort die Ketten, mit denen die Schultern des Unglücklichen an die Mauer geschmiedet gewesen waren und die ein Gewicht von 39 Pfund haben; die Handfesseln wiegen 12, die Fußschellen 10 Pfund. Das Volk

hält diese Ketten für heilig und hat auf dieser Stelle eine steinerne Kapelle errichtet, in welcher sich das Grab Romanow's befindet. Uebrigens kam es auch nach Peter dem Großen noch häufig vor, daß man die Gefangenen in unterirdischen Räumen eingeschlossen hielt, die in der Regel so niedrig waren, daß man darin nicht aufrecht stehen konnte. So hatte die Gefängnißzelle unter der Kirche des Klosters Antoni Siiski's, in welcher gleichfalls ein Romanow (Philaret R.) eingekerkert gewesen war, nur eine Länge von 7 Fuß und eine Höhe von 4 Fuß. Der hölzerne Fußboden war absichtlich aus der Zelle entfernt worden, so daß der Unglückliche Jahre lang auf der feuchten, kalten Erde, in Lumpen gehüllt, zubringen mußte.

Am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts (1728) wurde zu Beresow das Wosnessenskische Kloster in ein Gefängniß umgewandelt, das speziell für Staatsverbrecher bestimmt wurde. Der erste Verbannte, welcher dasselbe betrat, war der berühmte Menschikow mit seiner Familie (1727); ihm folgten im Jahre 1730 die Fürsten Dolgoruki und dreizehn Jahre später der Reichskanzler Ostermann. Nach Beresow wurden Kamtschatka und Ochotsk die beliebtesten Verbannungsorte; doch gab es auch schon im siebzehnten Jahrhundert an verschiedenen anderen Orten eine Menge von Gefängnissen, wie zu Jakutsk an der Lena, zu Nertschinsk und Selenginsk in Daurien und zu Albasinsk am Amur. Auch in vielen Klöstern waren besondere Zellen zu Gefängnissen eingerichtet, für die Frauen aber kleine Thürme mit eisernen Gittern in den Nonnenklöstern, wie z. B. in Tobolsk, Jenisseisk und Irkutsk.

Das siebzehnte Jahrhundert, welches mit den Wirren endigte, welche der Einverleibung Kleinrußlands in das ...ussische Reich folgten, hinterließ dem achtzehnten Jahr...undert viele noch unentschiedene Fragen von hoher staat...her Wichtigkeit zur Entscheidung. Das achtzehnte Jahr-

hundert begann für Rußland mit dem Zusammensturze der alten volksthümlichen Gebräuche unter den gewichtigen Schlägen der mächtigen Hand Peters des Großen. Die hochaufbrausende Woge der europäischen Civilisation ergriff alle diejenigen, welche es gewagt hatten, Widerstand zu leisten und schleuderte ihre verstümmelten Körper an die öden, entlegenen Gestade Sibiriens. Von dem ersten Schwalle wurden vornehmlich Personen fortgerissen, die dem geistlichen Stande angehörten, und zwar mehr Kloster- als Weltgeistliche. Der zweite Schwall verschlang diejenigen, welche während der Streitigkeiten über die Thronfolge an der Spitze der Regierung standen und zwar ohne Unterschied — Reformatoren und Gegner der Neuerungen. Nach ihnen kam die Reihe an das Gros des Volkes, Bürger, Kaufleute und Bauern. Das charakteristische Merkmal des achtzehnten Jahrhunderts bestand eben darin, daß in ihm für Staatsverbrechen vorzugsweise Personen russischer Herkunft nach Sibirien verschickt wurden.

Gleich nach den Verschwörern von Uglitsch und den Romanow's wurden die Staatsverbrecher nach Sibirien verbannt, welchen durch die Gnade des Czaren die Todesstrafe erlassen war, so unter andern ein gewisser Bogdan-Bjelski, dem vorher auf Befehl des Czaren Boris sein langer, dichter Bart Haar für Haar ausgerissen war. Viele andere Hochverräther erlitten aber auch schon in Rußland ihre Strafe. So ließ Schuiski den Bolotnikow mit dem Hetman Nagiba zu Kargopol ertränken; der Pseudopeter wurde aufgehängt, Sarutzki in Moskau gepfählt; Marina starb im Gefängnisse, ihre Söhne auf dem Blutgerüste; Schachovskoi wurde im Kubenskischen See ertränkt. Unter dem Czaren Michael wurde der Kasan'sche Woewode Nikanor Schulgin nach Sibirien verschickt, weil er das Heer gegen den neuen Czaren aufgewiegelt hatte, der ohne Zustimmung des Königreichs Kasan erwählt

worden war; die Saltikow's wurden unter dem Vorwande nach Sibirien verschickt, der Heirath des Czaren mit Maria Chlopowa Hindernisse in den Weg gelegt zu haben. Unter dem Nachfolger Michael's, Alexei, füllten sich die sibirischen Gefängnisse mit vielen Personen, welche den Betrügern Stepka Rasin und Simeon Alexei Glauben geschenkt hatten. Andukinow, der sich für den Sohn Wassili Schuiski's ausgegeben hatte, wurde in Moskau geviertheilt; die Anhänger des Donischen Kosaken Scheludjak wurden nach Sibirien verbannt. Unter der Regierung Alexei's begannen die sibirischen Gefängnisse allmählig die Bedeutung von Staatsgefängnissen anzunehmen, die besonders zu der Zeit gefüllt waren, als die Unruhen in Kleinrußland ausbrachen. Im Jahre 1671 wurde der kleinrussische Hetman Demjan Mnogogrjeschni dafür, daß er lästerliche Reden gegen den Czaren gehalten und die Absicht ausgesprochen hatte, zum türkischen Sultan überzugehen, mit seinen Freunden, dem Protopopen Adamowitsch, Gribowitsch und dem Jesaul Gwintowka nach Moskau gebracht und von dem Bojaren-Gerichte zum Tode verurtheilt. Auf die Fürbitte seiner Kinder begnadigte ihn jedoch der Czar und verbannte sie nach Jakutsk, wohin bald darauf auch ein anderer kleinrussischer Hetman Iwan Samoilowitsch mit seinem Sohne Jakob verschickt wurde.

Es war also Kleinrußland, dessen edelste Söhne die lange Reihe der nach Sibirien Verbannten eröffneten. In diesem Strafakte manifestirte Großrußland seine oberhoheitlichen Rechte und Kleinrußland mußte mit schweren Opfern die Auflehnung gegen seinen mächtigen Nachbar büßen, der sein Gebieter geworden war. Den meisten Vortheil zog Sibirien aus diesen Kämpfen der zwei stammverwandten Nationen, weil es in den verschickten Kosaken ausgezeichnete Soldaten gewann. Derselbe Hetman Mnogogrjschni, dem, wie soeben erwähnt, einem der ersten das traurige Loos

der Verbannung beschieden war, ließ auch Sibirien sein ausgezeichnetes strategisches Talent zu Gute kommen, indem er die Transbaikalischen Provinzen gegen die räuberischen Ueberfälle des kriegerischsten aller mongolischen Stämme, der Burjäten, vertheidigte. Der kriegserfahrene Hetman erfocht einen glänzenden Sieg über sie, schlug später mit gleich glücklichem Erfolge die Einfälle der Mongolen und Tabungutskischen Soioten zurück und bewirkte dadurch, daß von der Zeit an die Burjäten zu friedlichen Nachbarn der Russen wurden. Für die Verdienste des Vaters wurde sein Sohn Sergej zum Range eines Bojarenkindes erhoben. Hundertachtzig Saporoscher Tscherkessen, die unter dem Czaren Michael zusammen mit Kolonisten aus Tschugueff, Kursk und Woronesch nach Kieinsk (an der Lena) verschickt waren, legten hier den Grund zu der Podkamenskischen Wolost (ein Complex von Dörfern mit gemeinsamer Verwaltung), die aus 145 Dorfschaften besteht, und deren Bewohner noch heut zu Tage jedermann durch ihr einfaches, patriarchalisches Leben in Erstaunen setzen. Dasselbe gilt auch von den 138 Saporoschern, die für die Betheiligung an der Verschwörung Maxim Salinjak's nach Sibirien verschickt worden waren. Wie die verbannten Kleinrussen das altsibirische Kosaken-Element verstärkten und auffrischten, so erhielt die übrige Bevölkerung Sibiriens durch die von Peter dem Großen in ungeheurer Anzahl exilirten Strjelzen einen beträchtlichen Zuwachs. Es gab keine Festung, kein Gefängniß, keine noch so entfernte Ortschaft, wie Udsk, Anadürsk, Kolüma, Ochotsk, Bratsk, Jlimsk, Balagansk und Tunkinsk, die nicht wenigstens einige dieser verzweifelten Gegner der Neuerungen Peters des Großen in ihren Mauern gesehen hätte. Die ersten dreißig Strjelzen, die den Aufstand Fedor Schaklowiti's unterstützt hatten, wurden auf Lebenszeit nach verschiedenen sibirischen Gefängnissen geschickt, nachdem man

sie vorher in Moskau geknutet und ihnen die Zunge ausgeschnitten hatte. Im Jahre 1690 folgten ihnen dreizehn weniger schuldige Verschwörer, denen es gestattet war, ihre Familien mit sich zu nehmen und in den Staatsdienst zu treten. Im Jahre 1697 wurde statt der Todesstrafe der politische Tod eingeführt, welcher nach erlittener Knutenstrafe und dem Ausschneiden der Zunge in lebenslänglicher Verbannung nach Sibirien bestand. Den Reigen der so Bestraften eröffnete Iwan Zikler, der mit dem Okolnitschni Sokownin und dem Stolnik Fedor Puschkin die zweite Verschwörung gegen Peter angezettelt hatte. Im Jahre 1698 erfolgten in Moskau die Hinrichtungen derer, welche die Strjelzen-Regimenter zur Empörung aufgewiegelt hatten, während der Czar in Europa herumreiste. Gleichzeitig damit fanden massenhafte Verbannungen der Strjelzen nach den entferntesten sibirischen Gefängnissen statt und zwar zu dem Zwecke, das aufrührerische, altrussische Heer ganz und gar zu vernichten. Nach Schein waren in einem einzigen Monate (Juli 1698) 74 Strjelzen aufgehängt, 140 geknutet und nach Sibirien verschickt, 1695 in russische Gefängnisse eingekerkert und nur 26 (nicht Erwachsene) begnadigt. Im Herbste desselben Jahres wurde ein neuer Strafakt in Gegenwart des Czaren selbst vollzogen. Am 19. September wurde von 341 zum Tode Verurtheilten die Todesstrafe an 201 Personen vollstreckt; 100 ganz junge Leute wurden auf das unbarmherzigste geknutet, gebrandmarkt und dann nach Sibirien verschickt. Vom 3. bis 18. October wurden nur 93 Strjelzen-Kindern das Leben geschenkt. Die Körper der Hingerichteten blieben fünf Monate lang unbeerdigt. Am Anfange des Jahres 1699 begannen die Exekutionen von Neuem. Von 508 Untersuchung befindlichen wurden 137 gerädert, geviereilt und aufgehängt; 285 Jünglinge geknutet und zu werer Kettenarbeit verurtheilt, 86 für eine neue Unter-

suchung reservirt. Am 9. Februar wurden von dieser Zahl 40 hingerichtet, 25 zur Arbeit in den Bergwerken verurtheilt und nur 9 begnadigt. Im Jahre 1705 wurden die Astrachan'schen Strjelzen zusammen mit den in Astrachan stationirten Kosaken nach Sibirien verschickt, weil sie sich gegen den Kaiser empört hatten. Aber selbst Sibirien vermochte nicht den Geist des Aufruhrs in den Strjelzen zu dämpfen. Da, wo sie in größeren Gruppen zusammenlebten, machten sie den Versuch, alle Verbannten in Regimenter zusammenzuziehen und gegen Moskau zu marschiren. Um dies zu verhindern, sah sich die Regierung veranlaßt, sie einzeln nach den nördlichst gelegenen Punkten des Landes zu schicken. Durch den Hunger gezwungen, bildeten sie hier Räuberbanden, welche die Handelskarawanen überfielen und plünderten, und die Umgegend weit und breit unsicher machten. Diese Räubereien dauerten so lange fort, bis die verbannten Strjelzen im südlichen Sibirien Ländereien zur Kolonisation erhielten. Bei günstigen Verhältnissen des Klimas und Bodens verwandelten sich die Strjelzen in einen gesunden, kräftigen Bauernschlag, bei minder günstigen arteten sie in ein stumpfes, physisch und geistig verkommenes Geschlecht aus. So giebt es z. B. in den Dörfern Djädina, Galaja und Schamanowa Nachkömmlinge von Strjelzen, die sich durch eine doppelte Kropfbildung auszeichnen; dagegen sind die Bewohner der Witimskischen Wolost, die ebenfalls von verbannten Strjelzen abstammen, wohlhabende, kluge und körperlich wohlgebildete Menschen. Bis auf den heutigen Tag tragen sie noch den Moskowitischen Hut, den kurzen, bis zu den Knieen reichenden Armjak, und zeichnen sich vortheilhaft durch die Weichheit ihrer Sprache vor dem harten, in ganz Sibirien herrschenden Nowgorod'schen Dialekte aus. Außer den Strjelzen wurden von Peter dem Großen noch viele andere Personen hochverrätherischer

Umtriebe wegen nach Sibirien verschickt, so im Jahre 1701 der Buchdrucker Talitzki, der ein Buch gedruckt hatte, in welchem Peter der Antichrist genannt war. Im Jahre 1718 wurde für eine ähnliche Schrift Larion Dokutschin gerädert und diejenigen, welche seinen Reden Glauben geschenkt hatten, nach Sibirien verbannt. In dem Maße, wie die Neuerungen in Rußland festere Wurzel schlugen, wuchs auch die Zahl der Unzufriedenen und verbreiteten sich unter dem Volke Schriften, von Mönchen und Altgläubigen verfaßt, welche offenen Aufruhr predigten. Wer diese verheimlichte, wurde auf's strengste bestraft. Es gehörte zur damaligen Politik der Regierung, die Angeberei systematisch zu organisiren. Seitdem ein Denunciant in Pensa (im Jahre 1721) 300 Rubel Belohnung und das Recht des Freihandels erhalten hatte, vermehrte sich die Zahl der Angeber in's unglaubliche. Außerdem wurden die Geistlichen verpflichtet, die Geheimnisse der Beichte der Regierung mitzutheilen, falls dieselben staatsverrätherischen Inhalts waren. Nach Peter dem Großen wurden unter der Kaiserin Katharina I. im Jahre 1726 fünf hochgestellte Personen, Anton Devière, Tolstoi mit seinem Sohne, Butturlin und Gregor Skornjakoff-Pißareff nach Sibirien verschickt, weil sie die Verbindung des jungen Kaisers mit der Tochter Menschikoff's zu verhindern gesucht hatten. Auch der ehemalige Oberceremonienmeister Graf de Santi wurde von Menschikoff, als geheimer Umtriebe verdächtig, in die Verbannung geschickt. Im Jahre 1728 wurden unter Peter II. folgende Personen für ungebührliche Reden nach Sibirien verbannt: der Marine-Capitän Kasanzew, der Grenadier Alexenff, der Soldat Krotki, der Weber Lobanoff und der Matrose Tschapünski. Zu derselben [illegible]t stürzte die Partei der Fürsten Dolgoruki den all[illegible]htigen Menschikoff und verbannte ihn sammt seiner [illegible]hter, der Braut des jungen Kaisers, nach Beresow.

Unter Anna traf das Loos der Verbannung die Fürsten Dolgoruki (1731), Barátünski und Stoletoff dafür, daß sie „über nützliche Staatseinrichtungen" sich nicht nur ungeziemend geäußert, sondern auch die Person der Kaiserin verunglimpft hätten. In demselben Jahre wurde der Günstling der Großfürstin Elisabeth, der Sergeant des Semenow'schen Regiments, Alexei Schubin, gefoltert, dann geknutet und mit ausgeschnittener Zunge nach Kamtschatka verschickt, weil er den Plan gefaßt hatte, die Fürsten Dolgoruki zu befreien und mit deren Hülfe Elisabeth auf den Thron zu setzen. Im Jahre 1732 wurde der ehemalige Günstling Peters des Großen, der Präsident des Kammerkollegiums, Staatsrath Fiek, nach Jakutsk verschickt. Die gerichtliche Urkunde nennt ihn einen hochwichtigen Staatsverbrecher, weil er mit zu den Verschwörern gehörte, welche die Kurländische Herzogin Anna Iwanowna auf den Thron setzen wollten. Im Jahre 1735 wurde der Gouverneur von Smolensk, Fürst Alexander Tscherkaski, wegen hochverrätherischer Umtriebe nach Tschigaisk verbannt, wo ein ewiger Winter herrscht, — mit ihm zugleich der Verwalter Prebüschewski, der Lieutenant Iwan Arschenewski und der Schwager des Fürsten Tscherkaski, Semen Korsak mit seiner Frau (letztere nach Gischig). — Die zehnjährige Regierung der Kaiserin Anna wetteiferte in Bezug auf die Menge der Verbannungen für Staatsverbrecher mit der Regierung Peters des Großen und steht in dieser Hinsicht keiner der darauffolgenden Regierungen des achtzehnten Jahrhunderts nach. — Außer Biron war es besonders ein gewisser Theophan-Prokopowitsch, der aus persönlicher Rachsucht seine Privatfeinde hochverrätherischer Umtriebe beschuldigte und sie in die entlegensten Ortschaften Sibiriens verschicken ließ. Selbst hochgestellte geistliche Würdenträger blieben von diesem Loose nicht verschont; so mußte der Erzbischof Georg Daschkow in da

Nertschinskische Kloster wandern, weil Prokopowitsch ihn beschuldigt hatte, von der Verschwörung Radüschewski's gegen die Kaiserin Anna gewußt zu haben. Die Gebrüder Nikitin wurden mit ihren Frauen und Kindern auf Lebenszeit nach Ochotsk verbannt und viele andere nur deshalb zu gleicher Strafe verurtheilt, weil sie Pasquille gegen ihn geschrieben hatten. Die ganze Thätigkeit des Prokopowitsch war unter der Regierung der Kaiserin Anna in der geheimen Kanzlei concentrirt, deren Chef er war. Es blieb ihm nur die Alternative, entweder selbst zu stürzen oder seine Gegner zu verderben. Natürlicher Weise wählte er das Letztere und suchte die Kaiserin durch erdichtete Verschwörungen und Revolutionen in fortwährendem Schrecken zu erhalten, wobei es ihm dann leicht wurde, sich seiner persönlichen Feinde zu entledigen. Boltin schildert in folgenden ergreifenden Worten, wie es zu jener Zeit in Rußland herging:

„In den Städten erfüllten das Geklirre der Ketten und das klägliche Geschrei der Arrestanten um Almosen die Luft. Aus den Grenzprovinzen des Reiches flüchteten nicht weniger als 250,000 Bauern nach Polen, der Moldau, Walachei und Bulgarien. Die Chronik von Tobolsk berichtet, daß im Verlaufe von 10 Jahren bis zum 9. November 1740 20,000 Edelleute und Beamte nach Sibirien verschickt seien." In dieser für das Volk so schrecklichen Zeit wurde sogar der Kabinets-Minister Artemi Wolünski, der es gewagt hatte, dem allmächtigen Günstlinge Biron zu widersprechen, mit dem Tode bestraft, sein Sohn aber und seine Tochter nach Sibirien verschickt. Dem Senator Mussin-Puschkin wurde die Zunge ausgeschnitten. Die Kabinetssekretäre Eiler und Soimanoff erlitten die Knuten-[illegible]afe, ehe sie nach Kamtschatka verbannt wurden.

Unter der Regentschaft der braunschweigischen Herzogin [illegible]na Leopoldowna ereilte endlich die Nemesis auch den

stolzen Herzog Ernst Biron. Er wurde mit seinen Brüdern Gustav und Karl und dem Generale Bismark nach Pelüm verbannt. Als kurze Zeit darauf die Tochter Peters des Großen, Elisabeth, Kaiserin wurde, traf das Loos der Verbannung den Feldmarschall Münnich, Osterman, Golowkin, Mengden und Timirasew, welche die Thronbesteigung Elisabeth's zu verhindern gesucht hatten. Im Jahre 1743 wurde wegen hochverrätherischer Umtriebe Lopuchin mit seiner Familie, die Gräfin Anna Bestuschew, J. Moschkow, der Fürst Iwan Putjätin Alexander Sübin und Sophie Lilienfeldt in die Verbannung geschickt; bald darauf wurde auch der Reichskanzler Bestuschew seines Ranges für verlustig erklärt und auf einem seiner Güter internirt; der Lieutenant Josaphat Baturin aber (1748) nach Kamtschatka verbannt, weil er seine Dienste dem Großfürsten Peter Fedorowitsch angeboten hatte, um ihn bei Lebzeiten seiner Tante auf den Thron zu bringen.

Die Kaiserin Katharina II. verbannte noch in dem Jahre ihrer Thronbesteigung eine Menge von Personen, die das Volk zur Empörung aufzuwiegeln versucht hatten, so unter andern den Peter Chrutscheff und drei Brüder Gurjeff, sodann die Anhänger verschiedener Kronsprätendenten, wie die des Kosaken Pugatscheff, Chanin, des Bauern Mossakin, des Kosaken Bogomoloff und des Soldaten Tschernüscheff, von denen die drei letzteren zu lebenslänglicher Kettenarbeit in den Nertschinskischen Bergwerken verurtheilt wurden. Während Katharina Südrußland bereiste, hatte der Offizier Mirowitsch den in Schlüsselburg gefangen gehaltenen Iwan Antonowitsch zu befreien versucht. Das Unternehmen mißlang, wie bekannt, und Mirowitsch endete sein Leben auf dem Blutgerüste; seine Verbündeten aber (gegen 50 Personen) wurden auf Lebenszeit in sibirische Regimenter gesteckt. Alexander Radüschen wurde für sein Buch: „Reise von Petersburg nach Moskau'

seines Adels und seiner Orden für verlustig erklärt und auf 10 Jahre in das Ilimskische Gefängniß geschickt. Im Jahre 1794 wurde der Kapitän-Lieutenant Montague wegen Hochverraths zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in den Bergwerken verurtheilt.

Die Regierung des Kaisers Alexander I. ist weniger reich an Verbannungen für Staatsverbrechen. In dem offiziellen Register der Verbannten zu Nertschinsk findet man zu dieser Zeit nur einen Staatsverbrecher, den Kollegienassessor Stepanoff, der als Expeditor der Feld-Kanzlei dem Juden Meierowitsch einige wichtige Dokumente zum Kopiren übergeben hatte. Auf dies Vergehen stand die Todesstrafe, doch weil Stepanoff als Edelmann von körperlicher Strafe eximirt war, wurde er nach Nertschinsk in die Bergwerke geschickt.

Die traurige Katastrophe vom 14. Dezember 1825, welche einen so trüben Schatten auf das Manifest der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus I. wirft, gab die Veranlassung zur Niedersetzung einer Untersuchungs-Kommission, deren Thätigkeit fünf Monate dauerte. Die überführten Hochverräther wurden dem Ober-Kriminalgerichte überwiesen, welches aus dem Staatsrathe, dem heiligen Synod und einigen höheren Militär- und Civil-Beamten zusammengesetzt war. Am 19. Juli 1826 erschien das Manifest, welches die Vollstreckung des Urtheils anordnete; am 9. August erfolgte ein Senats-Ukas in Betreff der Offiziere des Tschernigow'schen Regiments, die in Kiew sich empört hatten. Ueber 100 Personen wurden nach Sibirien theils in die Bergwerke, theils zur Ansiedlung verschickt. — Mit diesen Verbannten endet die Reihe der Staatsverbrecher, deren Aufenthalt in Sibirien spurlos für das ...nd vorübergegangen ist, weil sie meistentheils fern von ...er menschlichen Gesellschaft in den feuchten Mauern ihrer ...fängnisse ihr elendes Dasein hinschleppten. Auch noch im

6*

achtzehnten Jahrhundert hat die Humanität der Beamten in Betreff der Behandlung viel zu wünschen übrig gelassen. Wenn gleich schon in der Mitte dieses Jahrhunderts die Todesstrafe offiziell abgeschafft war und die Anwendung der Folter für barbarisch galt, so blieben beide Bestrafungsarten doch noch bis zum Jahre 1800 in Gebrauch, in welchem Jahre sie der Kaiser Alexander I. für immer abschaffte.

Ja, in der That! es waren schreckliche Zeiten, die eben geschilderten, wo die meisten der oft ganz schuldlos Leidenden so viele und so bittere Thränen vergossen, daß sie entweder unheilbar erblindeten, oder in der Einsamkeit ihres Kerkers durch das beständige Brüten über ihr grenzenloses Unglück in den Zustand völliger Raserei verfielen. Man bedenke, daß es zu jener Zeit noch keine bestimmten Verhaltungsmaßregeln in Betreff der Behandlung der Staatsverbrecher gab; daß dieselbe weniger von der Größe ihres Vergehens als von der Willkür derer abhing, welche die Aufsicht über sie führten. Welcher Mißbrauch der Gewalt dabei stattfand, zeigt sich ganz besonders in dem Budget für die Beköstigung der Gefangenen. So erhielt z. B. ein gewisser Woinorowski nur $1^1/_2$ Kopeken per Tag, während Peter Schaffirow 33 Kopeken, Menschikoff aber mit seiner Tochter sogar 2 Rubel täglich erhielt, eine zu jener Zeit schon sehr bedeutende Summe. Die Fürsten Dolgoruki erhielten anfangs ein jeder zu 25 Kopeken und 80 Pfund Mehl monatlich, später nur 2 Kopeken täglich. Der Feldmarschall Münnich erhielt 3 Rubel per Tag; in Betreff Biron's und des Generals Bismark war der Befehl gegeben, sie „an nichts Mangel leiden zu lassen," wie es wörtlich im Ukas heißt. Für die Dezembristen waren 6 Kopeken pro persona per Tag und 2 Pud Mehl monatlich bestimmt. Einigen, wie Iwaschkin und Gurschaninoff, die unehrbietig über die Kaiserin Elisabet

gesprochen hatten, wurden gar keine Alimentsgelder angewiesen. Eine gleiche Willkür herrschte auch in der Aufsicht über die Verbannten. So schildert der Aufseher des von Menschikoff nach Ust=Wiluisk (im höchsten Norden) verbannten Grafen de Santi seine und des Gefangenen Lage in folgenden Worten:

„Wir leben, er, de Santi, ich und die Wachsoldaten in der ödesten Gegend, wo sich keine wohnlichen Gebäude befinden außer einer, kalten halbverfaulten Jurte. Selbst die unentbehrlichsten Gegenstände fehlen uns. Oft ist die Kälte in der Jurte so groß, daß wir beinahe erfrieren, weil kein Ofen sich darin befindet. Da wir kein Brod backen können, so leiden wir mit de Santi großen Hunger und fristen unser Leben nur dadurch, daß wir Mehl mit Wasser vermengt genießen, woher alle Soldaten so schwach und krank geworden sind, daß sie den Wachdienst nicht versehen können. Der Gefangene, de Santi, ist sehr hinfällig und fast beständig krank, so daß er nicht im Stande ist aufzustehen und herumzugehen."

Das Loos Menschikoff's in der Verbannung war bei weitem erträglicher. Die schwersten Schicksalsschläge hatte er schon in Rußland erduldet, als er jählings von dem Gipfel der höchsten Macht hinabgestürzt wurde. Auf dem Wege nach Beresow verlor er (in der Nähe von Kasan) seine Frau durch den Tod; nach Beresow brachte er aber seine ganze Hauseinrichtung und all sein baares Geld mit*). — Hier stand er unter der Aufsicht eines Offiziers, der den gemessensten Befehl erhalten hatte, ihn mit der größten Aufmerksamkeit zu behandeln und ihm volle Freiheit in seinen Bewegungen zu gestatten. Menschikoff erbaute neben dem Gefängniß eine hölzerne Kirche, in welche er [illegible]lich mit seinen Kindern beten ging. Im Sommer sah

*) Menschikoff besaß 91,000 Seelen und 7 Millionen baaren Geldes.

man ihn oft auf dem steilen Ufer der Soswa sich mit alten Leuten über die Vergänglichkeit alles Irdischen oder über die Leiden der heiligen Märtyrer unterhalten. Seine Selbsterniedrigung ging so weit, daß er einen einfachen Armjak, wie der gemeinste sibirische Bauer, trug, sich den Bart lang wachsen ließ und sich von den andern Bauern nur durch ein sammtnes Käppchen unterschied, welches er stets auf dem Kopfe trug. Die aufrichtige Ergebung in sein Schicksal hatte er auch als ein Erbtheil seinen Kindern hinterlassen, die täglich das Grab des Vaters besuchten, um auf demselben zu beten (er starb 1729), und später die Kirche in ein Krankenhaus umbauten. Sie lebten außerhalb des Gefängnisses in ihrem eigenen Hause; die älteste Tochter verheirathete sich in der Folge mit dem Fürsten Fedor Dolgorukow, der heimlich nach Beresow mit einem ausländischen Passe gekommen war, starb aber bald darauf im Kindbette. Der zweiten Tochter Menschikoff's, Alexandra, und seinem Sohne Alexander wurde im Jahre 1731 die Rückkehr nach Rußland gestattet.

Eine weit härtere Behandlung wurde der Familie der Fürsten Dolgoruki zu Theil, welche Menschikoff gestürzt hatten und in demselben Jahre, in welchem die Familie Menschikoff's nach Rußland zurückkehrte, nach Beresow verbannt wurde. Der schon hochbejahrte Fürst Alexei Grigorowitsch starb schon drei Jahre nach seiner Ankunft in Beresow, ebenso wie seine Frau Praskowja Jurgewna; seine vier Söhne aber, drei Töchter und eine Schwiegertochter Natalia Borissowna, geborne Scheremetjeff, ertrugen mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit das schreckliche Loos, welches die Rachsucht Biron's ihnen bereitet hatte. Auf einem halblecken Fahrzeuge, welches jeden Augenblick unterzusinken drohte, wurden die Gefangenen nach Beres[illegible] gebracht. Das Brod, welches sie zu ihrer Nahrung [illegible] hielten, war so hart, daß sie es mit den Zähnen ni[illegible]

zermalmen konnten; der Kohl halb erfroren, den sie zum Munde führten. Als die Fürstin Helene an ihrem Namenstage eine Messe in der Kirche abhalten ließ, wurde der Erzpriester Andrei Michailoff zur Strafe dafür in das Ilimskische Gefängniß bei Jakutsk geschickt. Als der Podjätschi Tischin nach Petersburg berichtete, daß die Dolgoruki über die Kaiserin und Biron ungeziemende Bemerkungen gemacht hatten, kam der Befehl, sie zu trennen. Fürst Iwan wurde in eine kalte Scheune, Fürst Alexei in einen Stall gesperrt, der so klein war, daß man kaum zwei Schritte darin machen konnte, und wo es so dunkel war, daß der Gefangene den Tag von der Nacht nicht unterscheiden konnte. Für seinen letzten Brillantring kaufte er von einem seiner Wächter eine Hand voll Erbsen, nach denen er die Zeit berechnete. Als er am Osterfeste mit lauter Stimme die Worte sang: „Christus ist auferstanden!" wurde er, da das Singen strenge verpönt war, mit 15 Ruthenhieben bestraft. Damit endeten aber keineswegs die Leiden der Dolgoruki. — Man brachte sie zuerst nach Tobolsk; von da wurde Fürst Alexei als gemeiner Matrose nach Kamtschatka verschickt; die Fürsten Nikolai und Alexander wurden geknutet und mit ausgeschnittener Zunge nach Ochotsk verbannt; Fürst Iwan wurde nach Nowgorod gebracht und dort mit seinen zwei Onkeln Wassil und Sergej geviertheilt. Erst die Kaiserin Elisabeth begnadigte die Dolgoruki, befreite durch ihren Machtspruch die Fürstinnen aus dem Kloster, in welches sie gesperrt waren, und verheirathete sie. Schwerer war es, die männlichen Glieder der Familie aufzufinden, die schon längst von den sibirischen Behörden vergessen und fast spurlos unter den nomadisirenden Bewohnern der Tundern verschwunden waren. Erst zwei Jahre nach der Thronbesteigung Elisabeth's erhielt Fürst Alexei in Kamtschatka die Nachricht von seiner Begnadigung. Mit dem Kauf-

mann Spiridonoff begab er sich nach Irkutsk, wurde aber in seiner einfachen Bauerntracht von dem dortigen Gouverneur nicht erkannt und mußte zu Fuß nach Moskau wandern. Als später der Befehl in Irkutsk ankam, die geheimen politischen Arrestanten aufzusuchen, meldete sich der alte Küster bei der Kirche des h. Charlampij bei dem Gouverneur und gab sich als den Fürsten Nikolai Dolgoruki zu erkennen. Von Elisabeth wurden der Reichskanzler Graf Ostermann nach Beresow, der Feldmarschall Münnich nach Pelüm, der Kabinetsminister Michael Golowkin auf die Hundeinsel und der Präsident des Kammerkollegiums, Baron Mengden, nach Nischne-Kolümsk (noch höher im Norden) verschickt. Der alte Ostermann, der stark an dem Podagra litt, starb schon nach drei Jahren (1747) in Beresow und hat keine andere Erinnerung an sich bei den Einwohnern hinterlassen, als daß er stets in sammtenen Stiefeln und an einer Krücke ging. Münnich bezog in Pelüm mit seiner Frau und dem Pastor Martens ein zweistöckiges Haus mit einem Balkon, welches er nur höchst selten verließ. Am Tage schrieb er und zeichnete Pläne; des Nachts verrieth das in seinem Zimmer brennende Licht, daß er entweder betete oder sich mit militärischen Studien beschäftigte. Im Sommer beschäftigte er sich viel mit der Pflege seines kleinen Gartens am Hause; im Winter unterrichtete er die Kinder der Einwohner Beresow's im Lesen und Schreiben. Er ertrug, wie Menschikoff, die Verbannung mit großer Standhaftigkeit und zeigte stets ein heiteres Wesen. Erst als er seinen treuen Freund und Tröster, den Pastor Martens, durch den Tod verloren hatte, verfiel er in tiefe Melancholie. Die Woewoden behandelten den alten Feldmarschall stets mit der größten Ehrerbietung, denn sie fürchteten d Einfluß, den er noch immer in Petersburg hatte. No größere Privilegien besaß aber der Herzog Biron, d

unter Anna Leopoldowna nach Pelüm verbannt war. Vor Biron stand der Woewode stets mit entblößtem Haupte; der Herzog hatte seine besonderen Reitpferde, ritt oft auf die Jagd, hielt eine zahlreiche Dienerschaft und trug stets einen grünen, mit Zobel besetzten Sammtrock. — Münnich brachte in Pelüm zwanzig Jahre zu und wurde im Jahre 1762 vom Kaiser Peter III. nach Rußland zurückberufen. Viel härter war das Loos Golowkin's und seiner Frau auf der Hundeinsel, die ihnen als Verbannungsort angewiesen war. Er durfte nicht anders als unter einem Convoie von Soldaten ausgehen, und selbst Nachts war sein kleines Häuschen stets von Schildwachen umstellt. An Sonn- und Feiertagen zwang man den alten, kranken Mann, die Kirche zu besuchen, wo der Geistliche nach der Messe das Anathema über ihn aussprach. Fast 35 Jahre verbrachte er an diesem traurigen Orte, indem er weiter nichts that, als zuhörte, was seine Frau ihm aus verschiedenen Büchern vorlas. Erst später, als die Strenge der Aufsicht etwas nachließ, durfte er sich mit dem Fischfange auf dem Flusse Kolyma beschäftigen.

Baron Mengden wurde mit seiner Frau, seiner Tochter und Schwägerin nach Nischne-Kolümsk verschickt, wo er der dortigen Gegend drei wesentliche Dienste erwies. Der erste bestand darin, daß er an der Spitze der Grenz-Kosaken die Einfälle der wilden Tschuktschen zurückschlug; der zweite in der Einführung der Hornvieh- und Pferdezucht, der dritte aber darin, daß er Waaren aus Jakutsk zur Befriedigung der nothwendigen Bedürfnisse der armen Bevölkerung des Orts kommen ließ. Während Golowkin auf der Hundeinsel schmachtete, führte seine Schwester, die Schwägerin des Reichskanzlers Bestuscheff, in Jakutsk, wohin sie von der Kaiserin Anna verbannt war, ein vollkommen freies Leben. Sie fuhr oft zu Gaste aus,

spielte Karten, machte ein großes Haus und bezauberte alle durch ihre Liebenswürdigkeit. Obgleich ihr die Zunge ausgeschnitten war, war doch noch so viel von derselben übrig geblieben, daß man fast Alles verstehen konnte, was sie sprach.

Der ehemalige Günstling Peters des Großen, Fiek, wurde von einem Orte Sibiriens nach dem andern geschleppt, in der Absicht, ihm nirgends Ruhe zu geben. Zuerst hielt man ihn einige Monate in dem Gefängnisse zu Tobolsk eingeschlossen, dann wurde er auf drei Monate nach Irkutsk geschickt und von da, in schwere Ketten geschmiedet, nach Jakutsk. Doch auch diese entlegene Stadt schien noch ein zu heiterer Aufenthaltsort für ihn und so wurde er denn noch 2000 Werste nördlicher nach Saschiwersk und von da nach der Simowja Wilui geschickt, wo er keine andere Gesellschaft hatte, als die dort lebenden Jakuten, deren Sprache er nicht verstand, und seine Aufseher, die gegen ihn erbittert waren, weil sie seinetwegen ein Leben voll Entbehrungen führen mußten. Zehn Jahre verbrachte er an diesem schrecklichen Orte, bis er im Jahre 1742 von der Kaiserin Elisabeth begnadigt wurde.

Von den falschen Kronprätendenten, die sich für den Kaiser Peter III. ausgegeben hatten, wollen wir hier nur die berüchtigsten erwähnen, nämlich den Soldaten Kremneff, welchen der Pope Lew Ebdakimoff öffentlich als Kaiser anerkannt hatte und dafür nach Abbüßung der Knutenstrafe auf Lebenszeit in die Nertschinskischen Bergwerke geschickt wurde. Hier traf Ebdakimoff unter den Sträflingen einen gewissen Peter Tschernüscheff, der früher Soldat im Brjänskischen Regimente gewesen war und sich ebenfalls für Peter III. ausgegeben hatte. Tschernüscheff erzählte seinen Mitgefangenen, daß er, der Kaiser, als er im Gouvernement Woronesch incognito eine Revue über die dort cantonirten Regimenter habe abhalten wollen,

von seinen Feinden ergriffen und in die Nertschinskischen Bergwerke geschickt worden sei. Das Merkwürdigste dabei war, daß alle, die ihn hörten, seinen Worten Glauben schenkten. Von den entferntesten Gegenden kamen die Landleute nach Nertschinsk, um ihren gefangenen Kaiser zu sehen und brachten ihm Geschenke aller Art. Selbst der General Iwaschew soll Nachts in sein Gefängniß gekommen sein und eine lange Unterredung mit ihm gehabt haben. Ferner ist es historisch verbürgt, daß einer der Tungusen-Fürsten, Gantemurow, den Versuch hatte machen wollen, den vermeintlichen Kaiser mit Waffengewalt zu befreien. Ehe es jedoch hierzu kam, gelang es Tschernüscheff mit Hülfe seiner Freunde aus dem Gefängnisse zu entkommen, indem er vermittelst eines spitzen Nagels das Schloß der Kette öffnete, an welche er geschmiedet war und sich an seinem Gürtel aus dem Fenster des Thurmes zur Erde niederließ. Elf Tage irrte er in der Umgegend von Nertschinsk umher; am zwölften Tage aber zwang ihn der Hunger, wieder in sein Gefängniß zurückzukehren. Sein Urtheil lautete auf öffentliche Knutenstrafe, Brandmarkung und lebenslängliche Zwangsarbeit in Mangasei (bei Jenisseisk).

Viele der nach Sibirien verbannten Staatsverbrecher sind gänzlich verschollen, wie dies z. B. mit vielen Hunderten der von Biron exilirten Personen der Fall war. Der General-Prokuror Fürst Wjäsemski mußte zu den strengsten Maßregeln greifen, um die Gefangenen auffindig zu machen und ihnen ihre Begnadigung mittheilen zu können, und dennoch erhielt er nur zu häufig die Antwort aus Sibirien, daß es ein Ding der Unmöglichkeit sei, die Namen der Verbannten, sowie deren Aufenthaltsort in Erfahrung zu bringen. So verschwanden spurlos Frau Lopuchina, die von der Kaiserin Elisabeth nach Sibirien verschickt war, die Grafen Tolstoi, Buturlin und viele andere.

Im vorigen, sowie im vorletzten Jahrhunderte war den Verbannten die Möglichkeit benommen, ihre Kräfte frei zum Nutzen des Landes anwenden und auf diese Weise die Kolonisation Sibiriens befördern zu können. Wo ihnen, wenn auch nur ein kleiner Spielraum für freie Thätigkeit eingeräumt war, ist auch stets eine nützliche Anwendung derselben die Folge davon gewesen. Das hat Menschikoff gezeigt, der in dem kalten, unfruchtbaren Norden sich mit Gartenkultur beschäftigte; Münnich, der in dem entlegenen Pelüm eine Schule errichtete, Iwaschkin durch seine Versuche, in den Tundern von Nischne-Kolümsk die Viehzucht einzuführen; der Hetman Mnogogreschnij durch die heldenmüthige Vertheidigung der russischen Grenze gegen die Chinesen. — Im achtzehnten Jahrhunderte betrachtete man die geheimen Staatsverbrecher als Menschen, die mit einer pestartigen Krankheit behaftet waren; man fürchtete in irgend eine Berührung mit ihnen zu kommen, um nicht auch von dem Gifte angesteckt zu werden, und ihre Aufseher hatten die strengsten Befehle, sie auf die grausamste Art zu behandeln, wie wir dies bei den Fürsten Dolgoruki gesehen haben. Glücklicher waren diejenigen, welche einen Thronwechsel erlebten, denn nun durften sie nach dem Sturze ihrer Gegner hoffen, wieder ihre Freiheit zu erlangen; so unter anderen der Vice-Präsident des Admiralität-Kollegiums, Fedor Soimanoff, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, der die erste Karte des weißen Meeres entworfen und die Küsten des Kaspischen Meeres wissenschaftlich beschrieben hatte. Auf den Befehl Biron's geknutet und zur Zwangsarbeit in die Ochotskischen Salzwerke verschickt, wurde er von der Kaiserin Elisabeth gleich nach ihrer Thronbesteigung begnadigt und ihm die Erlaubniß ertheilt, nach Belieben seinen Wohnplatz zu wählen. Trotzdem blieb Soimanoff noch 16 Jahre in Sibirien, wo er sich mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigte. Er

regulirte er z. B. das Fahrwasser der Schilka und die Schifffahrt auf dem Amur. Im Jahre 1757 wurde er durch einen besonderen Ukas zum Gouverneur von Sibirien ernannt und hat in den sechs Jahren seiner Amtsthätigkeit die wichtigsten Dienste dem Lande geleistet. So gründete er in Ochotsk eine Seeschule, legte bei dem Possolskischen Kloster am Baikalsee einen Hafen mit Leuchtthürmen an und verbesserte durch Aufhebung des Anadürskischen Gefängnisses die Lage der unglücklichen Korjäken und Kamtschadalen, welche früher gezwungen waren, diese entlegene Gefängniß-Station mit Proviant zu versorgen. Das Gerücht von den Leiden der Verbannten, von ihrer Frömmigkeit und von der Standhaftigkeit, mit der sie ihr hartes Loos ertrugen, ist in Sibirien zur Tradition geworden. Mochten auch die Gewalthaber in Petersburg noch so strenge Befehle in Betreff der Behandlung der Verbannten erlassen, das Gefühl der Menschenliebe, welches Gott in die Brust eines jeden Menschen gepflanzt hat, vermochten sie doch nicht in dem Herzen des einfachen Volkes zu ersticken, welches in den Verbannten eben nur „Unglückliche" sah. Unser jetziges Jahrhundert, welches auf seine Humanität so stolz ist, hat diesen schönen Charakterzug der sibirischen Bevölkerung in seinem hellsten Lichte gesehen und zwar bei dem Empfange, welcher den Dezembristen (1825) überall zu Theil wurde. Hören wir, wie einer derselben sich darüber ausspricht:

„Wir sahen im Winter (1826) sibirische Bauern in der strengsten Kälte unter freiem Himmel auf dem Wege stehen und die „Unglücklichen" erwarten, um sie mit Nahrungsmitteln, warmen Strümpfen, Handschuhen u. s. w. zu beschenken. Wenn für die gewöhnlichen „Unglücklichen" nur in der Regel unzurechnungsfähige Bauern, Bürger und Kaufleute als Almosenspender erscheinen, so nahmen in diesem Falle auch Personen der höheren Stände den

lebhaftesten Antheil an dem Schicksale der Verbannten. Dies war auch schon in Rußland der Fall. So erwies sich der Protohierej der Kathedrale zu Kasan, Peter Myslowski, der zum Beichtvater der Gefangenen ernannt war, als der aufrichtigste Freund derselben, der mit wahrer Selbstaufopferung ihnen jede nur mögliche Erleichterung verschaffte, ihnen Trost zusprach und die Vermittlung zwischen ihnen und ihren Verwandten übernahm. Ihm hatten es unter anderem die Frauen der Verbannten zu verdanken, daß sie den sorgfältig geheim gehaltenen Termin der Abreise ihrer Männer erfuhren und so die Möglichkeit hatten, sie noch einmal zu sehen und von ihnen Abschied zu nehmen. Aus Dankbarkeit hat Rüleeff dem Priester in seinem Testamente eine goldene Tabaksdose vermacht.

Der Platz-Adjutant der Festung und die Adjutanten des Kriegsministers Tatischeff, welche den Befehl erhalten hatten, dem Abgange der nach Sibirien Verbannten beizuwohnen und darauf zu sehen, daß sie kein Geld mitnähmen, gaben ihnen nicht nur das ihnen bei ihrer Arretirung abgenommene Geld zurück, sondern fügten auch noch ihr eigenes hinzu und erboten sich auf das dienstfertigste, jeden Auftrag an ihre Verwandten zu besorgen. Beim Abschiede umarmten sie die Unglücklichen und vergossen Thränen. Auch auf die anwesenden Wachsoldaten machte dieser Auftritt den tiefsten Eindruck. Viele wischten sich die Thränen aus den Augen, ja ein Soldat erbot sich sogar, ihre Flucht aus Rußland auf einem ausländischen Schiffe zu vermitteln.

Die Feldjäger, welche in der vordersten Troika den Zug eröffneten (in jedem Schlitten saß ein Arrestant mit einem Gensdarmen zur Seite), fuhren im stärksten Galopp nur durch Petersburg; gleich hinter dem Schlagbaume ließen sie die Pferde im gewöhnlichen Trabe gehen. Auch waren sie so menschenfreundlich, auf den Stationen längere

Zeit anhalten zu lassen, auf welchen die Verwandten der Staatsverbrecher sich eingefunden hatten, um von ihnen Abschied zu nehmen. Wenn auf einer Station genächtigt wurde, so erlaubte man den Arrestanten, die Ketten abzulegen. Die ihnen zur Aufsicht mitgegebenen Gensdarmen waren stets bereits, ihnen jeden nur möglichen Dienst zu leisten, indem sie sich damit rechtfertigten, daß es ihnen befohlen sei, höflich mit den Herren umzugehen. Auch die Posthalter nahmen sie stets auf das zuvorkommendste auf und bewirtheten sie mit dem Besten, was sie hatten. Hinter Schlüsselburg begegnete einer Partie von vier Arrestanten eine Gutsbesitzerin, die mit ihren Töchtern nach Petersburg fuhr; sie ließ anhalten und beschenkte sie mit Kleidern, Wäsche und Geld. Vier andere Arrestanten, welche die Erlaubniß erhalten hatten, auf der Poststation in Rybinsk zu nächtigen, fanden das eine der beiden Zimmer, in welchem ein Sopha und Bett standen, bereits besetzt und legten sich daher auf die nackte Diele des andern nieder. Kaum war dies geschehen, als die Thüre des Nebenzimmers sich öffnete und ein Herr mit zwei Knaben heraustrat, von denen der eine ein Kissen, der andere einen Reisesack trug. Als die Arrestanten sich entschuldigten, durch ihr Kettengerassel den Herrn in seiner Ruhe gestört zu haben, erwiderte dieser höflich: „Ich bitte Sie, meine Herren, mein Zimmer einzunehmen; dort ist es wärmer und dort werden Sie auch mehr Bequemlichkeit haben. Sie haben einen weiten Weg vor; ich aber reise nur bis nach Petersburg.“ Dieser Unbekannte war ein Admiral mit dem Georgenkreuze auf der Brust, der seine Söhne nach Petersburg in das Kadettenhaus bringen wollte. Als die nämliche Partie in einem Gasthofe der [illegible]dt Jaroslaw ihr Mittagsmahl einnahm, war im [illegible]lauf einer Viertelstunde der große Marktplatz, an [illegible]chem das Gasthaus lag, so dicht mit Menschen bedeckt,

daß im buchstäblichen Sinne des Wortes kein Apfel zur Erde fallen konnte. Die Behörden ergriffen Vorsichtsmaßregeln, um Unruhen zu verhüten. Vor dem Gasthause waren Gensdarmen mit geladenen Karabinern aufgestellt; die Arrestanten mußten sich bei geschlossenem Hofesthore in die Schlitten setzen, die, sobald letzteres geöffnet war, mit rasender Schnelligkeit über den Marktplatz fuhren. Einer der Dezembristen hatte kaum die Hand erhoben, um die Mütze abzunehmen, als die ganze, ungeheure Volksmenge im Nu baarhäuptig dastand und mit dem Ausdrucke der größten Theilnahme grüßte. „Von einem Hasse des Volkes gegen uns," bemerkt einer der Verbannten, „kann gar nicht die Rede sein." In die Schlitten der darauf folgenden Partie warf das dicht um dieselben gedrängte Volk seine Kupfergroschen. Der Verbannte Nicolai Baßargin bewahrt jetzt noch einen Kopeken, den er von einer alten Bettlerin erhalten hat, wie ein Heiligthum auf. In den Städten wurden die Dezembristen von den Beamten, auf den Stationen von den Etappe-Offizieren mit der ungeheucheltsten Theilnahme aufgenommen. In einer Stadt des Gouvernements Wjäsma wurde sogar von den Einwohnern ein solennes Mittagsessen mit darauf folgendem Balle für sie gegeben. In Tobolsk gestattete der Gouverneur Bantüsch-Kamenski den Verbannten eine zweitägige Erholung von ihrer Reise und erkundigte sich höchst zuvorkommend nach Allem, was sie nöthig hätten; der dortige Polizeimeister bewirthete sie auf's beste und setzte ihnen 12 verschiedene Arten von Fischen vor, die in den sibirischen Flüssen vorkommen. Von Tobolsk aus gab man den Arrestanten statt der Gensdarmen Beamte zur Begleitung mit, an welche der Gouverneur beim Abschiede folgende Worte richtete: „S[illegible] werden die Arrestanten beaufsichtigen, ich bitte Sie ab[illegible] nicht zu vergessen, daß Sie es mit gebildeten Leuten [illegible]

thun haben!“ In Tara wurden die Verbannten mit der größten Gastfreiheit von dem dortigen Polizeimeister Stepanoff, einem alten Offiziere aus dem Kaukasischen Heere, empfangen. Als er deswegen zur Rechenschaft gezogen wurde, antwortete er kurz und bündig: er habe nur gethan, was das Gebot der christlichen Liebe erheische. — In Krasnojarsk stritten sich die Einwohner förmlich darum, wer von ihnen die Verbannten aufnehmen und bewirthen dürfe. Der Gouverneur selbst, Alexander Stepanoff, bekannt durch seine Beschreibung des Gouvernements Jenisseisk ging ihnen hierin mit gutem Beispiele voran. Die Kaufleute, welche die Erlaubniß erhalten hatten, die „Unglücklichen“ bewirthen zu dürfen, nahmen sie in ihren besten Zimmern auf, heizten für sie die Badestuben und gaben ihnen Wein und Provision aller Art auf den Weg mit. Eine nicht minder freundliche Aufnahme erwartete sie zu Irkutsk, wo besonders der Beamte zu besonderen Aufträgen bei dem Gouverneur, dessen Namen uns leider nicht bekannt ist, ihnen eine wahrhaft rührende Theilnahme bewies. Mit Thränen in den Augen und einer vor innerer Bewegung zitternden Stimme flehte er jeden der Verbannten an, 25 Rubel von ihm anzunehmen und wollte von einer abschlägigen Antwort nichts hören. Eine spätere Partie empfing der Bürgermeister von Kainsk in Begleitung zweier Diener, die einen ungeheuren Korb voll Wein, Rum, Zucker, Thee, Kaffee u. s. w. trugen, mit folgenden Worten: „Um Gottes Willen! Nehmt dies von mir an! Ich habe mein Vermögen nicht mit ganz reinen Händen erworben. Nehmt! Dann wird's mir um's Gewissen leichter sein! Familie habe ich nicht; für wen soll ich sparen? Erweist mir die Liebe! Ihr werdet ein gutes Werk thun!“

Die erste, aus acht Personen bestehende Partie der Dezembristen wurde elf Tage nach Vollstreckung des Todes-

urtheils an den fünf Hauptanstiftern der Verschwörung nach Sibirien abgeschickt. Den Vortrab bildeten Fürst E. P. Obolenski, A. J. Jakulowitsch, Alexander Murawiew und W. L. Dawidow, den Nachtrab die Fürsten S. T. Trubetzkoi, S. G. Wolkonski und die Gebrüder Borüssow. Von diesen wurden Obolenski und Jakulowitsch nach Ujolje, einem Kron-Salzwerk, 68 Werste hinter Irkutsk, Murawiew aber, Dawidow und die Gebrüder Borüssow nach der Alexandrow'schen Branntwein-Brennerei (ebenfalls nicht weit von Irkutsk) verschickt, während Trubetzkoi und Wolkonski in der Nikolaew'schen Branntwein-Brennerei internirt wurden. Hier war ihre Behandlung eine sehr humane. Man erlaubte ihnen sogar, sich besondere Wohnungen zu miethen, die jedoch polizeilich überwacht wurden. Offiziell wurden sie mit Beilen in den Wald geschickt, um dort Holz zu fällen; ehe sie aber ihren Weg antraten, flüsterten ihnen die Aufseher leise in's Ohr, sie möchten nur ruhig spazieren gehen; das Holz würde schon von andern gefällt werden. Besonders war diese humane Behandlung denen angenehm, welche in dem Salzwerke internirt waren und stets die wirklichen Arbeiter, vom Kopfe bis zu den Füßen mit Salzkrystallen bedeckt, vorübergehen sahen. Die Salzsieder arbeiteten nämlich der ungeheuren Hitze wegen ganz nackt und litten daher beständig an Rheumatismen und Appetitlosigkeit. Leider dauerte hier der Aufenthalt der Verbannten nur kurze Zeit, denn schon nach einigen Monaten wurden alle acht nach Irkutsk gebracht und von hier über den Baikalsee nach dem Nertschinskischen Bergwerks-Revier geschickt, wo ihnen das Blagodatskische Bergwerk zum Aufenthaltsorte angewiesen wurde. Hier war für sie eine besondere Kaserne errichtet, die aus zwei geräumigen Stuben bestand, vo- denen die eine für die Wachmannschaft bestimmt war, di andere aber gemeinsam von den Gefangenen bewohn

wurde. Die Wachmannschaft bestand aus einem Unteroffizier und drei Soldaten, die sich keinen Schritt von ihrem Posten entfernen durften. Nach dreitägiger Erholung von den Strapazen der Reise wurde den Gefangenen ihre bestimmte Arbeit in den verschiedenen Schachten des Bergwerks angewiesen. Ein jeder von ihnen erhielt eine Laterne mit einem Talglicht, eine Hacke, einen Hammer und einen Sträfling zum Begleiter und Instruktoren. Nach der Aussage der Verbannten war diese Arbeit nicht allzuschwer; auch war es unter der Erde ziemlich warm, und wenn man sich noch mehr erwärmen wollte, griff man zur Hacke oder zum Hammer. Die Instruktoren erwiesen den Gefangenen die größten Gefälligkeiten und verrichteten oft ohne Aussicht auf irgend eine Belohnung das denselben aufgetragene Strafpensum. Der berüchtigte Räuber Orloff, der hier ebenfalls seine Strafzeit abarbeitete, stimmte jedesmal, wenn er die Fürsten — so nannte man hier allgemein die Dezembristen — ankommen sah, mit seiner schönen, sonoren Stimme ein bekanntes, russisches Volkslied an, dessen melancholische Weisen die Erinnerung an die ferne Heimath in den Herzen seiner Hörer wach riefen. Um 11 Uhr verkündete der Schall einer Glocke die Beendigung der Arbeit, die sechs Stunden gedauert hatte. Dann ging es wieder in die Kaserne zurück, wo das Mittagsmahl eingenommen wurde, was ein großer Trost für die Verbannten war. Den Rest des Tages waren sie frei von Arbeit.

Ein wahrer Sonnenblick in der dunklen Nacht der Verbannung war die Ankunft der Fürstinnen Trubetzkoi und Wolkonski in Blagodatsk. Mit ihrer Hülfe ermöglichte sich eine geheime Correspondenz mit den in Rußland lebenden Verwandten und auch sonst thaten die hohen Frauen Alles, um das schwere Loos der Gefangenen zu erleichtern. Mit eigenen Händen nähten die zarten, dieser

Arbeit ungewohnten Damen alle Kleidungsstücke, die ihren Männern und deren Freunden nöthig waren; sie selbst erdachten besondere Gerichte, die sie den Verbannten in das Gefängniß brachten und besorgten die nöthigen Wirthschaftseinkäufe. „Es ist unmöglich," schreibt einer der Gefangenen an einen Freund, „alle die Wohlthaten aufzuzählen, die uns in so vielen Jahren von diesen Damen zu Theil geworden sind. In dem Blagodatskischen Bergwerke haben sie als die ersten russischen Frauen die erhabene Mission der Liebe erfüllt, welche der Himmel dem Weibe verliehen hat und den unerschöpflichen Reichthum der weiblichen Natur in seinem vollen Glanze gezeigt. Sie stehen als leuchtende Vorbilder aller Zeiten da und über alles Lob erhaben sind die herrlichen Eigenschaften ihres Herzens. An den Tagen und Stunden, wo eine Zusammenkunft mit ihren Männern erlaubt war, haben sie durch ihre Gegenwart die dumpfen Zellen unseres Gefängnisses in ein Paradies verwandelt. Wenn sie das Gefängniß nicht betreten durften, ließen sie zwei Stühle auf die Straße stellen und saßen dort stundenlang vor dem einzigen Fenster im stummen Gespräche mit ihren Männern. Einst kam die Fürstin Trubetzkoi in der strengsten Kälte mit halb zerrissenen Zeugschuhen zu ihrem Manne, weil sie aus ihren Pelzschuhen warme Kappen für ihren Mann und dessen Freund verfertigt hatte, um deren Haare vor den Erzsplittern zu schützen, die bei jedem Hammerschlage von den Wänden des Schachtes absprangen."

Je längere Zeit die Gefangenen in Blagodatsk zubrachten, desto trauriger gestaltete sich ihr Loos. Einer der wachhabenden Offiziere, Namens Riek, verhinderte ihr Zusammensein dadurch, daß er sie in einzelne Kammern einschloß und das gemeinsame Mittags- und Abendessen untersagte. Die Verzweiflung der in den engen Zellen (die Kammern waren nur 6 Fuß lang und 4 Fuß breit)

eingeschlossenen Gefangenen, trieb sie zu einem verzweifelten Schritte; sie weigerten sich auf's entschiedenste, Speise zu sich zu nehmen. Diese Weigerung wurde von dem Offizier für offene Empörung angesehen, welche durch das Bajonnet unterdrückt werden müßte. Zum Glücke dachte der Kommandant von Blagodatsk, Burnaschoff, anders, und obgleich er offiziell gegen die Gefangenen eine grimmige Miene annahm, ließ er doch die Zellen öffnen und beeilte sich, den Urheber dieser Unannehmlichkeiten an einen anderen Ort zu versetzen. Den beiden Fürsten wurde es erlaubt, ihre Frauen in deren eigenen Wohnungen dann und wann zu besuchen und im Frühlinge wurde es Allen gestattet, Spaziergänge in der Umgegend von Blagodatsk zu machen, die sich sogar bis zu den Ufern der Arguna (9 Werste von Blagodatsk) erstrecken durften. Statt der Arbeit in dem Bergwerke wurde ihnen befohlen, die Erzstufen von der Hauptöffnung des Bergwerks nach dem Magazin auf langen Tragbahren zu schleppen (200 Pfund auf jeder, 200 Schritte weit). Um 11 Uhr wurden ihnen zwei Stunden Erholungszeit gegeben; dann mußten sie wieder bis 5 oder 6 Uhr arbeiten. Die Spaziergänge nach der Arguna hörten von selbst auf, weil die Gefangenen von ihrer schweren Arbeit zu sehr erschöpft waren und mehr Zeit zu ihrer Erholung bedurften als früher. Als General Leparski die Aufsicht über sämmtliche Staatsverbrecher erhielt, wurden die Arrestanten in die Schmiede geführt und ihnen Ketten an die Füße geschmiedet. Die militärische Wachmannschaft wurde von 3 Mann Kosaken auf 12 verstärkt. Der Bergwerksdirektor, sowie dessen Unterbeamten fürchteten sich durch humane Behandlung der Verbannten vor der Militär-Behörde zu kompromittiren. Zwischen den Militär- und Civil-Behörden bildete sich auf diese Weise eine wechselseitige Kontrolle, durch welche die Arrestanten viel zu leiden hatten, obwohl Leparski bei seinem Besuche

in Blagodatsk sehr höflich und freundlich gegen sie war und ihnen Hoffnung auf Verbesserung ihrer Lage machte. So verging ein Tag nach dem andern, bis das neue Gefängniß in Tschita fertig war, wohin auch die übrigen Dezembristen aus den russischen Festungen gebracht wurden.*) In den russischen Festungen blieben nur vier zurück, nämlich Batenkoff, der Dichter Wilhelm Kuchelbecker, Joseph Podgio und Diwow.

Nach der Krönung des Kaisers Nikolaus wurde ein besonderes Komité eingerichtet (Tschernüscheff, Benkendorf, Diebitsch u. a.), um ein ausführliches Programm in Betreff der Behandlung der Staatsverbrecher auszuarbeiten. Als Internirungsort für dieselben wurde das Akatuiskische Silberbergwerk bestimmt. Da jedoch der Bau des dortigen Gefängnisses erst nach 2 bis 3 Jahren beendet sein konnte, so bestimmte man Tschita zum zeitweiligen Verbannungsorte. Der General Leparski aber wurde aus Sibirien nach Moskau berufen, wo er seine Instruktionen in Betreff der Behandlung der Staatsverbrecher erhielt.

Stanislaus Leparski, ein Pole von Geburt und aus einer vornehmen Familie, hatte seine Erziehung in der Jesuitenschule zu Polotsk erhalten und war ein vielseitig gebildeter Mann. Noch als junger Offizier hatte er den Auftrag erhalten, die polnischen Conföderirten nach Sibirien zu bringen und sich desselben zur großen Zufriedenheit der Regierung erledigt. Trotzdem, daß er fast sein ganzes Leben in entlegenen Garnisonen zugebracht hatte, war er doch, Dank seiner vielseitigen Bildung, ungewöhnlich schnell avancirt und kommandirte schon längere Zeit das Sjewersche reitende Jägerregiment, ehe er auf seinen neuen Posten berufen wurde. In Petersburg kannte man ihn als einen Mann, der vor keiner Schwierigkeit zurückschrak, wenn es

*) Petrapawlowsk in Petersburg, Schlüsselburg, Rotschenhalm und Sweaborg in Finland.

sich darum handelte, einen gegebenen Auftrag auszuführen. Trotz seiner vorgerückten Jahre — er war damals etwa 75 Jahre alt — und seiner absonderlichen Manieren, hatte er doch, wie man zu sagen pflegt, das Herz auf dem rechten Fleck und war durchaus frei von Eigennutz. Leparski war nicht verheirathet und bezog ein Gehalt, welches größer war als das eines General-Gouverneurs. Der Irkutskische General-Gouverneur J. Bronewski charakterisirt ihn mit folgenden Worten: „Leparski hatte in der Kavallerie 50 Jahre gedient und durch seine Rechtschaffenheit und Herzensgüte die Liebe seiner Untergebenen und die Hochachtung seiner Vorgesetzten gewonnen. Eine bessere Wahl hätte nicht leicht getroffen werden können. Als ihm der Vorschlag gemacht wurde, diesen beschwerlichen Posten zu übernehmen, zögerte er keinen Augenblick und bemerkte kaltblütig, daß es wohl einmal sein Schicksal sei, seine alten Knochen in Transbaikalien einscharren zu lassen. Dies ist denn auch wirklich der Fall gewesen, denn schon einige Jahre nach seiner Ankunft in Transbaikalien starb er daselbst und wurde auf dem unweit des Gefängnisses zu Petrowsk liegenden Berge beerdigt, wie er dies bei Lebzeiten gewünscht hatte."

Mit den strengsten Instruktionen versehen war Leparski nach Tschita gekommen, um hier die Internirung der Dezembristen zu organisiren, die sieben Monate nach dem Abgange der beiden ersten Partien daselbst angekommen waren. Erst in Irkutsk erfuhren die Verbannten im Geheim von Offizieren, die sich für sie interessirten, daß Tschita zu ihrem Aufenthaltsorte bestimmt sei. Diejenigen, welche über keine eigenen Mittel verfügen konnten, erhielten von der Krone ein jeder einen Schafspelz, einen Koffer mit zwei Paar wollenen Socken, Pelzstiefel, eine Pelzmütze, ein Paar Handschuhe und drei Hemden; die wohlhabenderen trugen Ueberröcke und Fräcke von dem feinsten Tuche, warme

Schuppenpelze und Pelzsäcke auf den Füßen. Die ersten Partien, die im April 1827 in Tschita eintrafen (aus der Petropawlowskischen Festung), wurden in einem alten, niedrigen und feuchten Gebäude untergebracht; den später folgenden wurde ein kleines Häuschen ganz am Ende des Fleckens eingeräumt. Je mehr neue Partien aus den Finländischen Festungen im Monate August (1827) ankamen, desto schwieriger wurde es, die Verbannten unterzubringen, da auch das neu erbaute Gefängniß sich als zu klein erwies, so daß die früher eingenommenen Gebäude auch ferner noch zu diesem Zwecke dienen mußten. Auf diese Weise gab es zu Tschita drei Gefängniß-Lokale, zu welchen ein Lazareth mit einer Apotheke gehörte. In letzterer wohnte der Dezembrist Dr. Wolf. Bei ihrer Ankunft in Tschita wurde den Verbannten Alles was sie bei sich hatten, Geld, Kostbarkeiten und Bücher, fortgenommen und in die Kanzlei des Kommandanten gebracht. Der Offizier du jour benahm sich hierbei mit einer Rohheit, die nichts Gutes für die Zukunft versprach.

„Was hast Du da auf dem Finger?" herrschte er einen der Dezembristen an.

„„Meinen Trauring.""

„Herunter damit!"

„„Ich werde dies nicht thun, da ich diesen Ring sogar im Winterpalais in der Gegenwart des Kaisers, sowie in der Festung tragen durfte.""

„Herunter damit! sage ich Dir."

„„Den Ring gebe ich nur zugleich mit dem Finger fort!"" war die Antwort, und der Ring blieb auf dem Finger.

Mit derselben Rohheit behandelte dieser Offizier auch die später ankommenden Verbannten, die er in ein dunkles Zimmer einsperren ließ, um eine Begegnung mit ihren Leidensgefährten zu verhindern. Zu den Drangsalen von

außen gesellte sich auch noch die Beschränktheit der Wohnung. In einem Zimmer von 8 Meter Länge und 5 Meter Breite waren 16 Arrestanten, in einem andern nicht größerem eine ebenso große Anzahl eingesperrt. Da Alle ohne Ausnahme Tabak rauchten, so war die Atmosphäre in diesen Räumen äußerst drückend und schwül und wurde geradezu unerträglich, wenn nach Sonnenuntergang die Thüren und Fenster geschlossen wurden. Statt der Betten mußten die Gefangenen auf einem mit einer Filzdecke überzogenen hölzernen Gestelle schlafen. Die Ketten blieben auch des Nachts an den Füßen und wurden nur abgenommen, wenn die Gefangenen in die Badstube oder in die Kirche geführt wurden. Das Geklirre der Ketten war stets so stark, daß eine intime Unterhaltung fast unmöglich wurde. Als am Ende des Monats Mai die Erde aufthaute und die Arbeiten unter freiem Himmel begannen, erschien dies den Verbannten als ein wahres Glück, zumal da sie jetzt mit ihren Leidensgefährten aus den andern Gefängnissen zusammen arbeiten durften. Die Arbeit dauerte von 8 bis 12 Uhr Morgens und bestand in der Grundlegung eines Fundaments zu einem neuen Gefängnisse und in der Aufschüttung eines Erdwalls um dasselbe. Da diese Zwangsarbeit an die Frohndienste erinnerte, welche einst die Schweizer verrichten mußten, so wurde das neue Gefängniß von den Verbannten „Zwing-Uri" getauft. Im September war diese Arbeit beendet und nun wurden die Arrestanten zweimal am Tage in ein nicht weit von ihrem Gefängniß liegendes Gebäude geführt, wo ein jeder von ihnen auf einer Handmühle 2 Pud Getreide mahlen mußte. Wer nicht selbst arbeiten wollte, durfte seinen Aufseher dazu miethen.

In dem neuen Gefängnisse wurden auch die 8 Verbannten internirt, welche früher in dem Blagodatskischen Bergwerke gewesen waren. Die Freude des Wiedersehens

der so lang getrennt gewesenen Freunde war unbeschreiblich. Sie hatten jetzt wenigstens den Trost, alle zusammen an einem Orte leiden zu dürfen. Auf den Befehl des Kommandanten wurden die Verbannten particenweise in dem Gefängnisse untergebracht. In einem Zimmer waren alle die gruppirt, welche aus Blagodatsk angekommen waren; man nannte es „Pskow," oder die Vorstadt von Nowgorod, dessen Einwohner ihre politische Selbständigkeit verloren hatten. Ein anderes Zimmer wurde „Moskau" getauft, weil der größte Theil der Bewohner desselben aus reichen Personen bestand. Das dritte Zimmer hieß „Nowgorod," weil man darin ebenso viel lärmte und politisirte, wie ehemals in den Mauern des alten Nowgorod. Das vierte Zimmer, „Wologda" genannt, wurde von den weniger aristokratischen Verbannten bewohnt. Da sich aber auch das neue Gefängniß noch immer viel zu eng für eine so große Anzahl von Personen erwies, so sah sich die Regierung veranlaßt, den Bau eines neuen Gefängniß-Lokals in Angriff zu nehmen, für welches das Petrow'sche Bergwerk als der passendste Ort gewählt wurde. Der Bau dieses Gefängnisses wurde aber erst im Sommer 1830 beendet und so blieb der größte Theil der Verbannten volle drei Jahre und sieben Monate in Tschita.

Tschita, von den Einwohnern schlechtweg „Fährplatz" genannt, weil von hier eine bedeutende Holzausfuhr auf den Flüssen Ingoda und Schilka nach Nertschinsk stattfindet, verdankt seinen gegenwärtigen Wohlstand den Dezembristen, die hier viel Geld verausgabten. Der Ort, welcher vor der Internirung der Verbannten eine Bevölkerung von nur 300 armen Bauern hatte, die in circa 30 Erdhütten lebten und sich mit dem Ackerbau und dem Fischfang beschäftigten, ist jetzt ein ziemlich hübsches Städtchen geworden, das zur Hauptstadt des neu organisirten Transbaikalischen Gebiets ernannt worden ist. Das Lebe

der Verbannten in Tschita verfloß in trostloser Einförmigkeit. Anfangs hatte man nur wenige Bücher; das Schreiben war streng verboten und das Schachspiel allein bildete die einzige Unterhaltung zwischen der Arbeit und dem Schlafe. Karten hätte man wohl bekommen können, aber die Arrestanten selbst hatten sich das Wort gegeben, diesen der Gesundheit so schädlichen Zeitvertreib nicht unter sich zu dulden. Selbstverständlich drängte sich vielen von ihnen der Gedanke der Flucht auf; denn es schien nicht unmöglich, auf dem Amur bis nach Sachalin gelangen zu können, doch traute man den Burjäten nicht recht, denen man auf dem Wege dahin begegnen mußte, und außerdem waren an der chinesischen Grenze zahlreiche Kosakenpikets postirt und zwar zu dem ausschließlichen Zwecke, das Ueberschreiten der Grenze zu verhindern. Nur ein ehemaliger Offizier des Tschernigow'schen Regiments, Iwan Suchinow, ließ sich durch die Vorstellungen seiner vernünftigeren Gefährten von einem Fluchtversuche nicht abschrecken. Er war einer der Offiziere, welche, bei Bjelaja Zerkow (im Gouvernement Kiew) im offenen Aufstande gegen die Regierung ergriffen, von dem Kriegsgerichte zu Kiew zur Viertheilung verurtheilt, dann aber zum politischen Tode begnadigt worden waren. Die Vollstreckung dieses Urtheils fand in Wassilkow statt. Die Hochverräther wurden, mit schweren Ketten belastet, zuerst um die auf dem Marktplatze aufgestellten Truppen geführt. Nachdem ihnen dann das Urtheil vorgelesen war, wurde ein jeder von ihnen von dem Henker dreimal um den Galgen herumgeführt. Büstritzki, Solowjeff, Masalewski, Betschaski, der Baron Steingel und Suchinow wurden darauf per Etappe zu Fuß nach Sibirien transportirt,*) und in den in der Nähe von Nertschinsk genden Bergwerken internirt. Hier gelang es Suchinow,

*) Der Weg dahin wurde in 19 Monaten zurückgelegt.

die ihm zur Aufsicht gegebenen Soldaten zu bestechen, und die Flucht wäre ihm sicherlich gelungen, wenn sie nicht in der letzten Minute von dem Polen Ties (einem verbannten Wilnaer Studenten) dem Kommandanten verrathen worden wäre. Das Kriegsgericht verurtheilte Suchinow zu 400 Knutenhieben, einer Strafe, die bei weitem härter ist als die Todesstrafe, weil es schwerlich einen Menschen giebt, der mehr als 100 Knutenhiebe aushalten kann. Seine fünf Mitschuldigen wurden zum Tode durch die Kugel verurtheilt. Um diesem schrecklichen Loose zu entgehen, beschloß der Unglückliche, sich selbst das Leben zu nehmen. In der Nacht vor dem zur Exekution bestimmten Tage löste er den Riemen von seiner Kette, schlang ihn um den Hals, knüpfte das Ende desselben an den eisernen Bettpfosten, und ließ sich dann mit seinem ganzen Gewichte aus dem Bette auf den Boden fallen, was seinen augenblicklichen Tod durch Erwürgung zur Folge hatte.

Gleich darauf erließ Leparski eine neue, verschärfte Instruktion in Betreff der Behandlung der Staatsverbrecher. Darin war den Offizieren auf's strengste anbefohlen, das Wachkommando so scharf wie möglich zu beaufsichtigen und den Soldaten jeden Verkehr mit den Arrestanten zu verbieten. Sobald es dunkelte, wurde das Thor des Gefängnisses verschlossen, der Schlüssel aber dem wachhabenden Unteroffizier übergeben. Während der Nacht durften die Arrestanten unter keinem Vorwande ihre Zellen verlassen und nur, wenn Feuersgefahr in der Nähe war, wurden sie von ihren Wächtern an einen sichern Ort geführt. Jeden Morgen und Abend wurden die Ketten der Arrestanten auf das genaueste revidirt und unter den Betten nachgesehen, ob der Fußboden unbeschädigt sei. Das Bergwerk durften sie nur in Begleitung eines Wach kommandos und abgesondert von den übrigen Sträflinger betreten. Schwer Erkrankte wurden in eine besonder

Zelle gebracht und unter die specielle Aufsicht eines Krankenwärters gestellt; den Unteroffizieren aber war der strenge Befehl ertheilt, bei der geringsten Widersetzlichkeit von den Waffen Gebrauch machen zu lassen. Doch damit war keineswegs die Strenge der neuen Vorsichtsmaßregeln erschöpft; sie beschränkten auch noch die Zusammenkünfte der Frauen mit ihren Männern, die in letzter Zeit täglich stattgefunden hatten. Von nun an durften diese Zusammenkünfte nur zweimal wöchentlich stattfinden und nur einige Stunden dauern. Die neue Vorschrift, welche der Willkür der Schildwachen einen weiten Spielraum eröffnete, machte die Besuche der Damen vor dem Gefängnisse höchst riskant. Nicht selten ereignete es sich, daß eine oder die andere von der Schildwache mit dem Gewehrkolben zurückgestoßen wurde. Eine von den Damen, Madame Narüschkin, unterhielt sich mit ihrem Manne in französischer Sprache. Der wachhabende, stark betrunkene Offizier, Dubinin, befahl ihr, russisch zu sprechen und überschüttete sie mit den gemeinsten Schimpfworten. Als die Dame darauf fortlief, wurde sie von dem Betrunkenen verfolgt, was sie so in Schrecken versetzte, daß sie auf dem Wege in hysterische Krämpfe fiel. Die Arrestanten, welche aus ihrem Zimmer diesen empörenden Auftritt mit angesehen hatten, geriethen in solche Wuth, daß sie nur mit der größten Mühe von einer thätlichen Mißhandlung des Offiziers durch die Soldaten zurückgehalten werden konnten. Leparski war damals gerade von Tschita abwesend. Bei seiner Rückkehr bat er die beleidigte Dame um Verzeihung und ersuchte die übrigen, künftig vorsichtiger zu sein. Dubinin erhielt eine andere Bestimmung und der Platzmajor, ein Neffe Leparski's einen tüchtigen Verweis. Den günstigen Ausgang dieser ganzen Geschichte hatten die Verbannten vornehmlich der warmen Fürsprache des damaligen Bergwerk-Direktors, Semen Smoljänikoff, zu verdanken, der

durch seine Ehrenhaftigkeit und sein humanes Wesen sich die Liebe und Achtung Aller erworben hatte.

Ein altes Sprüchwort sagt sehr wahr: „Strenge Herren regieren nicht lange.“ Und so war es auch hier der Fall. Unter Anderem war der strenge Befehl gegeben, daß kein Arrestant Schreibmaterial in seinem Besitze haben solle. Unter ganz besonders strenger Kontrolle stand ein gewisser Dimitri Sawalischin, der sich viel mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigte. Da ihm Papier und Bleistift fehlte, um seine Gedanken aufzeichnen zu können, so verfertigte er sich letzteren aus einem Stückchen Blei von dem Deckel einer Theekanne, und schrieb auf das Papier, in welchem die Sodapulver eingewickelt waren. Täglich konfiszirte man diese improvisirten Schreibmaterialien, die jedoch Tags darauf wieder durch ähnliche ersetzt wurden, bis der Kommandant endlich zur Einsicht gelangte, daß diese Beschäftigung für gebildete Personen ein wahres Lebensbedürfniß und für den Staat ganz und gar nicht gefährlich sei. Leparski gestattete zuerst den Gebrauch von Schiefertafeln und Griffeln, später auch Papier und Bleistift, Feder und Tinte. Eine große Entbehrung war es für die Verbannten, daß sie nicht an ihre Verwandten schreiben durften, doch suchten sie sich dadurch zu entschädigen, daß sie den Damen ihre Briefe diktirten. Die Vermittlung der Korrespondenz besorgte die Frau des Bergwerks-Direktors Felicité Smoljäninowa, welche auch sonst noch den Verbannten alle nur möglichen Dienste erwies. So schickte sie ihnen sehr oft ein schmackhaftes, von ihren eigenen Händen bereitetes Frühstück in das Bergwerk und ließ auf ihre Kosten die Zimmer der Arrestanten möbliren. Einst hatte sie einen Brief eines der Dezembristen nach Moskau befördert, der, dort auf der Post geöffnet, sie dermaßen kompromittirte, daß Leparski den Befehl erhielt, ihr eine Woche Arrest zu geben.

Auch mit der Arbeit bei den Handmühlen ging es später so wie mit dem Verbote des Schreibmaterials. Die Aufseher verrichteten die Arbeit für eine geringe Vergütigung, während die Arrestanten im Nebenzimmer saßen, Tabak rauchten und Schach spielten. So bildete sich nach und nach ein kleiner Klub, in welchem Zeitungen *) gelesen und politisirt wurde. Besonderes Interesse erregten die damaligen politischen Ereignisse in Europa, so wie die glänzenden Erfolge der russischen Waffen in dem Kriege mit den Persern, an welchem viele der Verbannten früher selbst persönlichen Antheil genommen hatten. — Zwar trat der Unteroffizier noch immer mit den Worten in's Zimmer: „Meine Herren, ist es nicht gefällig, auf die Arbeit zu gehen?“ — doch war dies eben nur eine bloße Förmlichkeit, denn in Wirklichkeit arbeiteten nur diejenigen, die aus freiem Willen sich körperliche Bewegung machen wollten.

Nach der Geschichte mit Dubinin wurde es den Ehemännern erlaubt, ihre Frauen auch ohne militärische Begleitung besuchen zu dürfen. Auch in Hinsicht der Correspondenz trat eine wesentliche Erleichterung ein, denn jeder durfte jetzt direkt mit seinen Bekannten korrespondiren, nachdem die Briefe von dem Kommandanten vorher geöffnet und durchgelesen waren. Der Posttag war immer ein Fest- und Freudentag in der Verbannten-Kolonie, für den Kommandanten aber weniger erfreulich, da er oft bis hundert Briefe durchzulesen hatte. Einst fragte Leparski einen der Dezembristen, welche Meinung man wohl von ihm in Europa habe? „Man nennt mich vielleicht einen herzlosen, grausamen Henker,“ fuhr er fort, als die Antwort auf sich warten ließ. „Doch glauben Sie mir, meine

*) Von den ausländischen: Journal des debats, Constistutionel, Journal de ...nefort, Revue Encyclopädique, Revue Britanique, Revue de deux mondes ...vue de Paris, Preußische Staatszeitung, Hamburger Korrespondent, Augsburger ...tung, und fast alle russischen Zeitungen.

Herren, ich bleibe auf meinem Posten einzig nur aus Rücksicht für Sie. Was habe ich davon, daß meine Brust mit Orden und Bändern bedeckt ist, die ich hier doch Niemand zeigen kann!? Ich wünsche von hier fort zu kommen, doch nicht anders, als mit Ihnen zusammen."

Als die Damen ihm seine Strenge vorwarfen, entschuldigte er sich damit, daß, wenn er weniger strenge verführe, er leicht degradirt werden könnte. Die Antwort darauf war: „Qu'est ce que cela vous dire, général? Il voudrait mieux être un simple soldat et rester un homme d'honneur." Diese humane Behandlung des Kommandanten hatte die erfreulichsten Folgen für das moralische Gedeihen der Verbannten-Kolonie. Hunderte von Personen von verschiedenen Charaktern und Neigungen traten in einen engen, freundschaftlichen Gesellschafts-Verband, in dem sich ein jeder so rücksichtsvoll betrug, daß niemals eine Klage über Verletzung des Anstandes und des guten Tones laut wurde, und daß Alle, die das Gefängniß besuchten, stets den besten Eindruck daraus mitnahmen. Der schon öfters erwähnte General-Gouverneur von Ostsibirien, S. Bronevski, spricht in seinen Memoiren mit Enthusiasmus von der Verbannten-Kolonie in Tschita und hat auch, als er in Petersburg war, die günstigste Schilderung von derselben dem Kaiser Nikolaus gemacht. Als auf den Befehl des Kaisers allen Denen, deren Betragen zu keinerlei Tadel Veranlassung gegeben hatte, die Ketten abgenommen werden durften, erschien Leparski in voller Uniform im Gefängnisse und erklärte, nachdem er den kaiserlichen Ukas vorgelesen hatte, daß er sich glücklich schätze, ihnen sagen zu können, er halte Alle dieser Gnade für würdig.

Von dieser Zeit an gestaltete sich das Loos der Dezembristen bedeutend erträglicher, da es ihnen außerdem noch gestattet wurde, für sich arbeiten zu dürfen.

Das erste, was sie thaten, war, daß sie einen großen Platz neben dem Gefängnisse umzäunten und darauf einen Gemüsegarten anlegten, in welchem sie täglich mehrere Stunden arbeiteten. Im ersten Jahre war freilich der Ertrag davon nicht eben groß, im darauffolgenden jedoch schon so reichlich, daß sie ihren ganzen Wintervorrath von Gemüsen daraus entnehmen und bis 60,000 Gurken einmachen konnten*). Auch die Kartoffelerndte war so ergiebig ausgefallen, daß sie einen nicht unbeträchtlichen Theil davon den armen Bewohnern Tschita's schenken konnten. Das Mittagsmahl im Gefängnisse wurde gemeinschaftlich eingenommen; Kohlsuppe mit Fleisch, Grütze mit Butter und Brod, welches schon in Stücke zerschnitten aufgetragen wurde, bildeten die wesentlichsten Bestandtheile desselben. Ein Jeder bediente sich eines hölzernen oder zinnernen Löffels, weil der Gebrauch von Messern und Gabeln untersagt war; die irdenen Teller wurden durch hölzerne, chinesische Theeschalen ersetzt. Die Speisen waren zwar nicht für den Gaumen eines Gastronomen berechnet, aber doch nahrhaft und Niemand konnte sich darüber beklagen, daß er jemals Hunger gelitten hätte. Von der Krone erhielt ein Jeder der Dezembristen täglich 6 Kopeken und $2^1/_2$ Pfund Mehl zu seiner Beköstigung. Dies war nun freilich äußerst wenig, doch da Alle einen gemeinsamen Artel bildeten, in welchem die Wohlhabenderen für die Aermeren zahlten, so litt man keinen Mangel. Zur Verwaltung der Artelskasse wurde ein Kassirer auf 1 bis 3 Monate gewählt, der den Namen „Wirth" (Chosain) führte, während ein anderer mit der Aufsicht über den Garten betraut war. Nach den Statuten des Artels besorgten zwei Mitglieder abwechselnd die Tagesgeschäfte, d. h. sie wuschen die Geschirre, hielten das Zimmer in Ordnung, deckten den Tisch, stellten den Ssamowar auf

*) Die Gurken waren bis dahin noch ganz unbekannt in Transbaikalien gewesen.

und gossen den Thee ein. Zur Hülfe hatten sie zwei Knaben, die man besonders zu diesem Zwecke in den Dienst genommen hatte. Alles war unter den Mitgliedern gemeinschaftlich. Wer sich aus eigenen Mitteln keine Kleider anschaffen konnte, erhielt diese von dem Artel geschenkt. Auch die Beschäftigung mit verschiedenen Handwerken wurde nun in Angriff genommen; so trieben Sawalischin und Borissow die Buchbinderei; Puschkin, der Fürst Eugen Obolenski, Paul Morganow und Arbussow übten die edle Schneiderkunst aus. Die besten Mützenmacher waren die Brüder Bestuschew (Nikolai und Michael) und Peter Fahlenberg, die auch im Stricken von Socken große Geschicklichkeit erworben hatten; Nikolai Bestuschew versorgte alle Mitglieder mit ausgezeichnetem Schuhwerk und erhielt deshalb von dem Kommandanten die Erlaubniß, eine Schuhmacherwerkstätte in einer Art von Entresol einzurichten, in welcher er Muße fand, seine vielseitigen Talente zu kultiviren. Hier verfertigte er Stiefel, malte er die Porträts seiner Leidensgefährten, gab Unterricht im Schuhmachen, reparirte Uhren, nahm Ansichten von der Umgegend auf, schnitzte aus Holz verschiedene Geschenke für die Damen als Belohnung für die Leckerbissen, die sie den Gefangenen brachten, und beschäftigte sich außerdem noch mit Schlosserarbeiten. So verfertigte er unter Anderem für seine Freunde in Rußland Ringe, Kreuze und Bracelets aus den Ketten, welche die Gefangenen zwei Jahre lang in Tschita getragen hatten.

Durch den Kassirer stand der Artel mit dem Kommandanten in Verbindung, der jedoch niemals mit den Privatangelegenheiten der Gesellschaft behelligt wurde. Der Kassirer verfügte über die Geldsummen behufs des Einkaufes der nöthigen Provision und durfte am Tage die fünfzig Schritte vom Gefängnisse entfernte Küche so oft besuchen, als er wollte. Nach dem Verlaufe von drei

Monaten fand die Wahl eines neuen Kassirers statt, bei welcher ein Papier von Hand zu Hand ging, auf dem Jeder seinen freiwilligen Beitrag aufzeichnete. Die gänzliche Abgeschlossenheit von der Außenwelt war der Grund, daß die Thätigkeit der Verbannten sich mehr nach innen konzentrirte. Alle, mit sehr wenigen Ausnahmen, lernten entweder oder unterrichteten die andern. Es war kein einziger in der Kolonie, welcher der französischen Sprache nicht vollkommen mächtig gewesen wäre. Viele sprachen auch englisch; einige wenige beschäftigten sich mit den alten Sprachen; die mehr Unterrichteten hielten zu bestimmten Zeiten Vorlesungen über wissenschaftliche Gegenstände, so Kornilowitsch und Kunitzün Vorträge über die Regierung der Kaiserinnen Anna und Elisabeth; Peter Muchanow über die alte russische Geschichte, Nikita Murawiew, der eine reichhaltige Bibliothek besaß, über Strategik und Taktik. Puschkin II. ertheilte Unterricht in der Mathematik, Sawalischin in der höhern Mathematik und Astronomie, so wie in der griechischen und spanischen Sprache; der Doctor Ferdinand Wolf las Chemie und Anatomie und war außerdem Leibarzt nicht nur seiner Leidensgefährten, sondern auch des Kommandanten und dessen Stabes. Der Ruf seiner Geschicklichkeit war so weit verbreitet, daß viele Kranke aus Chiwa, Irkutsk und Nertschinsk nach Tschita kamen, um sich von ihm behandeln zu lassen. Wenn um 9 Uhr die Thore im Gefängnisse geschlossen und die Lichter ausgelöscht worden waren, so traten an die Stelle der regelmäßigen Vorlesungen improvisirte Unterhaltungen, bei denen gewöhnlich der weitgereiste M. Kuchelberger den reichen Schatz seiner Erfahrungen zum Besten gab. Alle diese geistigen Beschäftig[illegible]gen, die fast den gesammten Universitätscursus umf[illegible]en, übten einen ungemein heilsamen Einfluß besonders a[illegible] Diejenigen aus, welche früher weder Zeit noch Mittel

besessen hatten, für ihre wissenschaftliche Ausbildung zu sorgen. Durch ganz besondern Eifer zeichnete sich der schon öfters genannte Sawalischin aus, der außer der griechischen und lateinischen Sprache noch acht andere europäische Sprachen erlernte. Das Studium derselben wurde ihm sehr durch das Lesen der Bibel erleichtert, die er in verschiedene Sprachen übersetzt besaß. Von der Briegen las die lateinischen Klassiker und übersetzte den Tacitus und, mit Lunin zusammen, auch die lateinischen Kirchenväter in's Russische; Wolf und Krukow, welche in der deutschen Petersschule zu Petersburg ihre Bildung erhalten hatten, beschäftigten sich mehr mit der Lektüre deutscher Klassiker. Einige der Dezembristen, die Talent für Musik hatten, erlernten unter der Anweisung ihrer musikkundigen Gefährten verschiedene Instrumente und bildeten so ein kleines Orchester, welches sich am 30. August 1828 bei der Feier von 16 Namenstagen zum ersten Male im Gefängnisse hören ließ. Juschnewski spielte meisterhaft das Piano, Batkovski war Virtuose auf der Violine, N. Krjukow und P. Swistunoff waren treffliche Violoncellisten. Das eine Zimmer, in welchem sich ein Royal und verschiedene andere Instrumente befanden, war ausschließlich zu diesen musikalischen Unterhaltungen bestimmt; das andere Zimmer enthielt eine Drechsler- und Tischlerbank und eine Buchbinderpresse und wurde als Werkstätte benutzt. Die Kirche durften die Verbannten nur einmal im Jahre besuchen und zwar am Osterfeste, an welchem ihnen das Abendmahl gereicht wurde. Am Abende vor den großen Feiertagen kam ein Geistlicher in das Gefängniß und hielt die Abendmesse ab. „Ich werde niemals," schreibt einer der Dezembristen (ein Lutheraner), „die Feierlichkeit des Gottesdienstes in der Osternacht (1828) vergessen, als um Mitternacht von allen Seiten der Ruf erscholl: „Christus ist auferstanden!" und einer

den andern mit Thränen in den Augen umarmte." In Tschita lasen die Verbannten jeden Sonntag nur Schriften religiösen Inhalts und beschlossen diesen Tag durch die Lektüre eines Kapitels aus den Evangelien und den apostolischen Briefen. An diesem Tage wurden nur religiöse Lieder gesungen (besonders die Compositionen Bortnänski's); überhaupt herrschte unter allen eine religiöse Stimmung, die bei einigen sogar in Mysticismus ausartete. Der alte Freund der Verbannten, der Protohierei Myslowski, nannte ihr Leben ein „wahrhaft apostolisches". Die Krone aber darin gebührte unstreitig den Frauen, welche mit himmlischer Ergebung das schwere Loos ihrer Männer theilten und die mit vollem Rechte den Namen der Schutzengel verdienten, der ihnen von den Verbannten beigelegt wurde. Im Jahre 1829 schrieb Alexander Odoewski in das Album der Fürstin Marie Wolkonskaja (an ihrem Geburtstage, dem 25. Dezember) folgende Verse, die sich ebenso gut auf alle andern Damen in Tschita anwenden lassen:

Es giebt ein Land, geweiht den Thränen und dem Kummer,
Ein Land im Osten, wo des Morgens ros'ger Strahl
Zu neuem Leid erweckt aus schwerem Schlummer,
Wo jede Stunde bringet neue Qual;
Wo schwül die Luft, der Himmel ewig heiter,
Wo der Gefang'nen Schmerz umflorter Blick
In unbegrenzte Fernen starrt, im Wahne,
Als fänd' er dort das längst entschwund'ne Glück.

Da plötzlich flogen Engel von dem Himmel
Zum Trost herab in der Gefang'nen Land;
Die himmlisch-schöne Seele sie umhüllte
Durchsichtig irdisches Gewand.
Wie Töchter dieser Erde sind sie hier erschienen
In uns'rer Leiden tiefer Nacht
Und haben uns, mit Lächeln in den Mienen,
Der Seele Frieden mitgebracht.

Und jeden Tag vor unſ're Kerkers Mauern
Erſchienen ſie; aus ihren Lippen quoll
Wie Tropfen Honigs in die bange Seele
Der Troſt ſo ſüß, ſo wundervoll.
Nur eines fürchten wir, daß unſ're Engel,
Entſagend ihrem irdiſchen Gewand,
Den Flug von dieſer Erde richten möchten
Zum Himmel, wo ihr Vaterland.

Die erſten Frauen, welche ihren Männern folgten, waren, wie wir ſchon früher erwähnt haben, die Fürſtinnen Katharina Trubetzkoi (geborne Gräfin Lavalle) und Marie Wolkonski (geborne Raewski). Die Fürſtin Trubetzkoi hatte anfangs die größten Schwierigkeiten gehabt, um die Erlaubniß von dem Kaiſer zu erhalten, ihrem Manne folgen zu dürfen. In Krasnojarsk erkrankte ihr Begleiter (der Sekretär ihres Vaters) und ſie mußte von da an ihre Reiſe allein fortſetzen. Unterwegs zerbrach ihre Equipage; ſie ſetzte ſich in eine einfache Poſtchaiſe und fuhr weiter. In Irkutsk ſah ſie ihren Mann nur einen Augenblick, als er eben nach dem Nertſchinskiſchen Bergwerks-Revier transportirt werden ſollte. Vor Thränen konnten Beide kaum ſprechen. Eine lange, ſtumme Umarmung und der Schlitten ſtürmte mit raſender Schnelligkeit davon. Die Fürſtin wandte ſich an den Civil-Gouverneur von Irkutsk, Zeidler, mit der Bitte, das Schickſal ihres Mannes theilen zu dürfen. Dieſer, den die Familie der Fürſtin gebeten hatte, ſeine ganze Ueberredungskunſt anzuwenden, um ſie von dieſem Vorhaben abzuhalten, ſtellte ihr das ſchreckliche Loos vor, welches ſie in Nertſchinsk inmitten einiger tauſend verhärteter Verbrecher als die Frau eines zu den Zwangsarbeiten verurtheilten Gefangenen erwarte. Er machte ſie darauf aufmerkſam, daß ſelbſt die Beamten nicht immer im Stande ſein würden, ſie vor den Rohheiten der gemeinen Sträflinge zu ſchützen, für die ſe[illegible]ſt die härteſten Strafen nichts Abſchreckendes hätten. [illegible]ie

Fürstin beharrte auch dann noch bei ihrem Entschlusse, als ihr gesagt wurde, daß sie eine schriftliche Erklärung geben müsse, allen Ansprüchen auf die Vorrechte des Adels, sowie auf ihr bewegliches und unbewegliches Vermögen zu entsagen und die Leibeigenschaft auf ihren Gütern aufzuheben. Einige Tage hintereinander konnte sie keine Audienz bei dem Gouverneur erhalten unter dem Vorwande, daß er krank sei. Zu der Zeit kam auch die Fürstin Wolkonski in Irkutsk an und beide Damen vereinten nun ihre Bitten an den Gouverneur, sie nach Nertschinsk reisen zu lassen. Noch einmal stellte Zeidler ihnen vor, wie vielen und großen Unannehmlichkeiten sie sich aussetzen würden, da man von ihnen sogar die Verrichtung niedriger Arbeiten fordern könne, und daß, wenn sie durchaus ihren Entschluß nicht ändern wollten, ihre Reise auf keine andere Art stattfinden könne als per Etappe mit dem Transporte der gemeinen Sträflinge. Die Fürstin Trubetzkoi erklärte sich auch hierzu bereit. Bis zu Thränen gerü[illegible] durch die Selbstaufopferung der jungen, schönen Frau[illegible] Zeidler endlich die Erlaubniß zur Reise. Die Für[illegible]lkonski hatte ihren einzigen Sohn noch als Säug[illegible] ihrer Großmutter zurückgelassen und ihrem Va[illegible]er-gebens von ihrem Vorhaben zurückzuhal[illegible] gesagt, daß sie nur bis Irkutsk reisen [illegible] von ihrem Manne zu nehmen. In [illegible] erklärte sie ihren festen Entschluß, das [illegible] theilen zu wollen und unterschrieb ohne [illegible]dingungen, welche man ihr vorlegte. Unter [illegible]ieß es darin, daß die von ihr in Sibirien geborne[illegible] Kinder zum Stande der Kron-Bergwerksbauern gehören sollten. In der Folge ließ Leparski alle Frauen, die ihren Männern gefolgt waren, folgende Erklärung unterzeichnen:

1. Ich darf durchaus keine andere Zusammenkunft mit meinem Manne haben als mit der Erlaubniß des

Kommandanten und dies auch nur an den dazu bestimmten Tagen, und nicht öfters als zweimal in der Woche.

2. Ich darf ohne Wissen des Kommandanten oder der Offiziere keine Gegenstände, wie Geld, Papier, Tinte, Federn u. s. w. dem Gefangenen übergeben, auch keine Briefe von ihm in Empfang nehmen.

3. Ich verpflichte mich, nur mit Vorwissen des Kommandanten an meine Verwandten oder Bekannten in Rußland zu schreiben und die aus Rußland erhaltenen Briefe dem Kommandanten vorher zur Durchsicht zu geben.

4. Es steht mir nicht das Recht zu, von den Gegenständen, die ich bei mir habe und deren Verzeichniß sich bei dem Kommandanten befindet, irgend etwas ohne die Erlaubniß desselben zu verschenken oder zu veräußern. Ich verpflichte mich ferner, über mein Geld ein Einnahme- und Ausgabebuch zu führen, welches der Kommandant kontrollirt.

5. Ich darf meinem Manne keinerlei geistige Getränke zukommen lassen, Lebensmittel aber nur vermittelst des wachthabenden Unteroffiziers und nicht durch meine Dienstboten.

6. Die Zusammenkünfte mit meinem Manne dürfen nur im Gefängnisse stattfinden und die Unterhaltung mit ihm darf nur in russischer Sprache geführt werden.

7. Ich darf keine anderen Dienstboten halten als die, welche mir von der Behörde zugewiesen sind und zwar einen männlichen Dienstboten und einen weiblichen, für deren Aufführung ich verantwortlich bin.

8. Ich darf mich nicht von meinem Aufenthaltsorte entfernen und auch meinen Diener ohne Vorwissen des Kommandanten nirgends wohin schicken.

Frauen mit weniger Charakterstärke hätten Bedenken

getragen, diese Bedingungen zu unterschreiben, die ihre persönliche Freiheit so sehr beschränkten; aber die Fürstinnen Trubetzkoi und Wolkonski begaben sich sogleich nach dem Seventniskischen Bergwerke, wo ihre Männer internirt waren und ertrugen mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit einige Monate lang die größten Entbehrungen, Hunger und Kälte. Nach Tschita war auch die dritte Heldin, die Frau Nicita Murawiew's, eine geborene Gräfin Tschernüschewa, gekommen, die in Rußland einen Sohn und zwei kleine Töchter bei ihrer Großmutter zurückgelassen hatte. Sie war damals 24 Jahre alt und von einer bezaubernden Schönheit, die durch die schönen Eigenschaften ihres Herzens einen noch größeren Reiz erhielt.

„In Gegenwart ihres Mannes," schreibt einer der Dezembristen, „war sie ruhig und bemühte sich heiter zu erscheinen, um ihn nicht zu betrüben; sobald sie aber allein war, saß sie mit Thränen in den Augen da und härmte sich über die Trennung von ihren Kindern im Stillen ab. Ein Jahr später starb ihr einziger Sohn und auch die Töchter fingen an zu kränkeln, weil sie sich so sehr nach der geliebten Mutter bangten."

Drei Jahre hindurch wurden in Tschita die Vorschriften betreffs der Zusammenkünfte der Frauen mit ihren Männern strenge beobachtet und obwohl später in dem Petrowsk'schen Bergwerke diese Strenge bedeutend nachließ, konnte Alexandra Grigoriewna Murawiewa sich doch nicht lange dieser Begünstigung erfreuen, die das einzige Ziel ihrer letzten Lebensjahre gewesen war. Während ihrer Schwangerschaft erkältete sie sich stark, weil sie trotz der Warnung des Dr. Wolf das Gefängniß bei strenger Kälte in sehr leichter Kleidung verlassen hatte und starb in frühzeitigen Geburtswehen. Ihr Verlust war für Alle ein harter Schlag, denn jedem der Verbannten hatte sie irgend etwas Liebes erwiesen. Ihre Börse war stets für

Alle ohne Unterschied geöffnet und als die übrigen Damen auf ihre Anregung ein Hospital erbauen ließen, war sie es, welche eine vortreffliche Apotheke und verschiedene chirurgische Instrumente aus Moskau kommen ließ. Die Dezembristen verewigten ihr Andenken durch eine immer brennende Lampe auf ihrem Grabe; N. Bestuschew aber zimmerte einen Sarg für sie und verfertigte auch den Bleikasten, in welchen derselbe gestellt wurde.

Bald nach Alexandra Murawiewa langten auch die Frauen der Dezembristen Narüschkin und Jantalzow in Tschita an, die Beide kinderlos waren; Natalie Dimitrewna von Wiesen und Alexandra Iwanowna Dawüdowa aber, welche ihnen folgten, hatten ebenfalls ihre Kinder in Rußland zurückgelassen. Sie durften dieselben nicht mitnehmen, weil sie der höchsten Aristokratie des Landes angehörten und demnach eine standesgemäße Erziehung erhalten sollten, was in den Sibirischen Bergwerken nicht gut möglich war. Nach Tschita kam auch die Braut J. Annenkoff's, Fräulein Pauline . . . . ., die Tochter eines in Spanien von den Guerillas getödteten Obersten. Sie hatte die Erlaubniß zu ihrer freiwilligen Verbannung nach Sibirien von dem Kaiser Nikolaus auf einem Manöver zu Wjäsma erhalten. Der Kaiser bewunderte den Muth der jungen Dame und schenkte ihr aus seiner Privat-Chatoulle 3000 Rubel zur Reise. Drei Tage nach ihrer Ankunft in Tschita wurde sie mit ihrem Bräutigam getraut. Während der Trauungsceremonie waren demselben die Ketten abgenommen, nach der Trauung aber sogleich wieder angelegt. Der junge Ehemann durfte seiner Frau nur einen Kuß geben und mußte dann sogleich in das Gefängniß zurück. Eine Zusammenkunft mit seiner Frau wurde ihm, wie allen andern, nur zweimal wöchentlich gestattet.

So gab es also in Tschita sieben Frauen, welche die

erhabene Mission des Weibes auf Erden, die Trösterinnen und Schutzengel ihrer Männer zu sein, in voller Wahrheit erfüllten. Als die Verbannten nach dem Petrowskschen Bergwerke versetzt wurden, begleiteten sie den Transport derselben dahin. *)

Das neue Gefängniß zu Petrowsk war zwar größer als das in Tschita, bot jedoch noch weniger Bequemlichkeiten dar, als jenes. Einer der Gefangenen schreibt darüber: „Wir betraten das Gefängniß wie einen Vorhof des Grabes, doch unsere Herzen waren ruhig. Jede Abtheilung hatte einen Soldaten als Wächter. Die vollkommen dunkeln Zellen, die Oede des Raumes und die schweren eisernen Schlösser und Riegel hätten jeden andern in Verzweiflung gebracht, doch — so groß ist die Macht der Gewohnheit — wir blieben gleichgültig gegen dies Alles. Jede Zelle maß 7 Schritte in der Länge und 6 in der Breite. Die darin herrschende Dunkelheit rührte daher, daß sie ihr Licht nur durch ein kleines, in der Thür angebrachtes, vergittertes Fensterchen erhielt. Selbst am hellen Tage war es unmöglich, darin zu lesen oder die Zahlen auf dem Zifferblatte der Uhr zu erkennen." Erst als der Kommandant nach Petersburg berichtet hatte, daß der Aufenthalt in den dunklen Zellen der Gesundheit der Arrestanten höchst nachtheilig sei, kam nach 9 Monaten (im April 1831) die Erlaubniß an, die Zellen mit wirklichen Fenstern zu versehen. Die Verheiratheten erhielten zwei Zellen und durften ihre Frauen bei sich haben. Nach einem Jahre erhielten sie sogar die Erlaubniß in gemietheten Wohnungen leben zu dürfen. Nach und nach

*) Nach Petrowsk kamen später noch folgende Damen: Die Frau von Rosen, Madame Tuschnewska, Wera Tschernüschewa, die Schwester A. Murawiew's, die Braut Iwaschew's, Fräulein Emilie Ledantu. In Sibirien verheiratheten sich: Nikolai Bassargin mit Olga Mendel, Dimitri Sawalischin mit Apollinaria Smoljäninowa, A. Bestuscheff, Fürst Obolenski, A. Murawiew, Sutschoff, P. Swistunoff, beide Brüder Kuchelberger, Masalewski und Murawiew-Apostol.



wurden den Verbannten immer größere Begünstigungen gewährt, wie denn auch der Kommandant stets sehr human mit ihnen verfuhr. Er besuchte häufig das Gefängniß und betrat nie die Zelle eines Gefangenen, ohne vorher angeklopft und gefragt zu haben, ob es erlaubt sei, einzutreten. Alle ihre Bitten erfüllte er auf's bereitwilligste und wenn er mit Jemand unzufrieden war, so maßregelte er alle zusammen, und gab dem Schuldigen auf diese Art zu verstehen, daß er nicht sich allein, sondern auch seinen Gefährten schade. Der Platzmajor machte täglich die Runde im Gefängniß und nahm mit großer Höflichkeit die Bittschriften Derer entgegen, die ein Anliegen an den Kommandanten hatten. Die Arbeiten waren nicht sehr beschwerlich und wurden oft Monate lang unter irgend einem leeren Vorwande eingestellt; entweder war die Kälte zu groß oder die Hitze zu stark oder das Wetter zu schlecht oder eine epidemische Krankheit zu befürchten u. s. w.

Die nächste Folge der größeren Freiheit, welche nun den Verbannten gestattet war, war die, daß sich das patriarchalische Verhältniß, welches früher in Tschita unter ihnen geherrscht hatte, allmälich aufzulösen begann. Früher war Alles unter ihnen gemeinschaftlich gewesen, was auch wohl nicht gut anders sein konnte, weil die verheiratheten und reichen Verbannten zusammen mit den andern wohnten. Alle von den Frauen ihren Männern zugeschickten Gegenstände, wie Speisen, Bücher und Zeitungen wurden als Gemeingut betrachtet, weil die mehr Privilegirten ihre Bevorzugung ihren weniger vom Glücke begüngstigten Gefährten nicht merken lassen durften, ohne sich gehässig zu machen. In dem Petrowsk'schen Gefängnisse aber, wo Jeder seine eigene Zelle hatte und nach seinem Belieben aufstehen, sich schlafen legen, Thee trinken und zu Mittag essen konnte, war von einem gemeinschaftlichen Mittags-

mahle und Theetrinken nicht mehr die Rede. Früher wurden die Journäle und Zeitschriften gemeinschaftlich gelesen, jetzt erhielten Viele Wochen lang nichts zu lesen und sahen sich oft der Unannehmlichkeit ausgesetzt, auf ihre Bitten um eine Zeitung eine abschlägige Antwort zu erhalten. Ein erfolgreicher Versuch, diesen Uebelständen abzuhelfen, konnte nur von den Personen gemacht werden, die selbst vollständig unabhängig waren und zur sogenannten mittleren Partei gehörten, d. h. welche von ihren Verwandten gerade so viel erhielten, als sie zum Leben bedurften und deshalb am geeignetsten die Rolle der Friedensvermittler übernehmen konnten. An der Spitze der Kommission, die sich mit der Ordnung der inneren Angelegenheiten der Verbannten-Kolonie beschäftigte, stand Sawalischin, dem es denn auch gelang, den Frieden und die Eintracht wieder herzustellen. Der Tag, an welchem dies stattfand, wurde als allgemeiner Festtag gefeiert. Den neuen Statuten gemäß war jedes Mitglied der Kolonie in pekuniärer Hinsicht sicher gestellt und es konnte daher sogleich zur Einrichtung einer Art von Depositenbank geschritten werden, in welcher die von dem Kassirer ausgestellten Depositenscheine die Bedeutung von Kreditbilleten hatten. Um eine Regelung der Zeitungslektüre zu erzielen, richteten Sawalischin, Mitkow und Wolkonski einen besonderen Journalcirkel ein, an welchem sich Jeder betheiligen konnte, der einen gewissen Beitrag zahlte. Der große Artel hatte für das materielle Wohl seiner Mitglieder so gut gesorgt, daß Niemand, während er demselben angehörte, an irgend etwas Noth litt. Einem Jeden war sein bestimmter Platz angewiesen. Der Artel stellte Alle auf ein gleiches moralisches Niveau, die Reichen sowohl als auch die Armen. Alles dies geschah mit Vorwissen und Genehmigung des Kommandanten. In den Statuten des Artels heißt es unter anderem:

„Die Erfahrung mehrerer Jahre hat uns von der Nothwendigkeit überzeugt, stets eine gewisse Summe Geldes in Bereitschaft zu halten, welche dem Vorstande die Möglichkeit darbietet, die jährlichen Provisions-Einkäufe mit Vortheil für die Gesellschaft zu machen, sowie der mißlichen Lage vorzubeugen, in welche jedes Mitglied derselben durch Verspätung der Geldsendungen aus der Heimath gerathen könnte.

Die Summe von 500 Rubeln wurde als Norm für den jährlichen Unterhalt eines Jeden angenommen. Wer mehr als 500 Rubel jährliche Einkünfte hatte, unterzeichnete einen größeren Beitrag, der Denen zu Gute kam, welche weniger besaßen. Die Verheiratheten erhielten Nichts aus dem Artel, unterzeichneten jedoch stets größere Summen, so der Fürst Trubetzkoi 2- bis 3000 Rubel, Wolkonski bis 2000 Rubel, die Gebrüder Murawiew 2- bis 3000 Rubel, Iwaschew, Narüschkin und von Wisen à 1000 Rubel. — Um einen womöglich großen Reservefond zusammenzubringen, aus welchem die nach Ablauf ihrer Strafzeit zur Ansiedlung begnadigten Mitglieder die nöthigen Mittel zu ihrer ersten Einrichtung erhielten, beschränkte der Artel die Tages-Ausgaben auf ein Minimum. Der Unterhalt der Dienerschaft wurde auf Rechnung Derer gesetzt, welche Diener hielten; die jährlichen Vorräthe von Zucker, Thee, Salz u. s. w. wurden in Irkutsk oder auf dem Jahrmarkte zu Werchne-Udinsk aus erster Hand billig eingekauft. Um die Zukunft der künftigen Ansiedler noch sicherer zu stellen, wurde im Jahre 1832 ein neuer kleiner Artel gegründet, in welchem Jeder durch Entrichtung eines Beitrags von 25 Rubeln Mitglied werden konnte. Schon in Tschita waren im Jahre 1828 elf Verbannte, deren Strafzeit abgelaufen war, zur Ansiedlung abgegangen, nachdem sie von den Damen mit Wäsche, Kleidung, Büchern und Geld versorgt worden waren. Im

Jahre 1831 erhielten die Verbannten der fünften Kathegorie, welche das Petrowsk'sche Gefängniß verließen, bereits eine Unterstützung des großen Artels. Der kleine Artel unterstützte die Verbannten der vierten, zweiten und ersten Kathegorie in den Jahren 1833, 1836 und 1839. Beide Artelle waren im Stande, mit vereinten Kräften einem jeden der austretenden Mitglieder eine zeitweilige Unterstützung von 6- bis 800 Rubeln Assignation zu geben. Sie bestanden bis zum Jahre 1839 fort, in welchem das Petrowsk'sche Gefängniß fast ganz leer war und darin nur noch einige wenige, größtentheils wohlhabende Verbannte zurückblieben. Im Jahre 1840 verließen die letzten Dezembristen das Gefängniß.

Der größte Theil der neuen Ansiedler war genöthigt, sich mit der Landwirthschaft zu beschäftigen, und sehr kam es ihnen dabei zu Statten, daß sie schon in Tschita und Petrowsk sich an die schwere Handarbeit gewöhnt hatten. Ferner wurde ihre Lage noch dadurch sehr erleichtert, daß es ihnen erlaubt war, sich zu zweien, dreien, ja bis zu sechsen an einem und demselben Orte anzusiedeln. Der gegenseitige lebendige Austausch ihrer Gedanken und die schriftlichen Rathschläge ihrer talentvolleren und erfahreneren Gefährten trugen nicht wenig dazu bei, die Entbehrungen, denen sie jetzt in der Freiheit noch mehr ausgesetzt waren, als vorher in ihrem Gefängnisse, weniger fühlbar zu machen. Jeder der Ansiedler durfte dem Gesetze nach Anspruch auf 15 Dessätinen oder 30 Morgen Landes machen. Einigen, wie z. B. Sawalischin in Tschita, gelang es, ihre Landwirthschaft bis zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit zu bringen; viele andere beschäftigten sich, wie wir dies auch bei den polnischen politischen Ver-
nnten gesehen haben, mit dem Unterrichte der Kinder.
letzter Hinsicht sind die Dezembristen dem Lande von
ßem Nutzen gewesen, unter ihnen besonders A. Jusch-

nevski, A. Podgio in Irkutsk und D. Sawalischin in Tschita. Ostsibirien hatte hierbei den großen Vortheil vor Westsibirien, daß in ihm die talentvollsten und gebildetsten Personen angesiedelt waren. Inmitten der schwierigen Beschäftigung mit der Bestellung des Feldes vergaßen die neuen Ansiedler auch die Wissenschaften nicht. Unter den Landwirthen Ostsibiriens zeichneten sich besonders die Gebrüder Nikolaus und Michael Bestuschew aus, die sich in der Gegend von Selenginsk angesiedelt hatten. Auf dem Felde, wo seine kleine, aus 300 Schafen bestehende Heerde weidete, hatte Nikolaus ein kleines Hüttchen erbaut, worin er als wahrer Philosoph lebte, seine Schafe hütete und sich mit der Verfertigung von astronomischen Uhren ohne Compensation beschäftigte. Außerdem war er ein ausgezeichneter Schneider, Schuhmacher, Tischler, Drechsler, Schlosser, Porträtist und Schriftsteller. Da die Oefen in jener Gegend höchst mangelhaft eingerichtet waren, erfand Bestuschew einen Ofen, der, mit 15 Pfund Holz geheizt, bei einer Kälte von 30 Grad Reaumur noch 10 Grad Wärme bis zum nächsten Morgen enthielt, bei einer Heizung mit 30 Pfund Holz aber am folgenden Tage noch so heiß war, daß man die Hand daran nicht halten konnte. Als Bestuschew die Erlaubniß erhalten hatte im Lande herum zu reisen, begab er sich unter Anderem auch nach Kiächta, wo er Porträts malte und das dafür erhaltene Geld zur Verbesserung seiner Landwirthschaft verwandte. Auch einige Allerhöchste Manifeste trugen viel dazu bei, das Loos der Dezembristen in Sibirien angenehmer zu machen. So wurde es den Wittwen der in Sibirien verstorbenen Ansiedler gestattet, nach Rußland zu ihren Verwandten zurückzukehren; die in Sibirien gebornen Kinder, die eigentlich dem Stande der Bergwerksbauer[illegible] angehören sollten, durften nach einem Ukas des Kaise[illegible] Nikolaus vom Jahre 1842 in Adligen Kronsschulen [illegible]

zogen werden, mußten aber bei ihrem Austritte aus denselben die Familie des Vaters ablegen und nur dessen Vornamen mit der Endung „itsch" führen. Im Jahre 1845 wurde es der kränklichen Fürstin Trubetzkoi erlaubt, mit ihren Kindern in Irkutsk zu leben und sich von den dortigen Aerzten behandeln zu lassen. Ihr Mann durfte sie hier zuweilen besuchen. In demselben Jahre wurden auch ihre beiden Töchter in das Irkutskische Fräuleinsstift aufgenommen.

Durch das Manifest der Thronbesteigung des jetzt regierenden Kaisers Alexander II. wurden alle Dezembristen begnadigt, ihnen die Rechte des Erbadels wieder zurückgegeben und allen ohne Ausnahme die Rückkehr nach Rußland gestattet. Nur drei von ihnen konnten keinen Gebrauch von dieser Erlaubniß machen, Sawalischin, M. Bestuschew und J. Gorbatschewski, weil ihnen die nöthigen Reisemittel fehlten. Viele, die nach Rußland zurückgekehrt waren, in der Hoffnung, von ihren Verwandten unterstützt zu werden, sahen sich schmerzlich in dieser Hoffnung getäuscht und mußten, wie in Sibirien, mit ihrer Hände Arbeit sich den nöthigen Lebensunterhalt erwerben.

Nikitin.

Unter den russischen Dichtern, die in ihren Liedern den echten, in dem Herzen ihres Volkes wiederhallenden Ton angeschlagen haben, ist Iwan Nikitin (geboren den 3. Oktober 1826 zu Woronesch) einer der bedeutendsten. Seine Dichtungen sind in ganz Rußland in hohem Grade populär und haben ebenso in die reichen Salons der Großen, wie in die ärmlichen Hütten der Bauern Eingang gefunden. Sie schildern in drastisch rührender Weise das Leben des Standes, dem er selbst seiner Geburt nach angehört und wir dürfen es im Interesse der Poesie durchaus nicht bedauern, daß dem Dichter die höhere Universitätsbildung fremd geblieben ist; er würde in diesem Falle eben das nicht geworden sein, was er jetzt ist: ein echter Volksdichter. Da die Dichtungen Nikitin's in Deutschland noch wenig bekannt sein dürften, so theilen wir hier als eine Probe derselben das schöne Lied „das Weib des Fuhrmanns“ mit. Die Uebersetzung ist so wortgetreu als möglich gehalten.

Das Weib des Fuhrmanns.

Bald ist's Mitternacht!
  Still ist's in dem Haus —
In dem Rauchfang nur
  Tönt des Windes Braus.

Sieh! Der Kienspahn flammt
Knisternd im Gemach,
Und der Rauch erhebt
Wirbelnd sich zum Dach.

Auf der Ofenbank
Schläft ein Kind so warm
Stützt das Lockenhaupt
Auf den kleinen Arm.

Und das Licht, das schon
Zu verlöschen droht,
Fällt mit schwachem Schein
Auf der Wangen Roth.

Sieh! Die Mutter sitzt
Neben ihrem Sohn
Und sie spricht zu ihm
Jetzt mit Schmeichelton:

„Geh' zu Bett, mein Lieb!
Schon ist's Mitternacht!
Sieh! Dein Pelzchen hier
Hab' ich Dir gebracht!"

„Doch warum, Mama,
Sitzest selber Du
Immer da und spinnst?
Gönnest Dir nicht Ruh'?"

„Ach, zum Spinnen, Kind,
Fehlt mir bald die Kraft.
Traurig wird's uns geh'n,
Wenn der Arm nichts schafft.

Schon die fünfte Woch' —
Das ist's, was mich drückt —
Hat Dein Vater mir
Keinen Brief geschickt.

Wenn — was Gott verhüt'! —
Etwas nun dem Mann
Zugestoßen ist,
Was fang' ich dann an?

Ich, ein schwaches Weib!
  Was wird dann gescheh'n?
Wer wird kleiden uns?
  Wer wird nach uns seh'n?"

„Weine nicht, Mama!"
  Sprach das Kind, und sacht
Hat es sich dann auf
  Von der Bank gemacht.

An der Mutter Brust
  Schmiegt es fest sich an,
Küßte es und selbst
  Weinte bitter dann.

„Weinen werd' ich nicht!
  Sei nur wieder froh!
Bringen will ich Dir
  Zu dem Lager Stroh.

Lege Dich zur Ruh!
  Bete jetzt mit mir! —
Ein Geschenkchen bringt
  Bald der Vater Dir.

Macht ein Schlittchen Dir,
  Dann aus Birkenbast;
Fahren wollen wir
  Beide dann zu Gast!"

Und das Kind schläft ein,
  Doch die Mutter spinnt,
Denn der Schlummer flieht
  Sie, die trüb gestimmt.

Kaum glimmt noch der Spahn; —
  Alles ist so stumm;
Nur der Sturmwind braust
  Um das Haus herum.

Und ihr däucht': es stöhn'
  Jemand vor dem Thor, —
Wie ein Leichenzug
  Also kommt's ihr vor.

Und mit Trauer hat
 Sie daran gedacht,
Wie die Jugendzeit
 Sie einst zugebracht.

Wie die Mutter ihr
 Sterbend sprach: „Wie schwer
Fällt es mir auf's Herz,
 Dich zu seh'n nicht mehr!

Wie wirst Du als Frau
 Leben? Dein Gesicht,
Deine zarte Hand
 Paßt zur Arbeit nicht!

Anders war es wohl
 Mit den Schwestern, die,
Frisch, wie Milch und Blut,
 Schafften spät und früh.

Auf dem Felde war's
 Eine Lust zu seh'n,
Wie sie schnitten flink,
 Wie sie harkten schön.

Ihnen war es gleich,
 Hitze oder Wind;
Darum fanden sie
 Einen Mann geschwind.

Aber Du! Zu klug
 Schienest Du zu sein, —
Darum liebte Dich
 Nur Dein Mütterlein.

Alles nähtest Du; —
 Alles in dem Haus
Sah', durch Dich besorgt,
 Hübsch und sauber aus.

Zierlich war Dein Kleid;
 Denn Du gabst Dir Müh'.
Und Du sprachest grob
 Zu den Eltern nie.

Doch Du weißt ja selbst:
  In dem Bauernstand
Gilt die rohe Kraft
  Mehr als der Verstand."

Und die Mutter ward
  Krank und starb bald d'rauf;
Ihre Schwester nun
  Nahm die Waise auf.

Wie 'ne Tochter hielt
  Sie mich stets und dann
Ueber Jahresfrist
  Kam ich an den Mann.

Reich zwar war er nicht,
  Aber brav und gut,
Und von ganzer Seel'
  War ich stets ihm gut.

Jetzt ist er vielleicht,
  Wenn es Gott gefällt,
Auf dem Weg nach Haus',
  Bringet mit viel Geld.

An der Hausthür pocht's.
  Das war nicht der Wind —
Und erwachend rief:
  „Ach, Papa! —" das Kind.

„Ei, der Frost hat fest
  Eure Thür' gefaßt!"
Rief dann plötzlich aus
  Ein bekannter Gast.

Eine kräft'ge Faust
  Riß die Thüre auf,
Nahm die Mütze ab,
  Schüttelte darauf

Von dem Rock den Schnee,
  Schlug das Kreuz und dann
Krauend sich den Kopf,
  Sprach' in Eil' der Mann:

„Hilf Gott, Nachbarin!
  Wie lebst Du, mein Licht?
Welch' ein Wetter das!
  Schlimm'res giebt es nicht.

Nu! Nicht gute Kund'
  Bringt Dir diese Nacht —
Eure Pferde hab'
  Ich Dir mitgebracht.

„Doch mein Mann!?“ so schrie
  Da die Arme auf.
Weißer wie der Schnee
  Wurde sie darauf.

„Als in Moskau er
  Ankam, wurd' er krank,
Legte sich und starb
  Auf der Ofenbank.

Ich war dort bei ihm,
  Und er sprach zu mir,
Daß ich sein Gespann
  Bringen sollt' zu Dir.“

Und sie schluchzte laut,
  Wohl vor tiefem Gram,
Als die böse Mähr'
  Ihr zu Ohren kam.

Und das Söhnchen stand
  Weinend bei dem Weib,
Zitterte und bebt'
  An dem ganzen Leib.

Das ist nichts für mich!
  Dachte da der Mann.
Wahrlich nicht zur Zeit
  Kam die Nachricht an.

Schad' ist's um die Frau!
  Wer mag das versteh'n?!
Nicht mehr lange währt's —
  Wird sie betteln geh'n.

„Hört zu flennen auf!“
  Sprach er laut sodann —
„Aendert ihr doch nicht
  Das, was Gott gethan.

Eure Pferde sind
  Auf dem Hofe dort.
Komm' und stall' sie ein,
  Denn ich muß nun fort!

Doch eh' ich's vergess',
  Nimm das Kreuzchen hier!
„Gieb es meinem Sohn!“
  Sprach er leis' zu mir.

Selbst mit letzter Kraft
  Nahm er's von der Brust;
Gab mir's, sprach dabei
  Seiner kaum bewußt:

„Meinen Segen schick'
  Ich dem Söhnchen mein, —
Nie — vergesse er —
  Nie — die Mutter sein!“

Aber Dich, gewiß,
  Hat geliebt er auch!
Deinen Namen hört'
  Ich im letzten Hauch!

Sitten und Gebräuche der alten Slaven.

Schon in der Zeit, in welcher die alten Slaven in der Geschichte auftraten, finden wir sie in verschiedene Stämme eingetheilt. Jeder dieser Stämme bestand aus einer großen Familie, zu deren Mitgliedern sämmtliche Personen zählten, welche von einem gemeinsamen Familienhaupte ihre Abstammung herleiteten. Der Familienvater (Groß- oder Urgroßvater) war das Oberhaupt jedes einzelnen Stammes. Nach seinem Tode wurde seine Stelle von dem ältesten Sohne eingenommen, dem schon bei Lebzeiten des Alten die übrigen Glieder der Familie als ihrem künftigen Chef zu gehorchen gewohnt waren. Ihn segnete der Sterbende für seine neue Würde ein und übergab ihm feierlich die Sorge für die Familie. Der Stammes-Aelteste theilte Jedem seine Beschäftigung, Kleidung und Nahrung zu; er schlichtete die Streitigkeiten und bestrafte die Schuldigen. Uebrigens unterwarf man sich nicht immer unbedingt seiner Autorität, und nur dann konnte er auf allgemeinen Gehorsam Anspruch machen, wenn es augenscheinlich war, daß er wahrhaft väterlich für die Seinen sorgte und unparteiisch Gerechtigkeit übte. Sobald er aber etwas that, was dem Stamme zum Schaden gereichte, oder wenn er ein Mitglied desselben ungerecht behandelte, so wurde über ihn Gericht gehalten und er mußte, falls die Stimmenmehrheit auf Seiten des Beleidigten war, sich dem allge-

meinen Willen unterwerfen, oder den Stamm verlassen. Hieraus entsprangen natürlicher Weise häufiger Zwist und Uneinigkeit, welche zur Zersplitterung der Stämme führten. Wenn z. B. der Vater seinem ältesten Sohne aus irgend einem Grunde die Vorrechte der Erstgeburt entzogen und einem der jüngeren Söhne zugesprochen hatte, so sammelte der beleidigte Sohn Anhänger, sagte sich von der Familie los und bildete einen neuen Stamm. Je häufiger diese Zwistigkeiten stattfanden, desto mehr neue Stämme bildeten sich, die sich vorzugsweise in den Gegenden niederließen, die noch frei von Ansiedlungen waren. Nicht selten ereignete es sich auch, daß die ausgeschiedenen Mitglieder eines Stammes sich ihrer früheren Wohnsitze mit Gewalt bemächtigten. Um sich vor diesen Angriffen zu sichern, sah man sich genöthigt, befestigte Ortschaften oder Städte anzulegen, welche bei einem feindlichen Ueberfalle auch denjenigen zum Zufluchtsorte dienten, welche nicht in den Städten selbst, sondern in der Nähe derselben lebten.

Der schönste Zug im Charakter der alten Slaven war ihre große Gastfreiheit. Kein Wanderer pochte vergebens an die Hütte selbst des ärmsten Slaven, ohne der freundlichsten Aufnahme gewiß zu sein. Hatte sein Wirth selbst nichts, was er ihm zur Bewirthung vorsetzen konnte, so wußte er sich auf die einfachste Art von der Welt Rath zu schaffen. Er stahl einfach das, was ihm nöthig war und handelte dabei keineswegs gegen den Strafkodex seines Volkes, denn der Besuch eines Fremden galt für eine besondere Gunst der Götter, und ihn nicht auf alle nur mögliche Weise geehrt zu haben, wurde für eine große Sünde gehalten. Sein Wirth hütete ihn und seine Habe wie den eigenen Augapfel und begleitete ihn sogar bis zur nächsten Ortschaft, wenn der Weg dahin nicht gefahrlos war, weil er mit seinem Kopfe für jeden dem Gaste zustoßenden Unfall haftete. Doch nicht nur die Gäste,

sondern auch die Kriegsgefangenen wurden auf gleich liebreiche Weise behandelt. Dem Gefangenen wurde ein Termin bestimmt, um sein Lösegeld zu entrichten; verstrich der Termin und blieb das Lösegeld aus, so erhielt er seine persönliche Freiheit, durfte sich aber von seinem Aufenthaltsorte nicht entfernen.

Bei der Schließung einer Ehe waren bei den verschiedenen Stämmen verschiedene Gebräuche im Schwange. Die Drewljänen, welche vorzugsweise in Wäldern lebten, begaben sich in die benachbarten Dörfer, wenn dort Festlichkeiten stattfanden, machten sich mit den dortigen Mädchen bekannt und entführten dieselben ohne Wissen und Willen ihrer Eltern. Die Poljänen dagegen beobachteten schon ein gewisses hochzeitliches Ceremoniell, obwohl sie als Heiden Vielweiberei trieben. Für die Braut wurde gewöhnlich nach einer mit den Eltern derselben getroffenen Uebereinkunft ein Kaufgeld entrichtet. Das junge Mädchen genoß bis zu seiner Verheirathung eine unumschränkte Freiheit; war es aber erst einmal Frau geworden, so mußte es dem Manne einen fast sklavischen Gehorsam leisten. Trotzdem hegten die Frauen eine große Liebe und Ehrfurcht für ihre Männer und nicht selten ereignete es sich, daß sie nach deren Tode sich freiwillig das Leben nahmen, um nicht allein und hilflos zurückzubleiben.

Die Todten wurden von den Slaven nicht beerdigt, sondern verbrannt, ein Verfahren, welches aus hygienischen Rücksichten auch für unsere Zeit empfohlen werden dürfte. Die Asche wurde in Urnen aufbewahrt, die auf kleinen Postamenten längs der Landstraße standen.

Zur Erinnerung an den Verstorbenen wurden sogenannte Erinnerungsfeste „Pominki“ gefeiert, auf welchen ngkämpfe stattfanden. Bei einigen Stämmen fand origens die Bestattung der Todten in Gräbern statt, er welche hohe Erdhügel, Kurgans genannt, aufgethürmt

wurden, von denen noch heut zu Tage eine große Menge in den Steppen Südrußlands gefunden wird.

Die Slaven lebten in Hütten aus Lehm, die in weiter Entfernung eine von der andern standen. Sie liebten es ihre Wohnplätze zu verändern, wobei sie der Ansiedlung bei dichten Wäldern, in der Nähe von Flüssen, Sümpfen oder Seen den Vorzug gaben. Jede Hütte hatte mehrere Ausgänge, um bei feindlichen Ueberfällen die Flucht zu erleichtern. Solche Ueberfälle fanden früher häufig von Seiten asiatischer Horden statt; dies war auch wohl der Grund, woher die Slaven ihre werthvollsten Sachen in der Erde vergruben. Auf offenem Felde traten sie fast nie den Feinden entgegen, sondern suchten dieselben durch Hinterlist in Hohlwege und Sümpfe zu locken, wo es ihnen dann nicht schwer fiel, ihnen den Garaus zu machen. Die durch die Erfahrung gewitzten Feinde machten deshalb ihre Ueberfälle gewöhnlich im Winter, weil dann der tiefe Schnee die Flucht erschwerte. Im Sommer gewährten den Slaven nicht nur die Wälder, sondern auch die Gewässer einen sicheren Zufluchtsort, denn sie waren vortreffliche Schwimmer und konnten längere Zeit, auf dem Rücken liegend, unter dem Wasser zubringen, wobei sie Luft durch ein Rohr schöpften, von dem das eine Ende im Munde gehalten wurde, während das andere über der Oberfläche des Wassers hervorragte. Als Waffen bediente man sich der Lanzen und vergifteter Pfeile; nur wenige waren im Besitz von Schilden. Es ist hierbei zu bemerken, daß die alten Slaven sich durch ihre Größe und Körperstärke auszeichneten und ohne Beschwerde Hunger und Durst, Hitze und Kälte ertrugen, wie heute noch der russische Bauer. Das dunkelblonde Haar ließen sie lang auf die Schultern herabhängen.

Was die Religion der Slaven betrifft, so ist es be-
kannt, daß sie den Gott des Blitzes, Perun oder Swaro

anbeteten. Da sie sich nicht erklären konnten, woher der Blitz komme, so hielten sie ihn für ein göttliches Wesen, welches die Erde heimsuchte, segnend, wenn er Regen mit sich brachte, zürnend, wenn sein Strahl Jemand tödtete. Dieser Perun hatte zwei Söhne, Swarowitschi genannt, von denen der eine der Gott des Feuers, der andere der Sonnengott war. Zu Ehren des letzteren wurden häufig Feste veranstaltet, von denen das erste im Jahre, Kal-jada genannt, zu der Zeit im Winter stattfand, wenn die Tage zuzunehmen anfingen. Auf diesem Feste verherrlichte man den Sonnengott durch Einsammlung von Opfergaben. Das zweite Fest wurde zu Anfange des Frühlings mit Gesängen und Spielen gefeiert, welche die Freude über die Annäherung der warmen Jahreszeit ausdrücken sollten. Das dritte Fest hieß Iwan Kupala und fand zu Ehren aller drei Götter mitten im Sommer und zwar an dem Tage statt, der jetzt von den Russen Iwanow-Den, d. h. Johanni, genannt wird. An diesem Tage sammelte man verschiedene heilsame Kräuter und badete um Mitternacht in den Flüssen. Auch große Scheiterhaufen wurden auf Hügeln angezündet und den Göttern ein weißer Hahn geopfert. Durch die lodernden Flammen des Scheiterhaufens aber sprang man, um sich von seinen Sünden zu reinigen. Die Slaven glaubten, daß in der Nacht des Iwan Kupala die Oberfläche des Wassers sich mit einem silberartigen Schleier bedecke, daß die Bäume in ihr von einem Orte zum andern wanderten und im Rauschen ihrer Blätter und Zweige ein Zwiegespräch mit einander hielten. Ferner waren sie der Ansicht, daß an diesem Tage die Sonne mit drei Rossen, einem silbernen, goldenen und diamantenen, ihre Höhle verlasse, um dem Monde einen Besuch abzustatten.

Den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele finden wir auch bei den alten Slaven verbreitet. Jenseits des

Grabes erwarte den Menschen ein anderes Leben, welches zu Anfange des Frühlings beginnt, wo die Verstorbenen aus ihren Gräbern zum Himmel emporsteigen. Im Winter müssen sie freilich wieder in ihre kalten Gräber zurückkehren. Ferner glaubten sie, daß die Seelen der Todten, je nachdem ihr Leben auf Erden ein gutes oder böses gewesen war, auch verschiedene Formen annehme. Die Seelen der Guten verwandeln sich in gute Geister oder Russalken, die der Bösen in böse Geister, welche die Lebenden erschrecken und ihnen Unheil zufügen. Tempel hatten die alten Slaven nicht und deshalb auch keine besondere Priesterkaste, statt deren aber Kudesniki oder Zauberer, deren Hilfe und Rath man in Krankheiten oder anderen Unglücksfällen in Anspruch nahm. In jedem Stamme brachte das Oberhaupt den Göttern die Opfer dar und zwar geschah dies auf Bergen, Hügeln und ungeheuren Steinen, in Ermangelung derselben aber unter einer breitästigen Eiche. Auch den Gewässern wurde geopfert. Die Opfer bestanden aus verschiedenen eßbaren Gegenständen, deren Genuß die Götter günstig stimmen sollte. Nur bei einem großen Unglücksfalle, wie z. B. bei einer verheerenden Seuche, anhaltender Dürre u. s. w., suchte man den Zorn der Götter durch Menschenopfer zu sühnen, zu welchen dann irgend ein Verbrecher ausgesucht wurde. Einige Stämme verbrannten in diesem Falle ihre Kriegsgefangenen, weil sie der Meinung waren, daß der, welcher in Gefangenschaft gerathen sei, durch seine Sünden sich den Zorn der Götter zugezogen habe.

Die Butterwoche in Rußland.

Eines der beliebtesten russischen Volksfeste ist unstreitig die Butterwoche. Ihre Feier fällt gerade in die Zeit, wo der Landmann am wenigsten zu thun hat. Da er nun fast beständig ein schweres, mühseliges Leben führt, so ist schon das bloße Ausruhen von demselben für ihn ein Fest; ein Fest muß aber auch, wie er sich auszudrücken pflegt, „ruhmwürdig" gefeiert werden. Dazu kommt noch, daß der Butterwoche das große, sieben Wochen lange, Fasten folgt, in welchem jede Lustbarkeit streng verpönt ist. Für die späteren Entbehrungen sucht er sich nun in der Butterwoche vollauf zu entschädigen. Ein jeder der sieben Wochentage ist einer besonderen Vergnüglichkeit gewidmet und führt deshalb auch einen besonderen Namen. So heißt der Montag „der Begrüßungstag," weil an ihm die Butterwoche feierlich begrüßt wird. Schon am frühen Morgen thürmen die Kinder abschüssige Eisberge auf, sprechen dann im Chor einen besondern Gruß aus und schreien, indem sie auf kleinen Schlittchen von den Eisbergen hinabrutschen: Die Butterwoche ist gekommen! die Butterwoche ist da! — Der Dienstag, Spieltag genannt, ist der Rutschfahrt von künstlichen oder natürlichen Eisbergen gewidmet, an welcher sich besonders die erwachsenen ngen Leute beiderlei Geschlechts betheiligen. Am Mittwoch, dem sogenannten Schmaustage, laden die Schwiegermütter ihre Schwiegersöhne zu den in ganz Rußland so

beliebten Blinni's (Pfannkuchen) ein. Nach der Bewirthung singen dann die unverheiratheten jungen Männer Lieder, in denen pantomimisch die Gastfreiheit der Schwiegermütter verherrlicht wird, indem ein als Bär verkleideter Bursche durch allerhand groteske Geberden darzustellen sucht, wie die Schwiegermutter die Pfannkuchen bäckt, wie ihr in Folge davon der Kopf weh thut und wie ihr der Schwiegersohn dafür dankt. Am Donnerstage findet eine allgemeine Spazierfahrt statt, die in einem ungeheuren Schlitten eröffnet wird, in dessen Mitte auf einem Rade, welches oben auf einem Pfahle befestigt ist, ein Bauer sitzt, der eine Schnapsbuddel und Kalatschi (eine Art großer Semmel) in den Händen hält. In Sibirien vertritt ein kleines Schiff mit ausgespannten Segeln die Stelle des Bauern. Nach Beendigung der Schlittenfahrt erfolgt ein Faustkampf, der von zwei Knaben eröffnet wird, an welchem sich aber später sämmtliche Erwachsene betheiligen. Am Freitage bewirthen die Schwiegersöhne ihre Schwiegermütter mit Pfannkuchen; am Sonnabende laden die Schwiegertöchter ihrerseits ihre Verwandten zu einem Schmause ein. — Das charakteristische Merkmal dieses Volksfestes besteht in den aus Graupenmehl gebackenen Pfannkuchen. In früherer Zeit wurde der erste Pfannkuchen einem Bettler verabreicht oder auf den Fenstersims zum Andenken an die verstorbenen Eltern gelegt, indem man dabei die Worte sprach: „Geehrte Eltern! Dieser Blinni ist für eure Seelchen bestimmt!" — Dieser Gebrauch stammt aus der heidnischen Zeit, als die Slaven noch den Perun als ihren Gott verehrten und glaubten, daß die Seelen der Verstorbenen auch noch im Jenseits für die irdischen Genüsse empfänglich seien; daß der Winter die Zeit der Finsterniß und der Trauer für die Seelen der Todten sei, mit dem Beginnen des Frühlings aber für sie ein neues, an Genüssen reiches Leben erstehe.

Daher war die Butterwoche, als das erste in die Frühlingszeit fallende Fest, ein allgemeines Freudenfest für die Lebenden, verknüpft mit der Erinnerung an die Todten.

Die von uns beschriebene Feier der einzelnen Tage der Butterwoche existirt wohl kaum irgendwo in der Vollständigkeit und Reihenfolge, wie sie hier geschildert ist, doch hat eine jede Oertlichkeit in Rußland wenigstens einen Theil dieser alterthümlichen Gebräuche aufbewahrt. So z. B. wird in Petersburg die Butterwoche mit theatralischen Vorstellungen, Balagans, Schaukeln und Rutschpartieen von künstlichen Eisbergen gefeiert, die nur wenig Aehnlichkeit mit den Lustbarkeiten haben, welche auch auf dem Lande stattfinden. Nur die Pfannkuchen dürfen auf keiner Feier dieses Festes fehlen.

Zum Schlusse möge hier noch die Schilderung der Feier der Butterwoche ihren Platz finden, welche Peter der Große gleich nach dem Abschlusse des Neustädter Friedens (im Jahre 1722) zu Moskau veranstaltete. Am Donnerstag in der Butterwoche setzte sich ein großer Zug von Schlitten, die mit den verschiedenartigsten Thieren bespannt waren, vom Dorfe Vsesswätski aus nach Moskau in Bewegung. Jeder Schlitten hatte die Gestalt eines vollständig aufgetakelten Schiffes. Den Zug eröffnete ein Harlekin, der auf einem großen, von sechs hintereinander angespannten Pferden gezogenen Schlitten saß, die mit Glöckchen und allerhand Zierrathen behangen waren. Hierauf folgte der Hofnarr, Fürst Papa-Sotow, in einem rothen, mit Hermelin verbrämten Mantel, zu dessen Füßen ein Mann rittlings auf einem Fasse saß, welcher den Gott des Weines, Bacchus, vorstellte. Dann kam die Flotte unter der Anführung des Neptun, der, einen Dreizack in Hand, auf einem von zwei Sirenen gezogenen Wagen . Ihm folgte auf einem großen, von zwei wirklichen ren gezogenen Boote der Kaiserliche Statthalter, Fürst

Cäsar Romadanowski. Den Beschluß machte ein riesiges, von sechszehn Pferden gezogenes, Kriegsschiff, auf welchem sich der Kaiser selbst, umgeben von seinen Marine-Offizieren, befand und die Kommandos ertheilte, als befände er sich wirklich auf dem Meere. Hinter diesem Schiffe fuhr eine venetianische Gondel, welche die Kaiserin trug, die als deutsche Bäuerin kostümirt war, während die sie begleitenden Hof-Damen als Araberinnen gekleidet waren. Am Abende langte der sich nur langsam fortbewegende Zug im Kreml an, wo er von Kanonenschüssen begrüßt wurde und nun begann die eigentliche Feier der Butterwoche, welche vier Tage lang dauerte und von einem glänzenden Feuerwerke beschlossen wurde.

Das Klima Sibiriens.

Sibirien ist das kälteste Land der ganzen Erde und schon bei der bloßen Aussprache des Wortes „Sibirien“ ergreift uns ein unwillkürlicher Schauder, der durchaus nicht ohne Berechtigung ist. Nur der geborne Sibirier ist von seiner Heimat entzückt und erzählt Wunderdinge von den schönen Wassermelonen, wilden Pfirsichen, chinesischen Aepfeln und von der prachtvollen Flora seiner Steppen. Das hat nun zwar seine vollkommene Richtigkeit, denn Alles das wächst wirklich in Sibirien, nur muß man dabei in Erwägung ziehen, wie ungeheuer groß dieses Land ist und wie weit nach Süden es sich in einigen Punkten erstreckt. Die furchtbare Kälte rührt daher, daß den warmen Winden West-Europas und Central-Asiens der Zugang durch die hohen Gebirgsrücken des Ural, Altai und Himalaja verwehrt wird, während das Land offen gegen die rauhen Winde des nördlichen Eismeers daliegt. Im Norden und Nordosten Sibiriens ist das Meer mit ewigem Eise bedeckt, dessen Kälte sich der Temperatur des Festlandes mittheilt, und nur der südliche Abhang des Altai, der im Verhältniß zum Flächenraume Sibiriens kaum so groß ist wie die Südküste der Krim im Verhältniß zum Areal des europäischen Rußlands, hat ein milderes Klima, in welchem Melonen, Pfirsiche und andere Südfrüchte gedeihen. In Folge seiner geographischen Lage zeichnet sich Sibirien durch eine ganz besondere Trockenheit

der Luft aus, die ihrerseits wieder den jähen Uebergang von der Temperatur des Sommers zu der des Winters verursacht. Aus diesem Grunde ist der Sommer in Sibirien außerordentlich heiß, der Winter aber so kalt, daß das Quecksilber im Thermometer gefriert und die Kälte oft bis 40 Grad Reaumur, im Gebiete von Jakutsk aber über 50 Grad Reaumur steigt. In der größern Hälfte des nördlichen Sibiriens befindet sich der Erdboden stets in gefrornem Zustande und selbst im Sommer müssen die dort lebenden Menschen sich ihr Trinkwasser durch Schmelzen des Schnees verschaffen. Im Gebiete von Nertschinsk giebt es Steinkohlenschachte und in Irkutsk Brunnen, in welchen man in einer Tiefe von circa 100 M. noch nicht bis auf die aufgethaute Erde gedrungen ist. Bei so bewandten klimatischen Verhältnissen eignet sich Sibirien nur wenig für landwirthschaftliche Kultur. In Transbaikalien fällt so wenig Schnee, daß dort ein Schneefall von ½ M. Höhe schon für bedeutend gehalten wird. Auf den Steppen wird der Schnee leicht vom Winde hinweggeweht und an vielen Stellen der Boden gänzlich von ihm entblößt. Die ungeheure Kälte bildet dann tiefe Risse in demselben, wodurch die Wurzeln der Pflanzen bloßgelegt werden und erfrieren. Nicht weniger verderblich für die Vegetation ist der kalte Reif, der im Frühjahr die jungen Saaten zerstört und zuweilen sogar in der Mitte des Sommers eintritt. Der Sommerreif ist weniger seiner Kälte wegen als deshalb schädlich, weil, wenn er bei heiterem Wetter eintritt, die gefrornen Pflanzen zu schnell wieder im Strahle der Sonne aufthauen und deshalb absterben. Es ist daher kein Wunder, daß Sibirien eine verhältnißmäßig sehr dürftige Flora und Fauna hat. Im Norden des Landes zieht sich längs der ganzen Küste des Eismeers ein [illegible]va 20 bis 30 Meilen breiter Landstrich hin, der einen Flä[illegible]en-raum von 180 Millionen Morgen einnimmt und [illegible]ls-

schließlich mit Moos und Flechten bedeckt ist. Erst weiter nach Süden hin treten uns Wälder entgegen, in welchen der Lärchenbaum, die sibirische Zeder, die Tanne, Fichte, Birke und Esche mit einander wechseln. Hier ist der Ackerbau zwar nicht ganz unmöglich, aber doch nur wenig ergiebig; denn da, wo einmal die Wälder ausgerottet sind, und der Boden seines natürlichen Schutzes beraubt ist, wird es in Folge des rauhen Klimas, welches eine neue Anpflanzung von Bäumen nicht gestattet, von Jahr zu Jahr öder und unfruchtbarer. Fruchtbäume giebt es nicht in Sibirien und können auch dort nicht fortkommen, weil die Wurzeln dieser Bäume durch die Frühfröste getödtet werden. Desto mehr Beeren giebt es hier, wie die Erdbeere, Johannisbeere, Stachelbeere, Brombeere, Moos- und gelbe Himbeere, von denen die zwei letzten Arten auch ziemlich hoch im Norden vorkommen. Auch an Gemüsen ist Sibirien arm, weil der kurze Sommer die Reife derselben verhindert, und nur der Kohl und Rettig, die weniger empfindlich gegen die Kälte sind, gedeihen fast überall, obwohl auch sie nur selten ihre vollkommene Größe erreichen.

So ärmlich wie die Vegetation ist auch das Thierreich in Sibirien. So zählt man in Europa 143 Arten von Säugethieren, in Sibirien hingegen nur 92. Auch Fische giebt es hier verhältnißmäßig viel weniger als in Europa, wegen der niedrigen Temperatur der Gewässer; mit einem Worte: Sibirien ist ein Land, in welchem seiner ungünstigen geographischen Lage und klimatischer Verhältnisse wegen der Kampf mit der Natur nicht leicht ist und wo man die gestählten Nerven eines Sibiriers haben muß, um in diesem Kampfe nicht zu unterliegen.

Die Tungusen.

Als die Russen zum ersten Mal, angelockt durch die Reichthümer des Amurlandes, sich gelüsten ließen, dasselbe zu annektiren, wandten sich die Bewohner des Landes mit der Bitte um Hülfe an den chinesischen Kaiser, der sogleich seinem mongolisch-mandschurischen Grenzheere den Befehl ertheilte, gegen die Russen zu marschiren, sie zu vernichten und das ganze Land unter seine Botmäßigkeit zu bringen.

Gerade zu dieser Zeit war es (d. h. im Jahre 1667) als plötzlich 500 Mongolen-Mandschuren heimlich das chinesische Heer verließen und zu den Russen übergingen. Ihnen gefiel das freie unabhängige Leben der russischen Pelzjäger, welches wie der Tag von der Nacht von dem sklavischen Leben verschieden war, das sie bisher geführt hatten.

Der Fürst Gantimur, einer der höchsten Würdenträger des chinesischen Reichs und außerdem noch Verwandter des Kaisers, war der Anführer dieser Mongolen-Truppe. Die Russen nahmen den Fürsten so gut auf, daß er, in Nertschinsk angelangt, sich Mühe gab, einen seiner Verwandten, der ebenfalls eine bedeutende Heeresabtheilung befehligte, nach Rußland zu locken. Sobald das Gerücht davon zu den Ohren des chinesischen Kai[illegible]s gekommen war, schickte er Boten nach Nertschinsk, [illegible]m durch Schmeicheleien und Geschenke den Fürsten zu [illegible]e-

wegen, wieder zurückzukehren. Seine Bemühungen blieben jedoch vergeblich. Der Fürst ließ sich weder durch die verheißenen Ehrenstellen, noch durch die aus einem goldenen Schilde und drei mit Gold gefüllten Körben bestehenden Geschenke zur Rückkehr nach China bewegen. Er blieb Rußland treu und ließ sich mit seinem Sohne taufen. Die Fürsten Gantimur erwiesen ihrem neuen Vaterlande die wesentlichsten Dienste; ihnen vornehmlich hatte man es zu verdanken, daß die Ruhe in den Grenzländern nicht gestört wurde, indem sie die Flucht dreier Burjätenstämme nach China verhinderten und die Mongolenhorden zurücktrieben, die damals in Rußland eingefallen waren. Aus der mit dem Fürsten Gantimur nach Sibirien gekommenen Schaar bildete sich mit der Zeit ein ganzer Stamm, die Tungusen genannt, der jetzt bereits mehr als 50,000 Seelen zählt. Ein großer Theil derselben bekennt sich zum Lamaismus; die übrigen sind Schamanen und nur einige wenige haben die christliche Religion angenommen.

Die Tungusen werden ebenso wie die Burjäten in Stämme eingetheilt und führen ein Nomadenleben.

Der Tunguse ist ein geborener Jäger und Fischer, der die größten Strapazen auf wahrhaft bewunderungswürdige Weise zu ertragen vermag. Durch den Hunger gezwungen, seine Jurte zu verlassen, verfolgt er, mit der Ponäga auf dem Rücken und mit der Flinte auf der Schulter, oft Tage lang die Spuren eines Wildes, um sich und seiner Familie den nöthigen Lebensunterhalt zu verschaffen. Wenn er so glücklich gewesen ist, ein größeres Thier zu erlegen, so schneidet er ein Stück Fleisch davon ab und kehrt damit zu seiner Jurte zurück, um gleich darauf mit der ganzen Familie seinen Wohnplatz da auf-
…hlagen, wo er das getödtete Thier zurückgelassen hat.
…r lebt er dann so lange, bis der Fleischvorrath zu
…e ist und geht dann wieder auf neue Beute aus,

während die Seinigen ihm mit dem ganzen Hausstande langsam nachfolgen, um gleich an Ort und Stelle zu sein, wenn er wieder ein größeres Thier getödtet hat. Dieses Herumziehen von einem Orte zum andern findet sowohl im Sommer, als auch im Winter statt, und bildet das curriculum vitae des Tungusen. Im Monat März ist der tiefe Schnee in den Schluchten mit einer so festen Eisrinde bedeckt, daß der Jäger auf seinen langen Schneeschuhen mit Leichtigkeit darüber gleiten kann, während die größeren Thiere darin durchbrechen und dadurch im Laufe behindert werden. Diesen Umstand benutzt der Tunguse, um mit seinen Hunden das Wild zu verfolgen. Häufig macht er dabei nicht einmal Gebrauch von seiner Flinte, weil er dem Thiere so nahe kommen kann, daß ein derber Schlag mit dem Knüttel genügend ist, es zu tödten.

In diesem Monat werden vornehmlich Elennthiere, Antilopen, wilde Schweine, Hirsche und Rehe gejagt. Die Gefahren, mit welchen die Jagd verknüpft ist, ebenso wie die häufigen Mißerfolge derselben, veranlassen den Tungusen, auch noch Fischfang zu treiben, der ihm ein ergiebigeres Feld zur Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse eröffnet. Im Monat April, wenn die Flüsse sich schon von ihrer Eisdecke befreit haben, und die Fische stromaufwärts ziehen, um an abgelegenen, schilfigen Stellen ihre Laichzeit zu halten, ziehen die Fischer ein Netz quer über den Fluß und machen auf diese leichte Art eine reiche Ausbeute von Fischen. Nie salzt der Tunguse die Fische ein, sondern läßt sie an der Sonne dörren und hängt sie dann unter besonders zu diesem Zwecke errichteten Schutzdächern auf als Reserve-Proviant für den nächsten Monat, der für sie der ungünstigste im ganzen Jahre ist.

Für den Monat Mai bereiten die Tungusen sich

im Herbste Lockstellen für das Wild vor, indem sie an verschiedenen Orten das Gebüsch zwischen den Schluchten verbrennen, in Folge dessen sich hier, wenn die Frühlingssonne den Schnee geschmolzen hat, der schönste Graswuchs zeigt. Hieher kommen dann Nachts die Hirsche und wilden Ziegen, um zu äsen; doch fällt es schwer, sich ihnen auf Schußweite zu nähern, weil diese Thiere eine sehr scharfe Witterung haben und der Jäger kann schon von Glück sagen, der im Verlaufe eines Monats drei wilde Ziegen und einen Hirsch erlegt hat. Die Tungusen halten sich zu dieser Zeit in den großen Schluchten auf, in deren Nähe sich die Bockstellen befinden, ohne sich jedoch weit von den Flüssen zu entfernen, in welchen sie ihre Netze aufgestellt haben.

Für den besten Monat des Jahres gilt der Juni, weil in diesem die Jagd auf das Rothwild am ergiebigsten ist. Die Antilope hält sich vorzugsweise in gebirgigen Gegenden auf und es ist daher leichter unter dem Schutze der Felsen sich derselben zu nähern und sie zu tödten. Ganz besonders werden die mit Blut angefüllten Hörner dieser Thiere geschätzt, die von den Chinesen als Arzneimittel gebraucht und deshalb sehr gut bezahlt werden.

Das Fleisch und das Fell behält der Tunguse für sich; die Hörner aber vertauscht er gegen Thee, Tabak, Salz, Blei, Pulver und Getreide, und eine einzige glückliche Jagd gewährt ihm sonach die Mittel, sich und seine Familie mit diesen für ihn unentbehrlichen Gegenständen auf längere Zeit zu versorgen.

Im Juli verlassen die Tungusen das Gebirge und ziehen an die größeren Flüsse und Seen, um sich hier mit dem Fischfange zu beschäftigen, wobei sie sich kleiner, us Pferdehaaren geflochtener Netze bedienen. Sie werfen iese Netze von einem schmalen, aus Birkenrinde verfertigen Boote aus, welches höchstens zwei bis drei Personen

zu tragen im Stande ist. Dieser Fischfang pflegt sehr ergiebig zu sein und zwar besonders gegen Ende des Monats, wenn die windstillen Nächte es möglich machen, mit brennenden Fackeln die Gewässer zu befahren und die durch den Lichtschein an die Oberfläche des Wassers gelockten Fische zu harpuniren. Zu dieser Zeit werden häufig auch Elennthiere erlegt, die sich Nachts in das Wasser begeben, um sich an ihrer Lieblingsspeise, einer gewissen Wasserpflanze gütlich zu thun. — Im Monat August beginnt die Jagd auf die Wasservögel, von denen eine große Menge besonders zu Anfang dieses Monats getödtet wird, wenn die jungen Vögel noch nicht vollständig flügge geworden sind. Die Tungusen essen das Fleisch aller Vögel, mit Ausnahme der Schwäne, die Federn aber und Daunen vertauschen sie gegen Tabak und kleinere Schmucksachen, wie Ringe, Ohrringe u. s. w.

In der zweiten Hälfte des August ziehen sie wieder in das Gebirge, um dort die fetten Tarabagans aus ihren Höhlen auszuräuchern. Die Felle dieser kleinen Thiere werden entweder zur Ausschmückung ihrer Kleider gebraucht oder an Kaufleute gegen Tabak, Pulver und Blei vertauscht. Im Herbste sind die Tarabagans so fett, daß sie fast ganz aus Speckschwarten bestehen, die bei den Tungusen als ganz vorzüglicher Leckerbissen gelten. Am Anfange des Septembers, wenn die Blätter von den Bäumen abfallen, ziehen die unermüdlichen Jäger in die waldigen Schluchten, um von neuem das Rothwild zu jagen. Ueberhaupt haben die Tungusen in diesem Monat mehr Fleisch als zu irgend einer andern Jahreszeit, und ist die Jagd unergiebig ausgefallen, so müssen die Waldbeeren ihren Hunger stillen. Auffallend ist es, daß sie von diesen Beeren nur die Rauschbeeren und Schlehe[n] essen, die Moosbeeren aber, Brombeeren, Preißelbeer[en] und alle andern für schädlich halten. Zu dieser Ze[it]

reifen auch die Zedernüsse, die von ihnen sammt der Schale gegessen werden. Als ein ganz besonderer Leckerbissen gilt gedörrtes Fleisch mit Zedernüssen vermengt, was beim Thee die Stelle des Brotes vertritt. Nachdem dann zu Anfange des Oktobers die Tungusen ihren Vorrath von Fischen für den Winter eingesammelt haben, machen sie sich an ihr Hauptgeschäft, d. h. an die Jagd auf die Pelzthiere, wie Zobel, Füchse, Bären, Wölfe, Fischottern, Marder, Eichhörnchen u. s. w., die größtentheils in Fallen von ihnen gefangen werden. Nachdem sie den ganzen Monat November in den Wäldern zugebracht haben, begeben sie sich in den ersten Tagen des Dezembers nach den zur Errichtung des Jassak (Kronsabgabe) bestimmten Orten, an welchen auch der Verkauf der Felle stattfindet. Die Zeit und der Ort, welche die Regierung zur Errichtung des Jassak festgesetzt hat, nennen die Tungusen „Jahrmarkt," weil sich hier viele Pelzhändler einfinden, welche die Felle gegen Getreide eintauschen. Nach Beendigung des Jahrmarkts kehren die Tungusen wieder in ihre Wälder zu ihrer gewöhnlichen Beschäftigung zurück.

Der Gesichtstypus der Tungusen läßt ihre mongolische Abstammung deutlich erkennen. Die Stirn ist in der Regel hoch und gewölbt; die geschlitzten Augen ziehen sich sammt den Augenbrauen bis dicht an die Nasenwurzel; das Kinn ist spitz; die Hautfarbe bräunlich gelb; der Bartwuchs fehlt. Die Männer flechten ihre langen, straffen, schwarzen Haare in einen dicken Zopf zusammen. Außerdem tragen sie eine etwa drei Zoll breite Kopfbinde über der Stirne, die hinter den Ohren unter dem Kopfe zusammengebunden wird. Der Knochenbau der Tungusen ist stark; ihre Muskeln sind von Natur zwar nur wenig entwickelt, aber durch häufige Uebung gestählt. Ungemein mager sind die Waden, was um so auffallender ist, da die Tungusen ein beständiges Wanderleben führen. Der

Tunguse zeichnet sich durch Thätigkeit und Liebe zur Freiheit aus und nur die größte Noth kann ihn zwingen, sich im Herbste bei den russischen Bauern als Arbeiter zu vermiethen. Die Russen loben sehr die Tungusischen Arbeiter, weil sie außerordentlich fleißig, geschickt und dabei stets fröhlich und guter Dinge sind. Die Männer sind dienstfertig, offenherzig und sehr gesprächig, sowie in ihrer Lebensart mäßig und nüchtern. Die Heimat des Tungusen ist der rauschende Wald, dessen verborgenste Schlupfwinkel er kennt. Seine Kleidung, die im Sommer aus einem Anzuge von Sämisch-Leder, im Winter aber aus Pelzwerk besteht, ist stets reinlich und zeichnet sich durch eine gewisse Eleganz vor der Tracht der Burjäten aus. Besonders geschickt sind die Weiber im Gerben der Häute, die zuerst eingeweicht, dann durchräuchert und mit Fischthran eingeschmiert werden. Aus den Rennthierfellen verfertigen sie ihre Kleidung, wobei sie sich statt des Zwirnes der Rennthiersehnen bedienen. Nicht minder geschickt sind sie in der Verfertigung von Körben, die sie der Dauerhaftigkeit wegen mit Leder umnähen, das mit rothem Bande umsäumt ist. Die Wiegen der Tungusen bestehen aus zwei Körben, deren Enden durch einen hölzernen Nagel derartig verbunden sind, daß sie einen stumpfen Winkel bilden, so daß der eine Korb dem Kinde beim Sitzen als Lehne dient. Sehr reinlich sind auch ihre Jurten gehalten, die aus einem leichten Holzgerüste bestehen, welches im Sommer mit Birkenrinde, im Winter mit Rennthierfellen bedeckt ist und durch eine an Riemen hängende Thüre den Eingang in das Innere des Raumes ermöglicht.

Folgende Gegenstände bilden den unentbehrlichen Hausrath eines jeden Tungusen und werden von ihm auf seinen Jagdzügen stets mitgenommen: eine Lanze aus starkem Birkenholz mit einer eisernen Spitze, deren er sich

auf der Bärenjagd bedient; eine Flinte mit Feuerstein-schloß; ein Wedel aus Pferdehaaren zur Abwehr der Fliegen und Mücken; eine kleine chinesische Pfeife aus Blech; ein dünnes, anderthalb Fuß langes und fünf Zoll breites Brettchen, Poljäna, welches vermittelst zweier Riemen über die Schultern geworfen und wie ein Ranzen getragen wird. An diese Poljäna werden die Kleidungs-stücke gehängt, die sie mit sich führen, damit sie glatt auf dem Rücken aufliegen und das Gehen nicht behindern. Das etwa drei Meter lange Boot wird vermittelst einer Balancirstange fortbewegt, die an beiden Enden schaufel-förmig ausläuft und in deren Handhabung die Tungusen eine ganz besondere Geschicklichkeit zeigen. Drei mit sol-chen Ruderstangen versehene Tungusen bewegen ihr leichtes Boot selbst gegen den Wind und die stärkste Strömung mit einer Schnelligkeit fort, die der eines Dampfschiffes gleich kommt. Das weibliche Geschlecht befindet sich, wie dies fast bei allen orientalischen Völkern der Fall ist, in einer sklavischen Abhängigkeit von dem männlichen. Die Weiber bauen die Wohnung, gerben die Häute, verfertigen die Kleidungsstücke, bereiten die Speisen — mit einem Worte: ohne sein Weib würde der Tunguse unter den gegenwärtig bestehenden Verhältnissen nicht existiren können.



Die Donische Steppe.

Von der Donischen Steppe erhält man ganz verschiedene Begriffe, je nachdem man sie zu Beginn des Frühlings sieht, wo sie mit saftigen Gräsern und dem schönsten Blumenflor bedeckt ist, oder in der Hitze des Sommers, wo der Weg über eine unabsehbare, öde, baumlose, mit vertrocknetem Grase bedeckte Ebene führt, über welche ein beständig wolkenloser Himmel sich wölbt und die Sonne die volle Gluth ihrer Strahlen ergießt. Hunderte von Wersten weit trifft man nicht einen Getreidehalm an, während man zu dieser Zeit in den großrussischen Provinzen durch üppige Getreidefelder wie durch einen Wald wandelt. Zwar wird auch in der Donischen Steppe Getreide gebaut, doch findet dies nicht in der Nähe der Poststraßen statt. Nur der bleiche Wermuth und die immergrüne Wolfsmilch erheben melancholisch ihre Häupter über den ausgedörrten Erdboden und nur hie und da verkündet uns in der Ferne die einsame Strohhütte eines Feldhüters das Daheim eines lebenden Wesens. Der Schweiß fließt stromweise von der Stirne des ermüdeten Reisenden; vom Durste gequält, späht er vergeblich nach einer frischen Quelle oder nach dem kühlen Schatten eines Baumes und sieht sich schmerzlich enttäuscht wenn der am Horizonte sichtbar werdende bläuliche Streifen, der ihm die Nähe des so heiß ersehnten Wassers zu verkünden scheint, sich beim Näherkommen als eine optische Täuschung

erweist. Oftmals endet der Sommer, ohne daß ein einziger Regentropfen die lechzenden Fluren erquickt hat. In dieser Hinsicht bietet die Donische Steppe ein merkwürdiges Phänomen dar. Zuweilen fällt, wie gesagt, den ganzen Sommer über kein Regentropfen; zuweilen aber stürzt ein furchtbarer Platzregen wie aus Eimern vom Himmel herab und bildet Gießbäche, die hunderte von Heuschobern und Hütten mit sich fortschwemmen und eine schreckliche Verheerung in der Steppe anrichten, wenn sie längere Zeit anhalten. In einem Augenblicke verwandelt sich der fußhohe Staub der Wege in ein Schlammmeer, durch welches die durchnäßten, erschöpften Pferde nur mit der äußersten Anstrengung die Telege fortschleppen können. Ein Orkan in der Steppe gewährt ein wahrhaft furchtbares Schauspiel. An einem trüben Tage erhebt sich plötzlich eine schwarze Staubwolke hoch in die Luft; ängstlich verbergen sich die Vögel im Grase; das Vieh sucht seinen Zufluchtsort hinter Zäunen und Gesträuchen; das Wasser der Flüsse stürzt schäumend aus seinem Bette und überschwemmt weithin die Ufer, während es in der Luft kracht und donnert, als ob hundert Geschütze entladen würden. So schnell wie er gekommen, verschwindet aber auch der Orkan und nur die von den Kirchenthürmen gerissenen Kreuze, die ihrer Dächer entblößten Häuser und die ihrer Flügel beraubten Windmühlen verkünden, daß das Ganze kein Phantasiegebilde, sondern die baare, nackte Wirklichkeit gewesen sei.

Großen Schaden verursachen die auf der Steppe in ungeheurer Menge vorkommenden Susliki (Zieselmäuse) deren Lieblingsnahrung die noch grünen Saaten sind. Haufenweise sieht man sie vor ihren Löchern sich herum-
...mmeln, doch sind sie äußerst scheu und es fällt schwer,
...r habhaft zu werden. Das einzige Mittel, sich dieser
...dlichen Geschöpfe zu entledigen, besteht darin, Wasser

in ihre Löcher zu gießen und sie zu ersäufen oder auszuräuchern. Früher war jeder Bauer verpflichtet, jährlich wenigstens hundert Zieselmäuse auf seinen Feldern zu tödten; jetzt, wo dies nicht mehr der Fall ist, hat sich die Zahl der Susliki in's Unendliche vermehrt. Ein noch schrecklicherer Feind der Donischen Steppe ist aber die Heuschrecke. Schwarzen Gewitterwolken gleich stürzen unabsehbare Schwärme dieser gefräßigen Thiere auf die Erde nieder und weder Lärm noch Pferdegetrappel, weder Wasser noch Feuer vermag sie von dem Orte zu verscheuchen, wo sie sich einmal niedergelassen haben. In einem Augenblicke sind die blühendsten Saaten von ihnen aufgefressen und die Bäume ihres Blätterschmuckes beraubt. Ehe sie sterben, graben sie ihre Eier 1 bis 1½ Zoll tief in die Erde ein, aus denen dann im folgenden Jahre die jungen, noch ungeflügelten Heuschrecken hervorkriechen, die, weil sie sich nur langsam fortbewegen können, von den Bauern mit Eggen zusammengescharrt werden, an welche Reisig befestigt ist, und deshalb auch leichter zu vertilgen sind als die schon völlig ausgewachsenen geflügelten Insekten. Hunderttausende von ihnen werden von den Vögeln vertilgt, die jedem Heuschreckenschwarme folgen, aber was will dies gegen die Millionen und abermals Millionen bedeuten, die ein einziger Schwarm enthält! Die einzige Rettung vor ihnen ist ein heftiger Sturmwind, der sie in's Schwarze Meer weht, wo dann ihre in Verwesung übergehenden Leichname meilenweit die Luft verpesten.

Doch nicht immer hat die Steppe ein so trostloses Aussehen; nicht immer sendet die Sonne ihre glühenden Strahlen auf sie herab und nicht überall finden Verwüstungen durch die Heuschrecken statt. Man schaue nur auf den bunten Blumenflor, der meilenweit die in de Nähe von Flüßen liegenden Wiesen bedeckt; man treff nur auf eine Bakscha, d. h. einen ungeheuren, oft mehrer

10 Morgen großen Gemüsegarten, in welchem riesige Kürbisse, Wassermelonen, Gurken, Sonnenblumen und Melonen mit goldenem Glanze durch die grünen Ranken schimmern. Die Wassermelonen, deren Fleisch äußerst saftig und erfrischend ist, sind hier so billig, daß man eine ganze Fuhre davon für einen Rubel kaufen kann. Auch eine Menge von wildem Geflügel giebt es auf der Donischen Steppe, wie die Trappe, das Feld- und Steppenhuhn, welches letztere nur in den Steppen Rußlands angetroffen wird und so scheu ist, daß es nicht anders zum Schusse gebracht werden kann, als wenn der Jäger, auf einer Telege liegend, in großen, sich allmälig verengernden Kreisen um dasselbe herumfährt. Von Hochwild kommen hier nur die wilde Ziege und der Saigak (eine Art Antilope) vor, dessen Schnelligkeit bei den Steppenbewohnern sprichwörtlich geworden ist. Den Hauptreichthum aber der Kosaken bildet das schöne Vieh, Pferde, Hornvieh und Schafe, welches das ganze Jahr über unter freiem Himmel weidet und von hier nach den nördlichen Provinzen des Reiches zum Verkaufe ausgeführt wird.

Reisebilder aus der Krim.

Rasch glitt der spitze Kiel des Dampfers „Argonaut“ durch die schäumenden Wellen des Meeres, welches seinen Namen „das Schwarze“ wohl ebenso wenig verdient, wie das Rothe und Gelbe Meer. Schwarz sieht es eben nur in der Nacht aus.

In achtzehn Stunden legten wir modernen Argonauten bei heiterem, mildem Herbstwetter die fünfzig Meilen von Odessa nach der Krim zurück und mit lautem Jubelruf begrüßten wir den schlanken Kirchthurm des Krim'schen Neapels, Jalta, welches sich malerisch an einen der waldbewachsenen Abhänge der Jaila anlehnt.

Jalta besteht aus nur zwei Straßen, die, parallel mit einander laufend, sich im Halbkreise längs des flachen Meeres-Ufers hinziehen, so daß oftmals bei hohem Wellenschlage der die äußere Straße umkränzende Boulevard vom Schaum arg bespritzt wird. Das Städtchen ist nur ein Miniaturbild, aber von so großartig erhabenem Rahmen eingefaßt, daß der trunkene Blick des Schauenden kaum weiß, auf welchem Punkte er vorzugsweise ruhen solle, ob auf dem jäh hinter der Stadt bis zu einer Höhe von 700 Metern aufsteigenden Gebirge, das mit hochstämmigen Fichten, Eichen und mächtigen Wallnußbäumen bedeckt ist, oder auf dem mit Weingärten und zierlichen Landhäusern geschmückten Hügel, über den eine trefflich Chaussee nach dem eine halbe Meile von Jalta entfernten

Livadia führt, dessen hellfarbiges Schloß aus dem Dunkel seines Parkes träumerisch in die Meeresfluthen hernieder schaut. Dieses Schloß, früher einem Grafen Pototzki gehörig, ist von dem Kaiser Alexander II. nach des Grafen Tode (1862) gekauft und der Kaiserin zum Geburtstagsgeschenke verehrt worden.

Die reine milde Luft, die hier, wie überhaupt auf der ganzen Südküste der Krim, selbst in der rauhen Jahreszeit herrscht, und die herrliche Lage dieses mit allen Reizen der Kunst und Natur ausgeschmückten Landsitzes, haben Livadia der kaiserlichen Familie besonders lieb gemacht, und es vergeht fast kein Jahr, wo dieselbe nicht einige Monate hier zubringt. Die Räumlichkeiten des Schlosses, das seiner Façade nach einer italienischen Villa gleicht, an Größe indessen dem einige Kilometer davon entfernten Lustschlosse des Großfürsten Konstantin, Orianda, bedeutend nachsteht, sind in letzter Zeit sehr erweitert worden; auch ist neben dem Schlosse eine schöne, kleine Hauskapelle aus weißem Marmor erbaut worden; sie bildet mit den prächtigen, im gothischen Stil erbauten Orangeriegebäuden einen herrlichen Schmuck des großen Parkes, der sich terrassenförmig bis an das Ufer des Meeres hinabzieht, wo ein elegantes Badehaus für die kaiserliche Familie errichtet ist.

Das Gewühl an der Landungstreppe hatte sich verzogen; eben stand ich im Begriffe, mich nach einem Hotel umzusehen, als ein derber Schlag auf die Schulter mir kund that, daß ich hier unvermutheter Weise auf einen alten Bekannten gestoßen sei. — „Herzlich willkommen bei uns!“ tönte es denn auch gleich darauf in deutscher Sprache, und das gutmüthige Gesicht des biedern Wasch-
mnn strahlte mir in der vollen Glorie eines reichlich ge-
ssenen Frühstücks entgegen. „Nun, das ist ja schön,
ß Sie wieder da sind! Lange habe ich mich danach

gesehnt, wieder einen Ausflug mit Ihnen zu machen, wie vor zwei Jahren; wissen Sie noch über den Tschatyr-Dagh nach Simferopol, wo wir uns in den Grote'schen Wäldern verirrten? Das war einmal ein Leben! Doch wo haben Sie denn die ganze Zeit gesteckt? Immer noch in dem staubigen Odessa?" — Vor lauter Fragen konnte ich kaum zum Antworten kommen, und darum will ich lieber gleich den Leser mit der Persönlichkeit meines Freundes bekannt machen, der, ein geborner Schlesier, vor etwa zwanzig Jahren seine Vaterstadt am Fuße des Riesengebirges verlassen hatte, um, wie es so viele seiner Landsleute und auch der Schreiber dieser Zeilen gethan hatte, sein Glück im weiten Rußland zu versuchen. Als Verwalter auf den Gütern eines reichen russischen Fürsten in der Krim, hatte er sich im Laufe von fünfzehn Jahren so viel erspart, daß er sich ein kleines Gütchen, d. h. einen Weinberg mit einem netten Wohnhäuschen und den dazu gehörigen Wirthschaftsgebäuden, kaufen konnte, von dessen Revenuen er, ein Wittwer mit zwei Töchtern, sorgenfrei lebte. Ich hatte vor zwei Jahren auf meiner ersten Reise in der Krim zufällig seine Bekanntschaft gemacht und ihn dann, seiner freundlichen Einladung folgend, einige Tage in seinem allerliebsten Daheim besucht. Nie werde ich die wunderbaren Nächte vergessen, die ich damals mit meinem liebenswürdigen Wirthe auf dem flachen Dache seines hoch auf dem Berge gelegenen, nach tartarischer Weise gebauten Hauses zubrachte; wir genossen die herrliche Fernsicht auf die tief zu unsern Füßen im hellen Mondlicht liegenden Weingärten, während aus der Ferne das dumpfe Anprallen der Meereswogen an die Ruinen einer alten genuesischen Burg Träume an eine längst verschwundene Vergangenheit in meiner Seele wachriefen. Die feierlich Stille der Nacht unterbrach nur dann und wann de langgedehnte Ruf des tartarischen Wächters, der mit einen

mit Salz geladenen Flinte auf dem Dache des Weinkellers Posto gefaßt hatte, um durch die von Zeit zu Zeit abgefeuerten Schreckschüsse die vier- und zweibeinigen Diebe in geziemender Entfernung von den reifenden Trauben zu erhalten. Dann ergriff auch wohl Waschmann auf meine Bitte das alte, verbogene Waldhorn, das er einst von einem reisenden böhmischen Musikanten erhandelt hatte und die herrlichen Klänge des Liedes „Von der Alpe tönt das Horn" vermischten sich mit dem dumpfen Rauschen der Meereswogen und hallten melodisch, wie leises Echo, von den steilen Wänden der Jaila durch die mit Duft und Mondschein erfüllte Luft. Eine solche Nacht in der Krim muß man erlebt haben, um den Zauber zu verstehen, den dieses glückliche Gefilde auf alle die ausgeübt hat, welche es einmal betreten haben. Und wie das Land, so auch die Bewohner desselben, unter denen die Tartaren der Zahl nach den ersten Platz einnehmen. Selten habe ich einen schöneren Menschenschlag gesehen als hier, wo die Schönheit der Natur auch der Gestalt des Menschen ihren Stempel aufgedrückt hat; besonders aber zeichnen sich die jungen tartarischen Mädchen durch ihren schlanken Körperbau, durch ihre wunderschönen Gazellenaugen und durch ihre natürliche Anmuth aus.

Zwei Tage lang hatte ich mit meinem Gastfreunde die nächsten Umgebungen von Jalta in Augenschein genommen, namentlich auch das schön gelegene griechische Dorf A-utka und das kaiserliche Lustschloß zu Livadia. Der Argonaut war nach Odessa zurückgekehrt, die See ging hoch und machte das Baden unmöglich (Jalta ist ein von Südrußland aus vielbesuchtes Seebad); ich blieb, denn ich gedachte noch das Innere der Halbinsel zu bechen.

Die aufgehende Sonne des folgenden Tages fand mich mit den kurzen Vorbereitungen zu meiner Reise be-

schäftigt. Meine Habseligkeiten in ein kleines Felleisen gepackt, wurden auf den Sattel des kräftigen Braunen geschnallt, den ich von meinem alten Freunde Abdullah' gemiethet hatte. Ein herrlicher Anblick bot sich mir dar, als ich die steile Uferhöhe hinauftrabend, von der zu beiden Seiten des Weges silberhelle Bächlein herabrieselten, tief unten zu meinen Füßen das brausende Meer und dicht vor mir die majestätische Jaila erblickte, aus deren dunkeln Laubpartieen hier und da ein weißes Landhäuschen hervorschimmerte. Immer steiler und steiler wurde der von einem niedrigen Steinwalle umfriedete Weg, der so eng ist, daß zwei Wagen nur mit Mühe sich ausweichen können. Von dem Thore des Baidarthales zieht sich diese wohl einzig in ihrer Art dastehende Kunststraße die Jaila herab, bei dem wunderschönen Lustschlosse des Fürsten Woronzow, Alupka, vorbei, bis nach Jalta, indem sie die Parks von Livadia und Orianda durchschneidet, und endet erst in dem vier Meilen von Jalta entfernten Aluschta, einem großen Tartarendorfe, von wo die Poststraße über den Tschatyr-Dagh nach Simferopol führt. Ehe dieser Weg vor etwa 37 Jahren von dem Fürsten Woronzow angelegt war, der als General-Gouverneur von Südrußland außerordentlich viel für die Krim gethan hat, war das Reisen zu Wagen hier geradezu ein Ding der Unmöglichkeit, während man jetzt in bequemer Kalesche die in beständigem Zickzack sich bewegende Straße hinunter rollen kann.

Nach einer Stunde scharfen Rittes hatte ich den Höhepunkt des Weges erreicht und vor meinen Blicken erhob sich der Agu-Dagh oder Bärenberg, ein ungeheurer, weit in das Meer hinaus ragender Berg, der aber eher die Gestalt eines liegenden Elephanten, als die eines Bär[illegible] hat; einige Kilometer vor ihm liegt an einer klein[illegible] Bucht der reizende Landsitz des Senators Fundukl[illegible]

Yursuff, neben dem Tartarendorfe gleichen Namens, das terassenförmig auf dem zu einer beträchtlichen Höhe ansteigenden Meeresufer angelegt ist. Der Garten von Yursuff ist einer der schönsten auf der ganzen Südküste und zeichnet sich durch die große Mannichfaltigkeit seiner Bäume, wie durch seinen Blumenflor aus, auf welchen eine ganz besondere Sorgfalt gewandt ist. Hier siehst Du die herrliche Magnolia als stattlichen Baum mit ihren schneeweißen Blumen neben dem dunkelblättrigen Lorbeerbaume und der pyramidenförmigen Cypresse, zwischen denen das smaragdengrüne Laub des Mandelbaumes und das silberfarbene Blattwerk der Olive und Königspappel lieblich hindurchschimmern. Von ganz besonderem Interesse für mich war die lange Kürbisallee, aus Spalieren gebildet, an denen sich zahllose Kürbispflanzen emporranken, um dann von der Höhe ihre Früchte in Form von geraden, oft über 2 M. langen, armdicken Flaschen herabhängen zu lassen. Das Wachsthum dieser sogenannten Flaschenkürbisse ist so schnell, daß man es beinahe mit dem bloßen Auge bemerken kann; die zahlreichen Einschnitte auf manchen zeigen an, wie weit an jedem Tage das Wachsthum vorgeschritten ist. Einen Nutzen für die Wirthschaft haben diese Kürbisse nicht, weil sie kein Fleisch, sondern nur einen dicken, gelblichen Saft enthalten. Getrocknet und ihres Inhalts entleert dienen sie den Tartaren zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten.

Zu Yursuff, wie auf jedem größeren Landgute in der Krim, zu welchem Weingärten gehören, befindet sich ein großartiger, steinerner Weinkeller, der ganz das Aussehen eines stattlichen Wohngebäudes hat. Da die Tartaren wohl Wein bauen, aber nach dem Gebote des Koran er bereiten noch trinken dürfen, so wird der Ertrag tartarischen Weingärten von den russischen Gutsbesitzern ekauft und verwerthet. Der beste Wein gedeiht hier

auf Schieferboden und für eine einzige Dessätine (circa 2 Morgen) eines solchen Weingartens wird die Summe von circa 1000 Rubeln bezahlt; doch giebt sie auch in guten Jahren einen Ertrag von 250 bis 300 Rubeln. Ehe die Eisenbahnverbindung zwischen Südrußland und dem Innern des Reiches zu Stande gekommen war, beschränkte sich der Verbrauch des Krim'schen Weines, der sich durch ein angenehmes Aroma auszeichnet, vorzugsweise auf Odessa und Südrußland; jetzt jedoch gibt es fast keine einigermaßen bedeutende Kreisstadt in Südrußland, wo derselbe nicht erfolgreich mit den ausländischen Weinen konkurrirt, wovon sich bereits die französischen Weinreisenden sehr zu ihrem Nachtheile überzeugt haben.

Eine nicht minder wichtige Rolle unter den Landesprodukten spielt der Tabak, dessen Kultur größtentheils in den Händen der Tartaren und Griechen ist. Hauptbedingungen eines guten Gedeihens sind die abschüssige Lage der Oertlichkeit und das Vorhandensein einer Quelle, deren Wasser, von kleinen Tartaren-Kindern in die tiefen Furchen der mit Tabakspflanzen bestandenen Beete geleitet, langsam hinabsickert und so dem Boden die erforderliche Feuchtigkeit giebt. Der Krim'sche Tabak ist sehr leicht, hat eine schöne hellgelbe Farbe und wird von den Odessaer Tabakshändlern den Nicht-Kennern oft für türkischen verkauft. Die größten Tabakspflanzungen in der Krim befinden sich bei Eupatoria, dessen Einwohner größtentheils Tartaren und Karaiten (eine jüdische Sekte) sind.

Die Region der Obstgärten beginnt erst hinter dem Bärenberge in Partenit, einem von Jalta etwa $3^1/_2$ Meilen entfernten Tartarendorfe, in dessen Nähe Freund Waschmann sein bescheidenes Daheim besaß. Der Abend dämmerte bereits, als ich den Hügel hinauftrabte, dessen Gip

das Häuschen meines Krim'schen Gastfreundes gleich einer Krone schmückte. Auf derselben Stelle, wo ich ihn vor zwei Jahren verlassen hatte, lag wieder der tartarische Wächter, die wohlbekannte Flinte mit dem Feuersteinschlosse zur Seite und lugte nach den Dieben aus; vor der Thüre des mit Epheu umkränzten Häuschens aber stand Waschmann, der Tags vorher schon nach Hause zurückgekehrt war und blies mir auf dem alten Waldhorn einen fröhlichen Gruß entgegen.

„Nun, das ist schön, daß Sie Wort gehalten haben!" rief er mir zu, als ich in den Hof sprengte. „Jeannette fürchtete schon, daß sie Ihr Lieblingsgericht umsonst bereitet hätte und Anna meinte gar, daß Sie vom Bärenberge sammt Ihrem Bucephalus in das Meer gestürzt wären." Mit diesen Worten führte mich mein freundlicher Wirth in das trauliche Wohnstübchen, wo meiner ein noch freundlicherer Anblick harrte. Zwei junge, bildschöne Mädchen traten mir mit dem traulichen Gruße einer alten Bekanntschaft entgegen, zwei echte Kinder der Berge, mit den tiefblauen seelenvollen Augen, die man eben nur bei unsern deutschen Mädchen findet. Eine natürliche Anmuth, die um so reizender erschien, je ungekünstelter sie war, ersetzte mehr als zur Genüge den feinen gesellschaftlichen Schliff, der in der großen Welt als Haupterforderniß der Bildung einer jungen Dame gilt.

Ein heiteres Gespräch würzte das einfache Abendmahl und schon krähten die Hähne, als ich mein Lager in dem kleinen Erkerzimmer aufsuchte und noch einen letzten Blick auf die stille, im glänzenden Mondschein vor mir ruhende Landschaft warf. Unwillkürlich fielen mir bei diesem schönen Anblicke die herrlichen Worte der „Mondnacht" von unserm Eichendorff ein:

Es war, als hätte der Himmel
Die Erde still geküßt,
Daß sie im Blütenschimmer
Von ihm nun träumen müßt'.

Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog durch die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus.

Es war im Familienrathe beschlossen worden, daß Waschmann zu Pferde, Jeannette und Anna aber in ihrem kleinen Pony-Wägelchen mich bis Bachtschi-ßarai begleiten sollten, was etwa 5 Meilen in gerader Richtung von ihrem Gute entfernt lag. Da der Felsenhof — so hatte mein Freund sein Daheim genannt — seitab von der Kunststraße liegt, die nach Aluschta führt, so mußten wir erst eine Meile auf dem schmalen, kaum befahrbaren Wege längs des hier ziemlich steilen Meeresufers zurücklegen, ehe wir dieselbe erreichten. Von hier aus präsentirt sich nun zum ersten Male der von dunkeln Wäldern umkränzte Tschatyr-Dagh in seiner vollen Majestät, ihm zur Seite ein etwas niedrigerer Berg, der sogenannte Katharinensitz, den Katharina II. bestiegen haben soll, um von dort aus die entzückende Aussicht über das herrliche Panorama der Südküste zu genießen.

In Aluschta, das hart an dem Fuße des Tschatyr-Dagh liegt und durch seine schönen Aepfel berühmt ist, die von hier aus nach Petersburg und Moskau versandt werden, kehrten wir bei dem tartarischen Gastfreunde Waschmanns, dem reichen Ali-Ben-Muhamed ein — denn Gasthäuser gibt es in dieser glücklichen Gegend nicht — und dem mit der Sitte und Sprache des Landes unbekannten Fremdlinge würde es schwer werden, hier ei Unterkommen zu finden. Ali-Ben-Muhamed, ein ehrwürdiger Greis, mit einem grünen Turban auf den

Haupte, ein Zeichen, daß er auf dem Grabe des Propheten zu Mekka gewesen war, empfing uns mit echt orientalischer Gastfreundschaft, d. h. er stellte sich und sein ganzes Haus zu unserer Disposition. Der Erfrischung, die uns bald darauf vorgesetzt wurde, einem Kompot aus Rosenblättern, konnte ich keinen rechten Geschmack abgewinnen; so schön auch die Rosen duften, so schlecht schmecken sie — dachte ich und entschädigte mich dafür an den schönen Malaga-Weintrauben, die so eben gepflückt worden waren.

Das Dorf Aluschta bietet außer den Ruinen der alten genuesischen Burg, von der nur noch die vier äußern Eckthürme sich erhalten haben, wenig Bemerkenswerthes dar. Als Badeort ist es bisher nicht benutzt worden, trotzdem die unmittelbare Nähe des Meeres und das sandige, steinfreie Ufer es besser dazu qualifiziren würden, als so manche andere am Ufer des Schwarzen Meeres gelegene Ortschaften. Als wir in Begleitung unseres Wirthes und seiner Söhne einen Spaziergang längs dem Strande machten, und auf die jetzt spiegelglatte Fläche des Meeres blickten, bemerkten wir in einer Entfernung von nicht mehr als fünfhundert Schritten vom Ufer einige schwarzglänzende Punkte, die blitzesschnell über das Wasser sich erhoben, um ebenso schnell wieder in demselben zu verschwinden. „Die Fische sind angekommen! Allahu Ekber!“ schrie Ali-Ben-Muhamed, „und zwar, wie es scheint, in ziemlich bedeutender Menge.“ Dann erklärte er uns, daß die schwarzglänzenden Punkte Delphine seien, die sich stets im Gefolge großer Schaaren von Fischen zeigen, um Jagd auf dieselben zu machen.

Die jungen Leute hatten sich bereits früher auf einen Wink des Vaters entfernt und kehrten bald darauf in Begleitung einiger Tartaren zurück, die ein großes Netz auf den Schultern trugen. Eine Flinte, die einer von ihnen

bei sich hatte, wurde mir auf meinen Wunsch übergeben, da ich von einem Boote aus Jagd auf die schwarzen Seeräuber machen wollte. Im Nu waren einige Boote in's Wasser gezogen und bemannt, das Netz ausgeworfen und die beiden Enden desselben von zwei Booten in das offene Meer hinausgezogen, während ich, begleitet von dem jüngsten Sohne Ali's, einem muntern Burschen von 16 Jahren, der ein wenig Russisch radebrechte, den Zug eröffnete. Es ist außerordentlich schwer, einen Delphin zum Schuße zu bekommen, denn die blitzesschnelle, schlangenartige Bewegung seines Oberkörpers macht ein sicheres Zielen zu einem Dinge der Unmöglichkeit, und wenn auch unter 10 Schüssen, der eine oder andere getroffen haben mochte, so dürfte doch wohl das Entenschrot, mit dem die Flinte geladen war, dem guten Thier höchstens ein Kitzeln in der dicken Speckschwarte verursacht haben. Wieder an dem Ufer angelangt, fand ich bereits das Netz mit seinem reichen Inhalte auf dem Sande ausgebreitet und eine Menge tartarischer Weiber und Mädchen in voller Thätigkeit, ihre großen Körbe aus Weidengeflecht mit Fischen zu füllen, die mir dem äußern Anseh'n nach zum Geschlechte der Häringe zu gehören schienen. Die zahlreichen Seespinnen, Muschel- und Schalthiere, von denen der Grund des Netzes wimmelte, und die in Neapel für Delikatesse gelten, wurden, als der Beachtung nicht werth, wieder in's Meer geworfen.

Sobald man die Jaila erstiegen, und die letzten dem Norden zugekehrten Schluchten des Tschatyr-Dagh hinter sich hat, verändert sich die Scenerie wie mit einem Zauberschlage. Eine unabsehbare, mit kurzem Heidegras bewachsene Steppe dehnte sich vor uns aus, deren Eintönigkeit nur selten die bewegliche Hütte eines Schafhir[illegible] unterbricht. Bäume und Gesträuch kommen nur an tie[illegible] liegenden Orten vor, die eine lebendige Wasserquelle en[illegible]

halten, und an diesen haben sich denn auch vorzugsweise die Kolonisten angesiedelt, welche hieher aus dem südlichen Deutschland gekommen sind. Es gibt daher auch fast keine Kolonie in der Krim, deren Name das Wort „Thal“ nicht enthielte, wie Kronenthal bei Bulgarak, Rosenthal und Freudenthal, anderthalb Meilen von Simferopol, und Zürichthal, das in der Nähe der alt-tartarischen Stadt „Alt-Krim“ im östlichen Theile der Halbinsel liegt. Sämmtliche Kolonisten, denen ich auf meinen Wanderungen durch die Krim begegnet bin, zeichnen sich durch einen gewissen Wohlstand vortheilhaft vor den andern Landesbewohnern aus. Auf ihren gut gedüngten Feldern gedeiht der Weizen vortrefflich; außerdem aber bringen ihnen auch ihre Obstgärten, in denen die schönsten Aepfel- und Birnensorten kultivirt werden, sehr bedeutenden Gewinn. Vorzugsweise aber beschäftigen sich die Krim'schen Kolonisten, so wie ihre Brüder an der Molotschna im Jekaterinoslow'schen Gouvernement, mit der Schafzucht, zu welcher das Haideland sich vortrefflich eignet. Es gibt einzelne unter ihnen, die dadurch zu einem enormen Reichthum gelangt sind, wie z. B. der in ganz Südrußland wohlbekannte Kolonist Fein (vor einigen Jahren gestorben) der seine Wolle jährlich für 250,000 bis 300,000 Thaler in Odessa verkaufte. Fein war ein Original, und wenn man den alten Mann in seinem langen blauen Tuchrocke auf einem kleinen Leiterwagen nach einer seiner zahlreichen Schafhürden fahren sah, so hätte gewiß Niemand in ihm den Herrn einer fürstlichen Besitzung vermuthet, der seiner einzigen Tochter ein Vermögen von mehreren Millionen hinterlassen hat.

Bachtschi-ßarai, das Ziel unserer Reise, erblickt man erst wenn man dicht davor ist; denn plötzlich senkt sich der bisher in fast wagerechter Linie fortlaufende Weg, und nach einigen Minuten schon befindet man sich mitten

in dem Herzen der Stadt, die aus einer einzigen, wohl eine halbe Meile langen Straße besteht, deren kleine, einstöckige Häuserchen sich zu beiden Seiten an die kahlen Kalkberge anlehnen, welche die Stadt einschließen. Da, wo durch das Zurücktreten der Berge eine Erweiterung des Raumes eingetreten ist, liegt die alte Residenz der Tartarenkhane mit ihren hohen, schlanken Minarets und den Kuppeldächern ihrer Moscheen (Metschets), auf denen der goldene Halbmond glänzt, ein Bild aus Tausend und einer Nacht. Das Schloß selbst kann, so imposant es sich auch auf den ersten Anblick präsentirt, doch keineswegs auf architektonische Schönheit Anspruch machen. Es ist ein Komplex von verschiedenen aus rothen Ziegelsteinen errichteten Gebäuden, die einen großen viereckigen Hof einschließen, auf dessen linker Seite sich die beiden Moscheen befinden, von denen die eine ausschließlich zum Gebrauche der Khane diente. Zwischen den einzelnen Gebäuden liegen kleine parallelförmige Gärten, in deren Mitte sich ein rundes Bassin befindet, welches durch eine unterirdische Wasserleitung stets mit Wasser versorgt wird. In diesen Bassins badeten die Damen des Harems, und keinem männlichen Fuße, außer dem des Khans, war es gestattet, diese Räume zu betreten. Das Machtwort der russischen Czaren hat dieses seltsame Reliquienstück des vorigen Jahrhunderts in demselben Zustande erhalten, in welchem es ihnen überkommen war. Es sind noch dieselben kühlen, geräumigen Säle, in welche das Sonnenlicht nur gebrochen durch enge, grün angestrichene Gitterfenster eindringt; die nämlichen marmornen Fußböden, auf denen schmale, mit buntseidenen Stoffen bedeckte Divans längs den Wänden stehen; dieselben Springbrunnen, die entweder in der Mitte des Zimmers oder an einer der Wände frischende Kühle in dem Raume verbreiten, und man wartet jeden Augenblick eine jener Gitterthüren sich öffn

und eine dunkeläugige Houri in das Zimmer schreiten zu sehen. Der alte Unteroffizier, der uns als Cicerone diente, führte uns auch endlich in den Saal, in dem der von Puschkin besungene „Springbrunnen der Thränen“ sich befindet, der von einem der Khane zur Erinnerung an die schöne, unglückliche Gräfin Maria Pototzka errichtet worden sein soll, die auf einem Streifzuge der Tartaren nach Polen den Armen ihrer Eltern entrissen und nach Bachtschi-ßarai geschleppt, hier aus Eifersucht von den andern Frauen des Khans, der eine heftige Leidenschaft für die schöne Polin gefaßt hatte, zu Tode getreten — im buchstäblichen Sinne des Worts — worden war. Während bei den andern Springbrunnen der Wasserstrahl von unten aus lustig in die Luft springt, sickert hier das Wasser von oben aus durch eine kleine Oeffnung in der Wand auf eine schwarze Marmormuschel von der Größe eines Tellers, von dieser tropfenweise auf eine etwas größere Schaale und so etagenartig weiter, bis es in die unterste etwa anderthalb Meter lange schwarze Muschel fällt. Der Marmor scheint zu weinen und sein Anblick hatte den Fürsten der russischen Dichter zu jenem schönen Gesange begeistert, der mit Recht für eine seiner gelungensten dichterischen Schöpfungen gehalten wird.

Mich begeisterte zu gleichfalls poetischem Ergusse nicht der kalte Marmor mit der daran haftenden Sage, sondern das herrliche Bild, das gerade über dem Springquelle der Thränen die Wand des Saales schmückte und höchst wahrscheinlich auch auf einem früheren Raubzuge der Tartaren erbeutet gewesen sein mag. Man sieht hier den schlafenden Amor an einen Rosenbusch gebunden und eine Jungfrau von idealer Schönheit vor demselben, im Begriffe eine Rose zu brechen. Jeanette fragte mich nach der Bedeutung des Bildes — ich gab sie ihr in folgenden Worten:

Amor, loser Götterknabe,
Hast genug dich schon getummelt
Und mit deinem Pfeil und Bogen
In der Welt herumgebummelt.

Wohl gethan hat Mutter Venus
Daß sie ihrem schönen Kinde
Auf die holden Schelmenaugen
Legte eine dichte Binde.

Als du lagst im süßen Schlummer
Hat ein Schalk dich aufgefunden
Und mit deiner eig'nen Binde
An den Rosenstrauch gebunden.

Und nicht lange hat's gedauert, —
Schlug er auf die Augenlieder,
Gähnte laut und reckt' verwundert.
Dann die zartgeformten Glieder.

O wie groß war sein Erstaunen,
Als er sich gefesselt schaute.
Sieh! ein Thränlein nach dem andern
Auf die Rosenblätter thaute.

Doch vergeblich war sein Mühen
Und es wollt' ihm nicht gelingen,
Seine Aermchen zu befreien
Aus den festgezog'nen Schlingen.

„Mutter," rief er, „süße Mutter!
Rette mich aus dieser Pein,
Und ich will dir auch gehorsam
Bis zum nächsten Male sein!"

Und es rauschte in den Büschen —
Doch die Mutter war es nicht.
Zu dem Knaben niederbeugte
Sich ein liebliches Gesicht.

Eine Jungfrau war gekommen,
Um sich Rosen hier zu pflücken,
Mit den Lieblingen des Frühlings
Haare sich und Brust zu schmücken.

Niemals noch in ihrem Leben
Hatte Amor sie geseh'n
Und sie fand den holden Knaben,
So wie alle — wunderschön.

Eilends kniet sie bei ihm nieder,
Machte seine Bande los
Und dann nahm sie den Befreiten
Zärtlich schmeichelnd in den Schooß.

Doch mit einem schnellen Sprunge
Hatte er sich losgerungen
Und auf seinem Flügelpaare
In die Luft emporgeschwungen.

Lächelnd blickt er auf sie nieder
Und als wär' es nur ein Scherz,
Sendet er der Pfeile schärfsten
In der holden Jungfrau Herz.

Langsam ist sie heimgegangen,
Ihrer selbst kaum mehr bewußt;
Rosen trug sie wohl im Haare, —
Doch die Wunde in der Brust.

Das Schloß verlassend, schritten wir der großen Moschee zu, in der gerade Gottesdienst gehalten wurde. Da keine Frau diesen heiligen Raum betreten darf, so machten die beiden jungen Mädchen einen Spaziergang im Garten, während wir Männer, nachdem wir die Stiefel ausgezogen hatten, bedeckten Hauptes das Innere des Tempels betraten, in dem eine kleine Schaar von Betern sich vor die Nische postirt hatte, in welcher der Mullah, ihr Priester, mit näselnder Stimme Stellen aus dem Koran herleierte, wobei er mit den Händen bald die Augen bedeckte, bald die Ohren zuhielt, bald in gebückter Stellung beide Knieen berührte, Bewegungen, die von seinen Glaubensgenossen mit der größten Pünktlichkeit nachgeahmt wurden. — Hinter der Moschee liegt, von einer haushohen Mauer umschlossen, der Kirchhof, dessen verwildertes Aeußere

gerade auf keine große Pietät der Tartaren gegen ihre Todten schließen läßt. Zwar sind die Gräber alle mit Steinplatten bedeckt, und auf vielen derselben sieht man große weiße und grüne steinerne Turbane, doch wächst zwischen diesen Gräbern dichtes Gestrüpp, so daß man nur mit Mühe sich einen Weg durch dasselbe bahnen kann. Der Tartare kommt, wie man sagt, nur zweimal während seines Erdenwallens auf den Kirchhof; das erste Mal, wenn er seinen Nachbar dahin trägt, das zweite Mal, wenn er selbst dahin getragen wird.

Nach Besichtigung des Schlosses machten wir einen Spaziergang durch die Stadt; es war ein heißer Tag trotz der späten Herbstzeit und der Anblick der im Hausflur oder vor der Thüre arbeitenden Handwerker, unter denen besonders die Schuh- und Mützenmacher zahlreich vertreten waren, verlieh dem Bilde ganz den orientalischen Typus, der in der Krim außer hier nur noch in Karaßu-Basar, Eupatoria und Alt-Krim in seiner vollkommenen Reinheit angetroffen wird. Gasthäuser giebt es in der Stadt nicht, desto mehr aber Kaffeestuben, die von den Tartaren fleißig besucht werden. Der Reisende, der in Bachtschi-ßarai nächtigen will, findet ein Nachtlager in einem Nebengebäude des Schlosses, in dem früher die niederen Beamten des Khans gewohnt hatten. — Je mehr man sich dem Ende der Stadt nähert, desto kleiner und unansehnlicher werden die Hütten. Hier hausen die Zigeuner, die sich fast alle durch ein sehr großes Talent für Musik auszeichnen. Ihr Lieblingsinstrument ist die Violine, die sogar von ganz kleinen Knaben mit großer Geschicklichkeit gespielt wird, während die älteren Männer den Brummbaß streichen und die jungen Mädchen mit blitzenden Augen und fliegenden Haaren den Takt dazu auf ihren mit Schellen besetzten Tamburins schlagen. Eine solche Musikbande besteht oft aus zwanzig Personen, die

auf den umherliegenden Gütern zu Hochzeiten und andern festlichen Gelegenheiten zum Tanze aufspielen.

Bei dieser Gelegenheit sei es uns vergönnt, einige Worte über die russischen Zigeunerlieder zu sprechen, die zu den originellsten Compositionen gehören, welche die russische Musik aufzuweisen hat. Ursprünglich von den Zigeunerbanden gesungen, welche in Moskau ihre Residenz aufgeschlagen haben und von hier aus die größeren Jahrmärkte des Landes besuchen, haben sich ihrer Motive die größten russischen Tondichter bemächtigt und daraus die herrlichsten Tonstücke geschaffen. Beim Hören derselben hast du das Gefühl, als ob in das unheimliche Gebrause des Sturmes sich die süße, klagende Stimme eines Engels mische; du fühlst dich in eine Welt der Leidenschaft versetzt, von der du bisher kaum eine Ahnung gehabt hast. Der Zigeuner kennt keine Reflexion; — für ihn ist das Leben der schäumende Becher, den er bis zur Hefe ausleert und dann fortwirft. Wie klang doch gleich das Lied, welches Parascha, die Königin der Zigeuner, auf der berühmten Messe zu Nischni-Nowgorod in einem der fashionabelsten Traktire sang?! Noch hallen mir die Worte desselben in den Ohren wieder:

Niemand sag' ich es,
Wie ich dir so gut;
Welche Leidenschaft
Kocht in meinem Blut!
Glück und Seligkeit
Findest du bei mir,
Wie's nur möglich ist
Auf der Erde hier.
Doch wenn du verläß'st
Mich, die so dich liebt,
Schwör' ich's, daß mein Herz
Dies dir nie vergiebt.

Sorgenlos war ich,
Bis der Liebe Schmerz
Mir gleich einem Pfeil
Tief drang in das Herz!
Und entzündet hat
Drinnen eine Gluth,
Welche lodernd rollt
Durch das heiße Blut.
Gebt mir Freiheit! laßt
Mir den freien Sinn!
Wie ich lebt', so sterb' ich:
Als Zigeunerin!

und wie ihr darauf der Chor der Zigeuner als Antwort entgegen sang:

O du Seele mein!
Maid, so wunderbar!
Du, o hellster Stern
In der Sterne Schaar!
O erhöre doch
Du die Liebe mein!
Liebe, liebe mich
Holdes Mägdelein!

Wenn du schaust auf mich
Wunderholde Maid,
Strahlt aus deinem Blick
Wahre Seligkeit;
Heller als die Sonn',
Die am Himmel lacht,
Dunkler als im Herbst
Die Gewitternacht.

Und wie Feuer brennt,
Wie des Gießbachs Fluth,
Sprudelt in der Brust
Ungestüm das Blut.
Alles winket mich,
Alles ruft zu dir
Hin mein feurig Herz,
Das so einsam hier.

Und ich lehn' mein Haupt
Still an deine Brust,
Und es schwelgt mein Herz
In der Liebe Lust,
Und ich bringe dir
Meinen Willen dar,
Der noch niemals — glaub's —
Eingefangen war!

Dann, dann ruf' ich aus:
Du, die mich erfreut,
Leb' auf ewig wohl
Schöne Jugendzeit!
Lieber noch als du
Ist die Holde mir,
Meiner Augen Lust, —
Meiner Seele Zier!

Natürlich kann eine Uebersetzung, und wäre es auch die wortgetreueste, immer nur annäherungsweise den Inhalt des Originals wiedergeben, zumal wenn es sich um ein Zigeunerlied handelt, das man selbst von Zigeunern singen gehört haben muß, um den ergreifenden Eindruck zu verstehen, den es selbst auf die prosaisch'sten Naturen macht. So habe ich mit eigenen Augen gesehen, wie ein alter sibirischer Theehändler bei dem Gesang obiger Lieder in solches Entzücken gerieth, daß er auf den Teller der die freiwilligen Gaben der Gäste einsammelnden Zigeunerin einen Hundert-Rubelschein legte und die ganze Zigeunerbande, die etwa aus zwanzig Personen bestand, mit einem lukullischen Souper bewirthete, auf welchem der Champagner in Strömen floß. — Natürlich können die Zigeuner der Krim sich mit diesen Koryphäen ihres Stammes nicht vergleichen, die in Sammt und Seide gekleidet gehen und oft an einem Tage so viel einnehmen, wie jene in einem ganzen Jahre. Bekannt ist es, daß eines der schönsten Mädchen einer solchen Moskauer Truppe sich vor etwa 15 Jahren mit dem reichen Fürsten Galizin ver-

heirathet hat und jetzt die Rolle einer feinen Weltdame mit einer solchen Grazie und so vollendetem Takte spielt, als hätte sie von frühester Jugend an sich in den höchsten Kreisen der Gesellschaft bewegt.

Nach dem Schlosse zurückgekehrt, nahm ich Abschied von Freund Waschmann und seinen liebenswürdigen Töchtern, die noch an demselben Tage nach Aluschta zurückkehren wollten und begab mich zu meinem alten Bekannten, dem Kommandanten von Bachtschi-ßarai, Major Schostack, bei dem ich den Gouverneur des Taurischen Gouvernements, General-Lieutenant Schukovski, antraf. Beide Herren hatten soeben die Verabredung getroffen, einen Ausflug zu Pferde nach dem russischen Kloster St. Georg und von da nach Tschufut-Kalé zu machen, und freudig nahm ich die an mich ergangene Aufforderung an, sie auf demselben zu begleiten. Mit einem kleinen Gefolge berittener Tartaren machten wir uns allsobald auf den Weg, und schon nach einer kleinen halben Stunde scharfen Rittes erblickten wir vor uns den mächtigen Granitfelsen, in dessen Mitte das weiße Kirchlein des Klosters wie in der Luft zu schweben schien, während zu beiden Seiten desselben zahlreiche in den Felsen gehauene Fensterchen die Zellen der Mönche andeuteten. Ein steiler enger Pfad führt zu dem Kloster empor, dessen Archimandrit uns auf das zuvorkommendste aufnahm und nach einer kleinen aus Wein und Südfrüchten bestehenden Erfrischung zu der unterirdischen Klosterkirche geleitete. Eine einzige, vor dem Altar brennende Ampel erhellte nur schwach den dunkeln, etwa 8 Meter langen und nur $2\frac{1}{2}$ M. hohen Raum, der stets dem Lichte des Tages verschlossen ist. In dieser Kirche wird die Todtenmesse abgehalten, und ich muß gestehen, daß diese Räumlichkeit sich ganz vortrefflich zu diesem Zwecke eignet.

Dem Kloster schräge gegenüber liegt auf einem fast

unzugänglich scheinenden Berge die alte Karaitenstadt Tschufut-Kalé, ein wahres Felsennest, das gegenwärtig nur noch von fünf Familien bewohnt wird, in früheren Zeiten jedoch eine Einwohnerzahl von mehreren tausend Seelen in seine Mauern einschloß. Durch ein hohes, in den Felsen gehauenes Thor, dessen eisernes Fallgitter noch heutzutage bei Anbruch der Nacht heruntergelassen wird, tritt man in die engen Straßen der Stadt, auf deren mächtigen Quadersteinen die Schritte der Pferde dumpf wiederhallen. Der gelehrte Rabbiner Beim, der vor Kurzem aus Odessa nach seiner Vaterstadt Tschufut-Kalé gekommen war, um hier, fern vom Geräusche der Welt, einige Wochen ungestört seinen antiquarischen Forschungen obzuliegen, führte uns in seine Wohnung und legte uns dort das Fremdenbuch vor, dessen Blätter eine Menge berühmter Namen enthielten, wie die der Kaiserin Katharina II., der Kaiser Alexander I., Nikolaus, Alexander II., ferner die Namen Puschkins, Lermontoffs, vieler russischer Großen, ja selbst des Generals Pelissier, der gleich nach Beendigung des Krimkrieges Tschufut-Kalé mit seinem Stabe einen Besuch gemacht hatte. Dann begaben wir uns unter der Führung Herrn Beim's nach der am Ende der Stadt liegenden Synagoge, die unstreitig als eines der ältesten jüdischen Bauwerke angesehen werden kann. Beim erzählte uns, daß bei der unlängst stattgehabten Reparatur des Gebäudes unter dem Altar ein uraltes Manuscript des Pentateuchs aufgefunden worden sei, welches die Kaiserliche Bibliothek zu Petersburg für die Summe von 10,000 Rubel käuflich an sich gebracht habe. Nach seiner Behauptung sind die Karaiten (nicht Karaimen, wie sie gewöhnlich genannt werden) schon mehrere Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung nach der Krim übergesiedelt, woher es sich auch erklärt, daß sie in der völligen Abgeschiedenheit, in der sie außer allem Verkehr mit ihren Glaubens-

genossen in Palästina lebten, als heilige Bücher nur die fünf Bücher Mosis anerkennen und von dem späteren Talmud gar nichts wissen wollen. Vor den übrigen Juden zeichnen sich die Karaiten vortheilhaft durch ihre zum Sprichwort gewordene Redlichkeit aus, und russische Beamte, die längere Zeit mit ihnen in näherer Berührung gestanden hatten, versicherten mir, daß noch nie ein Fall ihnen vorgekommen wäre, wo ein Karaite wegen eines Verbrechens vor Gericht gestanden hätte. Unser gelehrter Führer theilte uns mit einer gewissen Genugthuung mit, daß die Karaiten früher die Herren der Krim'schen Halbinsel gewesen seien; daß der persische König Cyrus auf seinem Rückzuge vor den Scythen treue Bundesgenossen in ihnen gefunden und ihnen aus Dankbarkeit dafür die Halbinsel geschenkt habe, wie dieses auch schon der Name derselben „Krim" oder richtiger „Kerüm", was auf Tartarisch „Geschenk" bedeute, bekunde.

Wir ließen die Richtigkeit dieser Angabe dahingestellt sein und bewunderten den schönen silbernen Becher, den die Kaiserin Katharina II. den Karaiten zur Erinnerung an ihren Besuch in Tschufut-Kalé geschenkt hatte und dem zu Ehren jährlich an dem Schenkungstage ein feierlicher Gottesdienst in der Synagoge gehalten wird. Auf unsere Frage, woher gegenwärtig nur so wenige Familien in der Stadt lebten, erklärte uns Beim, daß die Karaiten mit der Zeit ein handeltreibendes Volk geworden wären und deshalb der größeren Bequemlichkeit wegen ihre Wohnungen auf dem steilen, schwer zugänglichen Felsen, wohinauf das Trinkwasser aus einer in der Mitte des Berges befindlichen Quelle nur mit großer Beschwerde geschafft werden könne, mit dem Aufenthalte in den Städten des Flachlandes Feodossia, Eupatoria, Karassu-Bazar u. a. vertauscht hätten, seitdem der Tartaren Herrschaft von den Russen ein Ende gemacht worden sei. Auch in Odessa leben noch über zweihunde

Familien. Nur wenige Familien, größtentheils schon aus ältlichen Personen bestehend, hätten sich aus religiösen Beweggründen nicht entschließen können, den alten Wohnsitz ihrer Väter zu verlassen, und auch er beabsichtige, wenn er nach einigen Jahren sein Amt als Rabbiner aufgegeben haben würde, hierher zurückzukehren und das müde Haupt an dem Orte nieder zu legen, wo er einst das Licht der Welt erblickt habe.

Nachdem ich die Nacht in einem großen, mit Teppichen reich geschmückten Saale zugebracht hatte, das, wie mein liebenswürdiger Wirth, Major Schostack, mir erklärte, früher das Schlafzimmer des Großveziers gewesen war, schickte ich mein Pferd durch einen Boten nach Jalta zurück, weil ich den höchst uninteressanten Weg über die Steppe von Bachtschi-ßarai nach Sewastopol lieber mit Postpferden zurücklegen wollte. Nach vierstündiger, schneller Fahrt polterte die leichte Telege über das holprige Pflaster Sewastopols dem Wezzel'schen Gasthause zu, das eines der wenigen Häuser ist, die keine sichtbaren Spuren des Bombardements an sich tragen. Die Mauern fast aller übrigen Häuser sind von den Kanonenkugeln förmlich durchlöchert, doch sind nur wenige gänzlich eingestürzt, weil die weichen Muschelsandsteine, die hier, wie in allen andern Städten an der Küste des Schwarzen Meeres, als Baumaterial dienen, die Kugeln mit Leichtigkeit durchlassen, ohne zusammenzustürzen.

Der Malakoff, auf der nördlichen Seite der Hafenbucht gelegen, deren hohe, steile Ufer mit den furchtbaren Bastionen bekränzt sind, die Sewastopol von der Meeresseite her uneinnehmbar machen, entspricht in seiner jetzigen Gestalt durchaus nicht dem Bilde, das man sich von dem ... machen gewohnt ist, was er bei der Vertheidigung ...vastopols geleistet hat. Er ist ein sich sanft erhebender ...gel, der mit zahllosen der Muschelformation angehörigen

Steinen bedeckt ist, aus denen auch die Batterien errichtet waren, sowie die Hütten, in welchen die Artilleristen Tag und Nacht zubrachten. Wie furchtbar stark hier die Beschießung gewesen sein muß, kann man schon daraus ersehen, daß nach Beendigung des Krieges ganze Schiffsladungen von Kanonenkugeln, Bomben und Granaten nach Odessa von dort gebracht wurden, und wenn man den offenen, von drei Seiten den feindlichen Geschossen ausgesetzt gewesenen Platz betrachtet, so muß man unwillkürlich den Heldenmuth und die Todesverachtung bewundern, mit der die Russen diesen Schlüssel ihrer Festung so lange hatten vertheidigen können.

Da der Dampfer, der zweimal wöchentlich vom Kaukasus kommt und in Sewastopol anlegt, um hier Passagiere nach Odessa aufzunehmen, erst am folgenden Tage erwartet wurde, so hatte ich noch Zeit, einen Ausflug nach dem anderthalb Meilen entfernten Balaklawa zu machen, das in dem Krimkriege eine so bedeutende Rolle gespielt hat. Der Weg dahin führt durch eine öde Steppe, auf der nur hie und da kleine weiße, mit Akazien umgebene Häuschen dem Auge einen Ruhepunkt gewähren. In einem derselben, das etwa auf der Hälfte des Weges liegen mag, war das Hauptquartier des General Pelissier gewesen. Von hier aus führte eine von den Franzosen erbaute Eisenbahn nach Balaklawa, von der jetzt jedoch keine Spur zu sehen ist. Balaklawa selbst sieht man erst dann, wenn man dicht davor ist, indem der Weg sich plötzlich in eine Schlucht hinabsenkt, und dann in einem langen Bogen zu der Bucht führt, an derem linken Ufer etwa 50—60 weiße, zweistöckige mit einem Balkon versehene Häuser stehen, die ausschließlich von Griechen bewohnt werden. Es sind dies die Nachkommen der jonisc Griechen, die sich hier unter der Regierung der Kaise Elisabeth angesiedelt hatten, und denen unter dem Nam

der „Balaklawischen Legion" die Küstenwache übertragen war. Jetzt ist diese Legion schon längst aufgelöst und die ehemaligen Legionäre dienen als Offiziere im russischen Heere, bis sie nach ihrer Verabschiedung mit einer Pension nach ihrem Heimathsorte zurückkehren.

Ein bleibendes Andenken haben den Balaklawern die Engländer in dem aus starken Eichenplanken um die Bucht herum errichteten Kai hinterlassen, der freilich jetzt nur als Spazierweg benutzt wird, während zur Zeit des Krieges von ihm aus das Ein- und Ausladen der Schiffe betrieben wurde. Die Bucht selbst ist nicht sehr groß, da sie aber von drei Seiten von hohen Felsen eingeschlossen ist, so gewährt sie den in ihr liegenden Schiffen einen äußerst sichern Ankerplatz. Befestigungswerke hat Balaklawa nicht, denn die Thürme und Mauern, die wir dort auf der Höhe des Uferberges sehen, gehören jener fernen Zeit an, in der die Genuesen hier ihre Burgen zur Sicherung ihres Handels angelegt hatten.

Erinnerungen an Kasan.

v. Reguly. Professor Vater.

Es war einige Jahre nach meiner Ankunft in Rußland, als ich nach Beendigung meiner linguistischen Studien im Lande der Mordwinen nach Kasan kam, wo ich die Bekanntschaft des ungarischen Sprachforschers Reguly machte, der soeben von seiner linguistischen Reise aus Sibirien zurückgekommen war. Er hatte dort während seines zweijährigen Aufenthaltes im hohen Norden des Landes die Sprache der Ostjäken studirt und benutzte jetzt die Station Kasan, um sich hier mit der Sprache der Tschuwaschen bekannt zu machen, die im verwandtschaftlichen Verhältnisse zu der Sprache der Magyaren steht. Nie werde ich die interessanten Stunden vergessen, die ich in Gesellschaft dieses jungen, nur der Wissenschaft lebenden, Mannes zubrachte, den leider der Tod viel zu früh dem Wirkungskreise entrissen hat, in dem er schon so viel Rühmliches geleistet hatte, und dessen ganze Persönlichkeit so anziehend, dessen Benehmen so liebenswürdig, taktvoll und im höchsten Grade bescheiden war, daß die Herzen Aller ihm allsobald entgegenschlugen, wo er sich nur irgend zeigte. Da ich mit Reguly in einem und demselben Hotel wohnte, so hatte ich Gelegenheit, ihn nicht nur täglich, sondern fast stündlich zu sehen und die Kunst zu bewundern, mit der er den zu seiner Disposition gestellten Tschuwaschen die Geheimnisse ihrer Sprache zu entlocken wußte, indem er

ihnen, die von der Grammatik und deren Regeln auch nicht den mindesten Begriff hatten, Fragen mit solcher Präcision vorlegte, daß deren Beantwortung ihm die gewünschte Auskunft über die Declinations- und Konjugationsformen geben mußte. Jede dieser Antworten wurde dann auf ein kleines Stückchen Papier geschrieben und in ein besonderes Fach auf dem Schreibtische gelegt, ähnlich, wie es Jean Paul gemacht haben soll, der zwar nicht grammatische Formen, sondern Gedankenspähne solchen Papierfetzen anvertraute, die dann später in seine Romane verwoben wurden. — Erst wenn der Abend dämmerte, wurde die Arbeit bei Seite gelegt und die Plaudereien begannen dann, die oft bis in die späte Nacht hinein dauerten, so interessant wußte v. Reguly von seinen Erlebnissen in Sibirien zu sprechen. Besonders lebhaft steht noch vor meiner Erinnerung die Erzählung, wie Reguly von dem schönen Geschlechte der Ostjäken aufgenommen wurde, wenn sich auch schwerlich das Beiwort „schön" auf dasselbe anwenden lassen dürfte. Da mein Freund sich auch mit der Sammlung von Schädeln beschäftigte, so hatte sich, ohne daß er eine Ahnung davon gehabt hätte, das Gerücht unter den wilden Nomadenvölkern des nördlichen Sibiriens verbreitet, Reguly sei ein Menschenfresser, der eine ganz besondere Vorliebe für das Fleisch des zarten Geschlechts habe. Als er daher einst nach einer 200 Werste langen Fahrt auf einem von acht Hunden gezogenen Schlitten nur in Begleitung eines Kosaken, der zu gleicher Zeit sein Dolmetscher war, in einem Ostjäkendorfe völlig ausgehungert und erfroren ankam, so war er nicht wenig bestürzt, als ihm aus sämmtlichen Jurten die Weiber mit wildem Geschrei und hoch erhobenen Messern entgegenstürzten — die Männer befanden sich glücklicher Weise auf der Jagd — und ihm unfehlbar das Garaus gemacht hätten, wenn nicht der ostjäkisch sprechende Kosak

den wüthenden Megären noch zu rechter Zeit begreiflich gemacht hätte, daß der Fremde es nicht auf ihren Schädel, sondern nur auf den Inhalt desselben abgesehen hätte. Reguly zeigte mir noch die Narbe, die ihm von einem gewichtigen Hiebe auf dem Arm geblieben war, der ihm unfehlbar denselben amputirt hätte, wäre er nicht durch die doppelte Rennthierbekleidung abgeschwächt worden. Man konnte es sich kaum denken, daß dieser schöne, fein gebildete Mann zwei Jahre lang in den feuchtkalten, dunstigen Jurten jener Halbwilden zugebracht hat, während welcher Zeit er natürlicher Weise allen Annehmlichkeiten des civilisirten Lebens entsagen mußte. Seine Speise waren Tag aus Tag ein gedörrte Fische oder, wenn es hoch kam, Beafsteaks aus vorsündfluthlichem Mammuthsfleische, wenn ein heftiger Sturm das Riesenskelett eines solchen Thieres von der Jahrtausende auf ihm ruhenden Eis- und Schneekruste befreit hatte; sein einziges Getränk geschmolzener Schnee und an Feiertagen der wie eine Suppe in einem Kessel gekochte Ziegelthee, in welche Stücke Wallroßspeckes schwammen. Merkwürdig, daß von der Zeit an Reguly keine warmen Speisen mehr genießen konnte, ohne sich unwohl danach zu fühlen, und Hedler, unser biederer Wirth, wunderte sich nicht wenig, als er die gemessene Weisung erhielt, alle Speisen, von der Suppe an bis zum Dessert, kalt serviren zu lassen.

Durch Reguly wurde ich mit dem Professor Vater bekannt, der zu Anfang der vierziger Jahre als junger Privatdocent in Halle auf die Empfehlung Alexander von Humbold's eine Anstellung als Professor der klassischen Sprachen an der Kasan'schen Universität erhalten hatte. Obgleich damals schon seit 5 bis 6 Jahren in Rußland, hatte er doch die russische Sprache so völlig ignorirt, [illegible]ß er nur die nothwendigsten Floskeln kannte, um sich sei[illegible]er Bedienung verständlich machen zu können. Seine Colle[illegible]n

las er stets in lateinischer Sprache und hatte es durch diese Consequenz endlich auch so weit gebracht, daß die meisten seiner Zuhörer ihn verstanden. Leider war das spätere Schicksal Vater's traurig genug; denn nach einem nächtlichen Raubanfalle in seiner Wohnung bemächtigte sich seiner Seele die idea fixa, daß ein Jeder, der ihn starr ansah, es auf sein Leben abgesehen habe. Da ein einjähriger Aufenthalt in der Klinik zu Kasan ihn von diesem Wahne nicht heilen konnte, erhielt er seinen Abschied und reiste nach Berlin, wo er in den dunkeln Fluthen der Spree die Ruhe suchte, die er in diesem Leben nicht mehr hat finden sollen. Als ich Vater kennen lernte, war er ein Mann in seinen besten Jahren, dessen philologische Schriften noch heut zu Tage in den Annalen der Kasanschen Universität einen ehrenvollen Platz einnehmen. Auf seiner Durchreise in Petersburg hatte er sich mit der Tochter des Akademikers Fr.... verheirathet, hatte aber seine Frau in Petersburg zurückgelassen, weil es sich bei der Trauung herausgestellt hatte, daß sie gelähmt war und ohne fremde Hülfe nicht gehen konnte. — Ich war bald ein täglicher Gast in seinem Hause und entschloß mich, auf seinen Rath in Kasan mein philosophisches Examen zu machen, trotzdem daß meine russische Sprachkenntniß zu der Zeit nicht viel größer war, als die meines gelehrten Freundes. Da aber einige meiner künftigen Examinatoren Deutsche waren und der Hauptexaminator, der Professor der Philosophie und Geschichte, Iwanoff, einige Jahre auf der Dorpater Universität zugebracht hatte, des Deutschen also vollkommen mächtig war, so wurde das Examen halb in deutscher, halb in lateinischer Sprache absolvirt und ich erhielt mein philosophisches Diplom cum laude. Unter den vielen Gegenständen, in denen ich examinirt wurde und von denen das Programm eines jeden genau 60 Fragen enthielt, verursachten mir die

russische Statistik und die russischen Staatseinrichtungen, die wahrscheinlich aus eben dem Grunde zur Philosophie gerechnet worden waren, wie lucus seinen Namen a non lucendo erhalten hat, das meiste Kopfzerbrechen und nicht wenige schlaflose Nächte, denn der Inhalt von den zwanzig dicken Büchern des Swod Sakonoff (russische Gesetzessammlung) wenn auch nur in seiner Quintessenz zu kennen, ist eine Arbeit, vor der selbst ein Herkules zurückgeschreckt hätte. Die Humanität aber meines Examinators, des Professors der Jura, Dr. Stanislavski, half mir auch über diese gefährliche Klippe hinüber, und so lief ich denn glücklich in den Hafen ein, vor dem ich fast zwei Monate lang in wechselnder Furcht und Hoffnung gekreuzt hatte.

Da es meine Leser interessiren dürfte, einen Mann näher kennen zu lernen, der zu seiner Zeit (zwischen 1840 und 1852) die deutsche Intelligenz in dem fernen Osten Rußlands repräsentirte, so erlaube ich mir im Folgenden einige Auszüge aus der Correspondenz mitzutheilen, die ich mit Professor Vater bis zum letzten Tage seines Aufenthaltes in Rußland führte:

Kasan, 18^{13}/$_{11}$46.

Werthgeschätzter Freund!

Entschuldigen Sie mich gütigst, wenn ich auf Ihren letzten Brief vom September erst heute antworte; ich habe theils wenig Zeit zu Höflichkeitsbriefen, theils bin ich auch schon lange sehr verstimmt. Ihren vorletzten Brief habe ich indirect durch meine Abhandlungen zu erwidern gesucht und es freut mich, daß sie daran einige Zerstreuung gefunden haben. Auch danke ich Ihnen für die Ausstellungen, die Sie an der deutschen Abhandlung [...]macht haben: hätten Sie mehr dergleichen gemacht, [...] sich eine wirkliche Disputation anknüpfen ließe, so wi[...]

ich schon früher geantwortet haben, denn zu wissenschaftlichen Erörterungen habe ich immer Zeit und Lust.

Was Ihre Einwürfe betrifft, so muß ich die heilige Schrift ganz übergehen, da sie mir unantastbar ist; ich thue so, als ob sie nicht da wäre, und wenn ich nebenbei (wie Ihnen nicht entgangen sein wird) sie berühre, so thue ich dies nicht vom theologischen Standpunkte. Erst jüngst war der Akademiker Köppen in Petersburg so gütig, auf meinen Wunsch die Stelle des Baco, die ihm Lobek in sein Stammbuch geschrieben hatte, mir abzuschreiben. Ich habe gerade den Brief verlegt, aber sie lautet ungefähr: „intra mysterium nulla salus," und das ist auch mein Wahlspruch. Hierbei fällt mir ein, daß Sie in den neuen lateinischen Dichtern bewandert sind. Sollten Sie vielleicht Owerii Carmina zur Hand haben und mir folgende Stelle nach Ausgabe, pagina, varia lectio etc. genau bezeichnen können? Es handelt sich von Alexander d. Gr. u. Aristoteles:

Maximus hic regum, doctissimus ille sophorum,
Magnus Alexander, major Aristoteles;
Doctus Alexandrum meliorem reddidit ille,
Non hic majorem magnus Aristotelem. —

Sie wundern sich, daß ich S. 13 auch einen Fortschritt in der körperlichen Entwickelung annehme und Ihr Widerspruch hat etwas für sich. Ich will nicht leugnen, daß unsere Vorfahren animalisch kräftiger gewesen sind; aber vollkommener? Wenn ein Bauernflegel Gelegenheit hat, sich in guter Gesellschaft zu bilden, so erstreckt sich das auch auf den Körper. Die Plumpheit des animalischen Zustandes verliert sich, und was die Genüsse der Stadt ihm an guten Säften rauben, das wird dreifach [illegible]zt. Ich dachte namentlich daran, wie Theophylaktes [illegible]okatta die Vorfahren unseres Freundes beschreibt: [illegible]ze, die auf Pferde gebunden sind, Menschen ohne

Kopf, die die Augen auf der Brust zu haben scheinen (weil der Kopf so in den Schultern steckt, daß der Hals unsichtbar wird) u. s. w. Ich bin zu faul, um die Stelle aufzusuchen: wenn es Sie interessirt, kann ich es einmal später thun — dagegen betrachten Sie unsern Reguly, und antworten Sie mir, ob seine Figur nicht wirklich auch den Fortschritt in der körperlichen Entwickelung bezeugt? Und sind die vielen körperlichen Geschicklichkeiten, die sich das Menschengeschlecht mit der Zeit angeeignet hat, nicht ein Fortschritt in der körperlichen Entwickelung?

S. 20 habe ich uralte Einwanderungen in die neue Welt geleugnet. Sie führen dagegen Sagen der Indianer an. Aber wie viele Sagen hatten die Griechen von Kolonien aus Aegypten, Phönizien, Phrygien; die Römer von der Einwanderung aus Troja? Anderes habe ich in der Einleitung „Argonautenzug" Heft I. berührt. Aber ich leugne überhaupt, daß ein Volk geschichtliche Erinnerungen aus der grauen Vorzeit haben kann, und das ist die Tendenz meiner mythologischen Untersuchungen. Schwerlich wird man jetzt noch in Unteritalien und Sizilien wissen, daß Normanen hier festen Fuß faßten, daß Araber einst hier herrschten. Jetzt lernt man so etwas in der Schule und aus Büchern, wie soll man aber glauben, daß aus jenem barbarischen Zeitalter sich solche Erinnerungen erhalten haben? Man muß also hinter den Sinn solcher Traditionen zu kommen suchen.

Was S. 38 die Liliputter betrifft, so ist das Mährchen von der Art, daß ich ihm durchaus eine symbolische Bedeutung zuerkennen muß. Lajla ist zwar die Nacht, aber auch persönlich gefaßt die Gottheit der Nacht oder die Gesammtheit der nächtlichen Wesen und Gottheiten, der Adonai und Elohim (denn auch diese sind die Ste[illegible] wie die pluralische Endung zeigt). Dies-pater und Jo[illegible] pater drückt den Gott des (hellen) Himmels aus [illegible]

Lajla-pater (woraus der Umlaut Liliputter) die Gottheit des nächtlichen Firmaments. Die Farbe Lila hängt damit zusammen und ist die des nächtlichen Himmels, wenn es nicht ganz dunkel ist. Daß Lajla auch als Gottheit gefaßt wurde, können Sie z. B. aus dem zweiten Theile des Don Quichotte sehen, wo die mit dem Christensklaven entflohene Tochter des Dei von Algier, die zum Christenthum bekehrt ist, die Lela Marie anruft. Lela war ihr als Araberin und Muhamedanerin die höchste Gottheit und aus alter Gewohnheit vertauscht sie damit die Jungfrau Maria. Daß dieser Stamm vielfach in den semitischen Religionen wiederkehrt, läßt sich leicht zeigen. Uebrigens kenne ich nirgends die Silbe Put im Deutschen als Diminutivform. Pute drückt an und für sich nichts Kleines aus; wir nennen auch die Truthühner so. Daß Puttchen und Putthühnchen etwas Kleines bezeichnet, versteht sich von selbst.

S. 65. Dionysos war der Vorsteher der dramatischen Spiele und sie entwickelten sich aus seinen Festen. Die Satyren sind Böcke, Tragödie Bocksgesang (und der Chor ursprünglich Menschen in Bocksfellen), der Preis des Dichters ein Stier 2c. 2c. Lesen Sie gefälligst ein Buch über die Origo tragoediae graecae nach und was damit zusammenhängt.

S. 66. Daß ein Krieg wie der Sieben gegen Theben nicht unmöglich sei, habe ich niemals geleugnet, und es mag viel den Fabeln Analoges vorgekommen sein. Ich leugne nur, daß sich die Erinnerung an solche Begebenheiten auf die Nachwelt fortgepflanzt habe. Können Sie das nicht in Abrede stellen, so werden Sie auch hinter den als Facta gegebenen Fabeln etwas andres suchen müssen: und das ist mein Zweck.

Wirklich historische Facta, die Schlacht im Teutoburger Walde, Karls des Großen Siege gegen die Sachsen,

die Kreuzzüge u. s. w., wären gänzlich aus dem Andenken der Menschen geschwunden, wenn die Schrift dieselben nicht gefesselt hätte. Und fragen Sie im Teutoburger Walde nach, ob ein Bauer noch etwas von Herman und Varus weiß, fragen Sie bei Jerusalem nach Gottfried von Bouillon, nach Friedrich dem Rothbart u. s. w. Wenn aber solche Erscheinungen, wenn selbst das Joch der Mongolen aus dem Volksbewußtsein der Russen verschwunden ist, und zwar jetzt, wo gelegentlich so oft daran zu erinnern Bücher erlauben, wie sollten wir glauben, daß der Raub eines Fräuleins, ein Zweikampf, ein Streit um ein paar Ochsen und dergl. sich im Munde des Volkes erhalten habe? In allen Traditionen, die ein geschichtliches Aussehen haben, muß man also etwas anderes suchen. Sie fragen: was bleiben dann (bei meinem Verfahren) für wirkliche Facta in der vorhistorischen Zeit zurück? Ich antworte: unbekannte, wie wir von den Russen vor Rurik nichts wissen und von so vielen andern Völkern, bevor ein civilisirtes Volk uns eine Nachricht über sie gab. Aus der Geschichte streiche ich also viele Jahrhunderte, aber für den Mythologen haben diese Jahrhunderte ein nicht geringes Interesse, und in den Sinn der Legenden einzudringen gewährt mehr Unterhaltung und schärft mehr das Urtheil, als wenn man jene Fabeln als Facta dem Gedächtniß einprägt und als todte Waare aufspeichert. Ich leugne selbst bei den orientalischen Völkern eine alte Geschichte, und die Königsreisen auf den Pyramiden der alten Aegypter sind nach meinem Ermessen nicht historischer als die Nachkommen des Aeneas in Alba Longa und die Könige Roms; sie sind eine pragmatisirte Mythologie . . . ."

In einem andern Schreiben (vom 21. Dezember 1846) läßt sich Vater folgendermaßen über die Ph[illegible]sophie aus:

„Der erste Gottesdienst ging aus der Gottesfurcht hervor und die Priester waren die halsstarrigsten und oft unwissendsten Leute, die sich fest an die Ueberlieferung klammerten. Wenn das Volk dem Kultus entwachsen war, dann erst konnte eine geistigere Lehre Wurzel fassen und die Geschichte zeigt, daß gerade die Priester die hartnäckigsten Widersacher jeder Neuerung und Veredlung waren; was die katholischen Priester betrifft, so wäre auch Luther wie Christus gekreuzigt worden, wenn dies in ihrer Macht gestanden hätte. Im Laufe der Zeit finden sich Leute, die sich gegen die Priester zum Besten des Volkes opfern, und (nicht ihre Resultate sondern) die Resultate der herangewachsenen Kultur in der Form einer neuen Religion sanctioniren. Von einer Philosophie des absoluten Geistes habe ich keine Idee, schon das Wort Abstraction zeigt, daß dieselbe nie vollbracht wäre, wenn sich das Nachdenken nicht an äußerlichen Objecten befruchtet hätte. So, denke ich, ist Gott früher etwas Sinnliches gewesen, bis er durch das Denken vergeistigt wurde. Wie die Wilden ohne eine Idee von Abstraktion ihre Götter haben, so hatten sie auch die Griechen. Gott ist nach dem Standpunkte der Nation geworden was er geworden ist und jetzt ist; und was Gott sein wird, läßt sich noch gar nicht absehen."

Ueber den neuen Curator der Kasan'schen Universität schreibt er den 19. August 1847:

„Wir haben jetzt einen neuen Curator, den General Molostoff, einen noblen Mann. Er hat 17 Jahre in Deutschland gelebt und liebt die Deutschen sehr. Wenn er die Kraft hat, manchem Unwesen zu steuern und das Getriebe zu durchschauen, so können die Guten sich gratuliren. Denn er ist ein kreuzbraver Mann . . . ."

„Kasan, den 7. Oktober 1847.

Hochgeschätzter Freund!

Soeben habe ich Ihren zweiten Brief empfangen und beeile mich, Ihnen für beide Zuschriften meinen herzlichen Dank zu sagen. Gewiß war es meine Schuldigkeit, Ihnen früher zu antworten; aber Sie müssen mir es schon durch die Finger sehen, wenn ich unter obwaltenden Verhältnissen auch von der allgemeinen Lethargie ergriffen bin. Man verliert die Lust zu Allem, wenn man, wie jetzt bei dem Wüthen der Cholera nicht weiß, ob man morgen noch sein wird oder nicht? Außerdem, wenn man auch selbst sich vor dem Tode nicht fürchtet, wird man vom allgemeinen Strudel fortgezogen; alle wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Verbindungen sind seit der Ankunft des orientalischen Gastes in Kasan aufgelöst; die Universität, die Gymnasien sind geschlossen, die Professoren und Lehrer zum Theil ausgerissen, zum Theil in ihren Wohnungen versteckt; Besuche werden nicht gemacht und nicht empfangen, sondern jeder sucht nach Kräften sich vor unsaubrer Berührung zu hüten; ja man vermeidet sogar, wenn man sich zufällig doch trifft, die Gespräche über die Opfer. Was mich betrifft, so habe ich seit etwa 10 Tagen keine Nachrichten über das Wohlbefinden meiner Kollegen, weiß nicht einmal, ob sie noch in Kasan anwesend sind; der Kurator wenigstens soll sich meistentheils auf seinem Landgute aufhalten und an Pünktlichkeit in der Leitung der Geschäfte ist nicht mehr zu denken. Unter andern ist unser Dekan, Professor Kasembeck, schon mehrere Wochen vor der Ankunft der Cholera mit Sack und Pack nach Wjätka aufgebrochen, wo er sicherer zu sein glaubt." Das erinnert mich an ein Spottgedicht, das die Studenten in Halle vor 16 Jahren auf Gesenius machten, als er vor

derselben Pest nach Nordhausen floh, und ich gebe es Ihren poetischen Bestrebungen zum Besten:

1.

Willst dich, Professor, ewig von uns wenden,
Wo die Cholera mit gier'gen Händen
Dem Cocytus starre Opfer bringt?
Wer wird künftig Exegese lehren,
Hiob lesen und die Genesis erklären,
Wenn du mit Malice dich gedrückt?

2.

„Theure Freunde stillet eure Thränen,
Nach Nordhausen ist mein feurig Sehnen,
Denn nur weit entfernt ist gut vor'm Schuß.
Nicht ansteckend sei sie, schrei'n nur Spötter!
Ach! nicht Thee, Flanell und Chlor wird Retter,
Schickt sie mich hinab zum Styx'schen Fluß!"

3.

Nicht mehr lauscht man deiner Stimme Schalle,
Einsam steht dein Auditor im Saale,
Stückwerk bleibt der Moseskommentar.
Du wirst hingehn, wo die Viehmast blühet,
Branntweinduft sich durch die Lüfte ziehet, —
Doch wie wird's mit unserm Honorar?

4.

„Wollt doch nicht an die paar Thaler denken!
In der Lethe Strom müßt ihr sie senken; —
Fordert d'rum mein Leben nicht!
Horch! der Schwager bläst schon vor der Thüre!
Lebet wohl! wer toll ist, der krepire!
Der Professor stirbt in Halle nicht!"

Bekanntlich war Gesenius, bei ungeheurem Zudrange, in der Eintreibung des Honorars unerbittlich, so daß ihm ein armer Schlucker, dem er nichts erlassen wollte, eingestand, jetzt erst sei er völlig überzeugt, daß er (Gesenius) der größte Hebräer sei. Auf unsern Fall ließe sich viel-

leicht eine Nachahmung machen, namentlich würde der lange schwarze Bart, die lebenden Bilder, die in Kasan aufgeführt wurden (wo K. die Hauptrolle spielte) Preferance, Verführung der Frauen u. dgl. besungen werden müssen."

Vor meiner Abreise aus Kasan besuchte ich noch mit Reguly den ausschließlich von Tartaren bewohnten Stadttheil, der schon auf den ersten Blick die Wohnstätte einer orientalischen Bevölkerung verräth. Die niedrigen, von Gärten und Buschwerk umgebenen Häuser, die engen, größtentheils ungepflasterten Straßen und die zahlreichen Metschets mit ihren schlanken Minarets versetzten uns wie mit einem Zauberschlage in eine neue, fremde Welt. Ich habe die Tartaren in den verschiedensten Gegenden des russischen Reichs kennen gelernt, die Kaptschatskischen im Astrachan'schen Gouvernement, die Orenburg'schen auf der großen Steppe, die sich zwischen der Wolga und dem Uralstrom ausbreitet, die Krim'schen in Taurien, die Kasan'schen endlich in Kasan und den angrenzenden Gouvernements, und stets habe ich bei ihnen das stolze Selbstbewußtsein gefunden, einer Völkerfamilie anzugehören, die einst die Herrschaft über einen großen Theil des alten Kontinents besessen hatte. Wie ein jeder Pole sich „Pan" d. h. „Herr" nennt, und sich beleidigt fühlt, wenn man nicht den gebornen Edelmann in ihm anerkennt, so macht selbst der gemeinste Tartare Anspruch auf keinen geringeren Titel, als auf den eines „Knjäs", Fürsten, mit dem selbst der von Dorf zu Dorf wandernde Hausirer halb spöttisch, halb ernsthaft von dem Russen angeredet wird. Viele russische Aristokraten sind tartarischen Ursprungs, wie die Dewitkel-Deeff, Mari toff, Keikuatoff, Kotschubei, Urussow 2c., und nur sel wenige gibt es noch, die, wie die Nachkommen de

Krim'schen Tartarenkhane, dem Glauben ihrer Väter treu geblieben sind.

Der Tartare in den mittleren und nördlichen Gegenden Rußlands ist ein geborner Handelsmann und steht an List und Verschlagenheit dem Juden nicht nach, dessen Stelle er in Ostrußland einnimmt. Als Pferdedieb sucht er seines Gleichen. — Nach dem Gesetze Mohameds dürfen die Tartaren Vielweiberei treiben, doch thun dies in der Regel nur die Reicheren, weil die Kaufsumme, welche für das Mädchen erlegt werden muß, sehr bedeutend ist *) Auffallend ist es, daß gerade in den polygamischen Ehen die Zahl der Kinder weit geringer ist als in den monogamischen. Gewiß trägt auch die Unsitte, daß hinfällige Greise junge Mädchen von 14—16 Jahren ehelichen, viel dazu bei, daß viele Ehen entweder ganz kinderlos bleiben oder daß so viele schwächliche Kinder geboren werden, die schon frühe dahinsterben. Die Hochzeitsfeierlichkeiten der Kasan'schen Tartaren unterscheiden sich nur wenig von denen ihrer Stammgenossen im Orient, doch findet in Rußland zwischen dem Umgange beider Geschlechter weit weniger Zwang statt, als dort, wo das Frauenzimmer sich öffentlich nur tief verschleiert zeigen darf. In Kasan verschleiern sich nur die Frauen der reichen Kaufleute und so haben denn auch die jungen Männer Gelegenheit genug, eine Auswahl nach ihrem Geschmacke treffen zu können. Die Unterhandlungen in Betreff der Kaufsumme (Kalüm) werden hier entweder von den Verwandten des Bräutigams oder von dem Mullah (Priester) geführt, der nach glücklicher Beendigung derselben die Ehe mit folgenden Worten einsegnet:

„Lob sei Gott, der uns die Gabe der Rede verliehen und des Glanzes der Worte gewürdigt hat! Er,

*) Zu meiner Zeit hatten von 1000 in Kasan lebenden Tartaren nur circa 100 zwei Frauen, nur 8 drei Frauen und nur 5 — vier Frauen.



der Höchste, hat Alles zum Nutzen der Menschen erschaffen. Er hat uns die Ehe geboten und verboten anders zu leben. Er, der Allmächtige, spricht: nehmet euch zur Ehe die Weiber, welche euch gefallen, zwei, drei oder vier! O ewiger Wohlthäter! Wir danken Dir mit Inbrunst für Deine Liebe! O allbarmherziger Führer! Uns liegt die Pflicht der Dankbarkeit ob für das Geschenk der Ehe! O Allah! leite uns zur Genügsamkeit und Vollkommenheit und besiegle Du alle unsere Handlungen! Wir bezeugen es, daß es keinen Gott giebt, außer Allah, dem Einigen, Ewigen, und daß Mohamed, sein Diener und Gesandter begnadigt ist vor allen Kreaturen. Ja! möge die Gnade Gottes ruhen auf dem Erstlinge seiner Schöpfung, Mahomed, dem von Gott mit Wundern gesegneten, und auf seiner ganzen Familie! Gott, der uns den Weg der Wahrheit nach dem Islam führt, hat die Ehe als eine Grenze zwischen dem Erlaubten und dem Verbotenen hingestellt. So spricht der Prophet. Ja, möge auch auf uns der Segen Allahs ruh'n! Die Ehe ist mein Sunnet-Sunnet! *) Wer mein Sunnet verwirft, der gehört mir nicht an. Der Heirathende ist der Geliebte, der zur Ehe die Auserwählte nimmt und der Kalüm ist das Zeichen der beiderseitigen Uebereinstimmung. Ich segne das Paar und flehe auf dasselbe die Barmherzigkeit des Höchsten herab, und danke Gott, denn er ist allbarmherzig und liebreich!"

Dann wendet sich der Mullah mit folgenden Worten an den Vater der Braut:

„Nach dem Befehle Allah's, des Schöpfers des Lichts und der Finsterniß und nach dem Sunnet des großen Propheten Muhamed-Mustapha! — Möge der Segen Allah's auf ihm und seiner ganzen Familie ruhen! — nach den Rechten der Sekte des Imam Aasam und des Ima-

*) Sunnet-Sunnet bezeichnet Alles, was durch das Gesetz empfohlen, aber n[icht] befohlen ist.

Abu-Jusuph-al Rasi, und des Imam Mahomed Ben-Al-Chasem und der übrigen Imams — willigst Du ...... ein, für einen solchen Kalüm Deine Tochter dem Sohne des ..... nach den Rechten der Muhamedaner zum Weibe zu geben? —" Ist darauf eine bejahende Antwort erfolgt, so wendet sich der Mullah zum Vater des Bräutigams und spricht: „Du aber ..... willigst Du ein, daß Dein Sohn die Tochter des ...... zur gesetzlichen Ehe nehme?" — Hat dann auch der Vater des Bräutigams seine Einwilligung ausgesprochen, so erhebt sich der Mullah vom Boden, auf dem er mit gekreuzten Beinen gesessen hatte, und die Feierlichkeit ist zu Ende. Tags nach der Hochzeit macht der Mann gewöhnlich seiner jungen Frau ein kostbares Geschenk, doch zuweilen ereignet es sich auch, daß er gleich nach der ersten Nacht zum Mullah geht und sich einen Scheidebrief geben läßt.

Die Sommertracht der Tartaren besteht aus einem Hemde von weißem oder rothem Zitz und aus außerordentlich breiten Beinkleidern von demselben Stoffe. Ueber dem Hemde werden zwei Jacken getragen, von denen nur die äußere (Rasaki-Edres) mit Aermeln versehen ist. Der Kaftan (Tschekmen) ist aus Nankin oder dunkelblauem Tuche verfertigt und wird durch einen seidenen Gürtel (Poda) über die Hüften zusammengeschnürt. Eine Kappe (Takja), die bei den Reicheren mit Goldfäden ausgenäht ist, bedeckt stets das kahlgeschorne Haupt; über diese wird dann noch in der rauhen Jahreszeit eine Pelzmütze (Burnik) gesetzt. Die Tartaren auf dem Lande, die sich mit Feldarbeiten beschäftigen, tragen über der Takja noch einen spitz zulaufenden Filzhut von weißer Farbe.

Das weibliche Geschlecht der Tartaren, das, beiläufig gesagt, in Kasan auf keine besondere Schönheit Anspruch machen kann, wenn man nicht wie die Tartaren und ihre Stammesgenossen, die Türken, die Korpulenz für das

Ideal der Schönheit hält, sucht diesen Mangel durch äußeren Schmuck zu ersetzen, so weit dies ihm nur seine Mittel gestatten. Die verheirateten Frauen tragen über dem Hemde (Kulmak), das entweder aus buntfarbigem Zitz oder Seide verfertigt und mit Borten ringsherum besetzt ist, eine seidene Jacke mit langen Aermeln, die bei vielen reich mit Gold verziert ist. Das Kleid selbst schließt sich enge an den Körper und besteht ebenfalls aus einem Seidenstoffe, der in Form eines Schlafrockes gearbeitet und mit einem goldenen und silbernen Gürtel versehen ist. Alle ohne Ausnahme tragen weite Beinkleider und Pantoffeln aus Saffian (Tschiknik), die mit Goldschnüren reich ausgenäht sind. Statt der Strümpfe werden die Füße mit leinenen Tüchern bewickelt. Der Kopf ist mit einem seidenen Tuche (Janar Tschaulik) bedeckt und in den Ohren tragen sie lange silberne oder goldene Ohrgehänge (Alka-Kaschli-Tscherderli), während den Hals ein mit Edelsteinen oder vergoldeten Silberrubeln geschmücktes Halsgeschmeide ziert. Natürlich dürfen bei den Reicheren Brazelets auf den Armen und goldene, mit Türkissen oder Amethysten geschmückte Ringe nicht fehlen, von denen sie wo möglich zwei bis drei auf einem Finger tragen. An dem langen, oft falschen Zopfe hängen ebenfalls große Silbermünzen, die bei der leisesten Bewegung des Kopfes ein harmonisches Geklingel ertönen lassen; über die linke Schulter aber wird eine mit Perlen geschmückte Schärpe (Buti) getragen, an der ein kleines Täschchen angenäht ist, worin ein Koran im Taschenformat getragen wird. Ein solches Bandelier kostet oft 800—1000 Thaler. — Vor etwa fünfzig Jahren trugen die Tartarinnen einen einem Zuckerhute ähnlichen seidenen Kopfputz, der mit vergoldeten Rubeln, Korallen und Perlen besetzt war. D lange Kegel endete oben in einem vergoldeten Knop Das Gewicht eines solchen Kopfputzes soll bis 10 Pfu

betragen haben und mag daher auch wohl die Ursache gewesen sein, daß er aus der Mode gekommen ist. Die Mädchen dagegen tragen auf dem Kopfe eine runde Kappe, die ganz mit den in Rußland kursirenden Silber- und Goldmünzen in der verschiedensten Größe besetzt ist, so daß ein Ehekandidat schon auf den ersten Blick den reellen Werth der Schönen erkennen kann. Trotz der Abgeschlossenheit, in der die jungen Mädchen gehalten werden, wissen sie doch sehr wohl mit Hülfe ihrer alten Wärterinnen Bekanntschaften mit jungen Männern anzuknüpfen und die feurigen Liebesbriefe, die sie an den Gegenstand ihrer Zuneigung richten, legen Zeugniß von der Leidenschaftlichkeit ihres Charakters ab, wofür folgender Brief, den mir der Zufall in die Hände gespielt hat, als Beleg dienen mag. Beim Lesen desselben glaubt man nicht im frostigen Rußland zu sein, sondern das Rauschen der Dattelpalmen über seinem Haupte zu hören. Der Brief lautet in wörtlicher Uebersetzung wie folgt:

„Du feurige Kohle meines Herzens! o Du Licht meiner Augen! o Du Freund, den ich liebe, wie meine Seele! nein! mehr noch als meine Seele! Ich beuge meine Knie vor Dir und die Erde küssend, die Dein Fuß betreten hat, sende ich Dir die Gabe des Gebets, geschmückt mit den Perlen der Thränen und den Seufzern des Herzens. Du, Du hast mich in's Meer der Leiden versenkt! Ich werde vom Feuer der Liebe verzehrt. Warum doch lebe ich in dieser vergänglichen Gestalt?! Die Liebe zu Dir hat mein Sein zerrissen. O Du Schönheit meines Lebens! Licht meiner Augen! Du ahnst nicht, was in meinem Herzen vorgeht. Allah allein weiß es! Wenn ich sprechen will, stammle ich Deinen Namen; wenn ich denken will, erfüllst Du alle meine Gedanken. Naht die Zeit des Schlafs, so flieht der Schlummer meine Augen. Meine Gedanken können nicht einen Augenblick von Dir

ferne sein. O Wunder über Wunder! Ich spreche zu mir selbst — Du kannst nicht von ihm geliebt sein. Flüchte Dich zu Deiner Vernunft! Wo ist die Vernunft? Wo ist die Geduld? Sie sind verschlungen von dem Schmerze. O Allah! für welche Sünden schufft Du dies Leiden?! Warum muß ich glühend lieben, um, ach, vielleicht nicht wieder geliebt zu werden?! Warum gabst Du mir nicht die Kraft, dem Drange der Gefühle zu widerstehen?! O Freund meiner Seele! Wenn Du nach Empfang meiner Sendung mich einer Antwort würdigst, dann wird die geknickte Blume, durch den Thau Deines Wohlwollens benetzt, zu neuem Leben erblühen! Deine Erwiderung wird der Balsam sein, der die Wunden meines Herzens heilt. Ich weiß nicht, was ich geschrieben habe, — vergieb die Verwirrung meiner Worte! O Licht meiner Seele! Bete zu Allah für mich!"

Die Goldlager in Ostsibirien.

Die reichhaltigsten Goldlager Rußlands befinden sich in den Ausläufern der großen Kette des Altai in Central-Sibirien und zwar in den Distrikten von Tomsk und Jenisseisk. Der Boden erhebt sich hier in niedrigen Hügelreihen, die größtentheils mit undurchdringlichen Urwäldern bedeckt sind, welche von den Eingebornen „Taiga“ genannt werden. Diese Taigas werden von einer Menge kleiner Flüßchen durchschnitten, die auf dem Gebirge entspringen und in ihrem Wasser Gold mit sich führen, welches sie dort von dem Gesteine losgewaschen haben. Die am Jenisei gelegene Stadt Krasnojarsk ist der Sammelpunkt aller derer, die sich mit dem Goldsuchen beschäftigen. Das Gold selbst findet sich entweder in Schwefelkies und Quarz eingesprengt und muß durch regelrechten Bergbau ausgebeutet werden oder es kommt in den Geschieben der ursprünglichen Bergart vor, die von den Russen „Rossüpi“ genannt werden und, durch das Wasser von dem Gesteine losgerissen, den Boden der zahlreichen Schluchten bedecken, die in uralter Zeit wahrscheinlich ganz mit Wasser angefüllt waren. Der regelrechte Bau auf Gold wird in Sibirien nur wenig betrieben, weil er einerseits mit großen Gefahren für die Arbeiter verknüpft ist, andererseits die ungeheuren Kosten, welche die Anlegung von hachten und die Anschaffung von Schöpf- und Luft-nigungsmaschinen erfordern würden, ein solches Unter-

nehmen nur für sehr reiche Leute, die große Kapitalien dabei riskiren können, möglich macht. Deshalb haben fast alle Kapitalisten den Bergbau aufgegeben und sich der Bearbeitung der Rossüpi zugewandt, die freilich auch mit großen Beschwerden verknüpft ist, da sich die meisten derselben, wie schon gesagt, mitten in den Wäldern und Bergschluchten befinden. — Da sämmtlicher Boden in Sibirien der Krone gehört, so müssen diejenigen, welche ihr Glück mit Goldgraben versuchen wollen, vor allen Dingen sich die Erlaubniß der Regierung dazu verschaffen. Diese erhält ein Jeder mit Ausnahme der bei der Landes-Administration angestellten Beamten und — der Juden. Mit dem für eine bestimmte Oertlichkeit ausgestelltem Erlaubnißschein versehen führt der Unternehmer eine „Partie" von 20—30 Arbeitern in die Rossüpi, was ihm jährlich circa 3000 Rubel kostet. Häufig ereignet es sich, daß viele Jahre hindurch kein Gold oder doch nur sehr wenig ausgebeutet wird, so daß große Kapitalien dabei verloren gehen. So hatte der bekannte Kaufmann Mjäsnikoff bereits 260,000 Rubel verausgabt, ehe er endlich auf eine reiche Goldader stieß, die ihm nicht nur seinen Verlust ersetzte, sondern noch einen ungeheuren Gewinn brachte. Viele andere aber, die dies Hazardspiel nicht fortsetzen können, werden dabei vollständig zu Grunde gerichtet. Um ein günstiges Resultat zu erzielen, kommt es vor allem darauf an, Arbeiter zu gewinnen, die eine eiserne Natur haben, denn die Beschwerden, die hier zu ertragen sind, dürfen nicht mit demselben Maßstabe gemessen werden, wie die, welchen die Bergleute in unserm civilisirten Europa ausgesetzt sind. Hunderte von Wersten von jeder menschlichen Wohnung entfernt, inmitten der größtentheils morastigen Urwälder, sind die Unglücklichen gezwungen, [illegible] ganzen Bedarf ihrer Lebensmittel, aus gedörrten Fis[illegible] und Salzfleisch bestehend, mit sich zu führen. Ihre Schl[illegible]

stätte ist der feuchte Boden. Die häufigen Regen und die unausgesetzte Schurfarbeit auf dem feuchten Grunde macht es, daß sie fast nie aus ihren nassen Kleidern herauskommen. Wenn nun in dieser nicht eben sehr beneidenswerthen Lage eine solche Partie plötzlich von einem früh eintretenden Schneesturme überrascht wird, so erreicht die Noth dieser Leute ihren höchsten Grad. Da ihre Pferde schon längst vor Hunger krepirt sind, müssen sie sich selbst vor die mit dem Reste ihres Proviants bepackten Schlitten spannen und sich durch den tiefen Schnee den Weg bis zu einer Ansiedlung bahnen. Dessenungeachtet hält sogar der strenge sibirische Winter die Goldspekulanten nicht ab, Arbeiter nach den Taigas zu schicken, die das mit dem Brecheisen losgebrochene Gestein und den Sand, in welchem Gold vermuthet wird, mit erwärmten Wasser auswaschen. Nach der ermüdenden Tagesarbeit müssen sie dann die Nacht auf dem Schnee in elenden, aus Fichtenzweigen errichteten Hütten zubringen, die natürlicher Weise fast gar keinen Schutz gegen die grimmige Kälte gewähren. Wenn dann endlich eine Partie irgendwo eine ergiebige Goldader entdeckt hat, so ist sie durch das Gesetz verpflichtet, sogleich der Landespolizei davon Anzeige zu machen und um die gesetzliche Vermessung des Terrains einzukommen. Letztere besteht darin, daß dem Unternehmer auf dem von ihm erwählten Platze eine hundert Faden breite und höchstens 5 Werste lange Strecke abgemessen wird, die er dann nach seinem Belieben exploitiren darf. Zwei solcher Plätze nebeneinander werden niemals einer und derselben Person zuertheilt und zwar aus dem Grunde, damit im Falle, daß ein solcher Platz sehr ergiebig an Gold ist, dies nicht in zu großer Menge in die Hände es Einzelnen komme. Für das Besitzthumsrecht eines hen Platzes werden bestimmte Prozente von der Goldbeute an die Krone entrichtet; zuerst waren es 15%,

nach dem Jahre 1840 aber stiegen dieselben bis auf 24%. Außerdem müssen noch von jedem Pfunde Gold 4 bis 8 Rubel, je nach der Ergiebigkeit der Rossüpi, der Krone gezahlt werden und zwar für die Unterstützung, welche die Regierung den Goldgräbern zur Aufrechterhaltung der Ordnung leistet. In früheren Zeiten konnten die Unternehmer den ihnen abgemessenen Platz so lange behalten, wie sie wollten; jetzt ist jedoch ein zwölfjähriger Termin für den Besitz desselben festgesetzt, nach dessen Verlauf der Platz an die Krone zurückfällt und an andere Spekulanten abgegeben wird.

Der Fischfang auf dem Uralstrom.

Auf meinen wissenschaftlichen Wanderungen durch den östlichen Theil des europäischen Rußlands kam ich auch in das Land der Uralischen Kasaken, dessen Flächeninhalt nur sehr wenig dem des Königreichs Bayern nachsteht. Von der einen Seite wird es von den Gouvernements Orenburg, Samara und einem Theile des Astrachanischen Gouvernements begrenzt, während es von der andern Seite durch den Uralstrom von der ungeheuren Kirgisensteppe geschieden wird, welche gegenwärtig unter der Verwaltung des Orenburger Kriegsgouverneurs steht. Das Wort „Kasak,“ gleichbedeutend mit den früher gebräuchlichen Namen „Chujar, Haiduk und Ulan,“ bedeutet einen flotten Burschen oder einen Mann, der zu kriegerischen Wagnissen aufgelegt ist, die sich freilich nicht immer in den vom Gesetze vorgeschriebenen Grenzen bewegen. Jetzt jedoch wird der Name „Kasak“ nur für eine gewisse Art von Kriegern gebraucht, die einen Theil der leichten russischen irregulären Kavallerie bilden. Der kriegerische Sinn der uralischen Kasaken wurde schon von Alters her durch die Nachbarschaft der wilden Kirgisenhorden geweckt, die heutzutage gehorsame Unterthanen des russischen Zaren sind, und auch jetzt noch findet er reichliche Nahrung ch die nahe Berührung mit den wortbrüchigen, halb-den Chiwinzen und Kokanzen. Diesem Umstande, sowie n fortwährenden Kriegsdienste, den die Kasaken thun

müssen, und der Unfruchtbarkeit ihres Landes, ist es zuzuschreiben, daß sie sich vorzugsweise mit Vieh- und Pferdezucht beschäftigen. Die Hauptquelle ihres Wohlstandes aber sind die durch uralte Gesetze geregelten Fischereien auf dem Uralstrome und dem Kaspischen Meere.

Von frühester Jugend an werden die Knaben durch kriegerische Spiele für die Strapatzen ihres künftigen schweren Dienstes abgehärtet. Eines der beliebtesten, quasi offiziellen, Spiele ist das Festungsspiel, das sehr häufig im Winter, vorzugsweise aber während der Butterwoche, in der Stadt Uralsk stattfindet, wohin sämmtliche Knaben der benachbarten Stanitzen zusammenkommen. Auf dem Marktplatze werden kleine, mehrere Stockwerke hohe Festungen aus Eis errichtet, welche die Gestalt einer Pyramide haben, auf deren Spitze eine buntfarbige Fahne befestigt wird; sodann wird der Tag des Sturmes bestimmt, und sämmtliche Knaben, die nicht älter als 14 Jahre sein dürfen, erscheinen zu Pferde in den seltsamsten Phantasiekostümen auf dem Markte und stellen sich in Parade auf. Sobald der Ataman erschienen ist, wird das Signal zum Sturm gegeben, und nun stürzen Alle wie rasend auf die Festungen los, die von alten Kasaken vertheidigt werden, deren Waffen aus langen Stangen und Baststricken mit daran befestigten alten Bastelschuhen bestehen, während die Angreifer sich stumpfer Säbel, hölzerner Schwerter und blindgeladener Pistolen bedienen. Man kann sich kaum einen Begriff von dem Lärm und dem Tumulte machen, der nun entsteht. Das Geschrei Tausender von Knaben, vermischt mit dem Knallen der Pistolen, dem Wiehern der Pferde und dem Jubelrufen des zahlreichen Publikums wirkten so erschütternd auf meine Nerven, daß ich froh war, als ich das Getümmel hinter mir hatt-
Aus dem Fenster des Gasthofes sah ich dann, wie ein a
Türke verkleideter Junge mit wahrer Todesverachtung d

wuchtigen Püffen der Vertheidiger trotzend, bis zum Gipfel der Pyramide vordrang, die Fahne herunterriß und, stolz auf diese Siegestrophäe, nach Hause ritt.

Im sechszehnten Jahre fängt der junge Kasake schon an zu fühlen, daß er zu höheren Dingen als zu Knabenspielen berufen sei, und einem innern Triebe folgend, nimmt er theil an den sogenannten Plauderabenden, die gewöhnlich zur Winterszeit im Hause eines Mädchens stattfinden, das schon erklärte Braut ist. Aus ihren hier versammelten Freundinnen wählt die Braut eine aus, die sie mit dem wichtigen Amte der Wirthin betraut, die Gäste zu empfangen, die Spiele anzuordnen und die Bewirthung zu besorgen. Früher fand auf solchen Abenden keine Bewirthung statt; heutzutage aber erfordert es die Mode, daß man Thee, Nüsse, Pfefferkuchen und vor allen Dingen die beliebten Kerne der Wassermelone den Gästen vorsetzt. In diesen Abendgesellschaften sind die jungen Leute ganz unter sich; hier knüpfen sie in der Regel die zärtlichen Verhältnisse an, die früher oder später zum Abschlusse der Ehe führen. Ist ein Mädchen einmal erklärte Braut, so findet auch bald darauf die Hochzeit statt, die wesentlich so gefeiert wird wie in den andern Provinzen des russischen Reiches. Nur trägt der Bräutigam hier an seinem Ehrentage einen buchariſchen Schlafrock und umgürtet sich mit einer langen rothseidenen Leibbinde, während die Braut in ihrem schönsten Sarafan erscheint, auf dem Kopfe die perlengeschmückte Soroka (d. i. ein turbanähnlicher Kopfputz, den nur verheiratete Frauen tragen dürfen). Auffallend war es mir, daß der neben seiner Braut sitzende Bräutigam wohl eine halbe Stunde lang zu derselben kein einziges Wort sprach, sondern beständig den Daumen der rechten Hand um den der linken drehte, was, wie ich später hörte, nicht einer vorübergehenden Laune desselben zugeschrieben werden muß, sondern

eine allgemeine, durch das Herkommen vorgeschriebene Sitte ist.

Die Tracht der Kasaken ist verschieden, je nachdem sie auf dem Lande oder in der Stadt leben. Die im Kriegsdienste stehenden Männer tragen die gesetzmäßige Uniform, die Civilisten aber dunkelblaue Kasakinen mit aufrecht stehendem oder Klappkragen, weite Pluderhosen mit breiten, rothen Streifen und eine mit einem Schirme versehene Uniformmütze. Das schöne Geschlecht trägt zwar auch heute noch sein altes kleidsames Nationalkostüm, die vorhin schon genannte Soroka, den bis an den Hals reichenden, mit Metallknöpfen besetzten Sarafan, sowie den perlengeschmückten Gürtel, dessen Zipfel golddurchwirkte Troddeln bilden; doch sind in letzter Zeit die Pariser Moden bis zum fernen Ural gedrungen, und nicht selten erblickt man junge Mädchen und Frauen mit koketten, neumodischen Hüten auf dem Kopfe, ein stark parfümirtes, mit theuern Spitzen besetztes Taschentuch in der einen Hand haltend, während die andere graziös den modernen Sonnenschirm schwingt. Tout comme chez nous!

Wie schon erwähnt, bildet der Fischfang die Haupt- und Lieblingsbeschäftigung der uralischen Kasaken, und da ich öfters Gelegenheit hatte Augenzeuge desselben zu sein, so wird folgende Schilderung meinen Lesern ein anschauliches und wahrheitsgetreues Bild davon geben.

Unterhalb der Stadt Uralsk wird zu Beginn des Frühlings längs der ganzen Breite des Uralstromes ein sogenannter Utschug, d. h. ein aus starken Ruthen und Weidengeflecht verfertigter Zaun, in das Wasser, quer durch den Strom, gestellt, um die aus dem Kaspischen Meere stromaufwärts ziehenden Fische vom weiteren Vordringen abzuhalten. Zwischen dem Utschug und der Mündung des Stromes hat nach einem uralten Gesetze kein einzeln Kasak das Recht zu fischen. Der Fischfang darf hier n

von dem Heere in corpore und zwar zu bestimmten Zeiten betrieben werden. Die Heereskanzlei bestimmt den Ort, den Beginn und das Ende einer jeden Expedition, ebenso die dabei gebräuchlichen Netze und andere dazu nothwendigen Gegenstände. Der Kasaken-Ataman aber repräsentirt dieselbe Macht, welche in den anderen Provinzen des Reiches der Gouverneur besitzt. Von dem Flecken Gurjeff bis zur Stadt Uralsk befinden sich auf jedem Vorposten (in andern Kasakengebieten „Staniza" genannt) außer dem örtlichen Befehlshaber, der danach sehen muß, daß Niemand zu ungehöriger Zeit den Fischfang betreibe, noch besondere Aufseher, gewöhnlich alte, ausgediente Kasaken, die jeden Lärm vom Flusse fern halten müssen, damit die Fische nicht verscheucht werden. Außerdem sind zwischen jeden zwei am Ufer des Flusses gelegenen Ortschaften, an drei gleichweit von einander entfernten Stellen, Militärposten zu demselben Zwecke aufgestellt.

Nach dem Heeresgesetze wird jeder zu ungehöriger Zeit betriebene Fischfang als Räuberei angesehen und sehr streng bestraft, wobei man nicht sowohl die Menge der gefangenen Fische als den Schaden berücksichtigt, der dem ganzen Heere dadurch zugefügt wird, weil die durch den Fang aufgescheuchten Fische nicht mehr schaarenweise zusammenschwimmen, sondern sich nach verschiedenen Seiten hin zerstreuen. Jenseits des Utschugs jedoch ist es einem jeden Kasaken zu jeder Zeit erlaubt die Fische zu fangen, die noch vor der Errichtung des Flechtwerks' den Fluß weiter heraufgeschwommen sind.

Will der Ataman einem Fremden eine ganz besondere Aufmerksamkeit erweisen, so veranstaltet er ihm zu Ehren ein Taucherfischen in der unmittelbaren Nähe des Utschugs. Auch ich hatte Gelegenheit, einer solchen Lustbarkeit beizuwohnen, die äußerst interessant ist. Ein kleiner Kutter, auf dem sich die eingeladene Gesellschaft befand, wurde

von Kasaken mit der größten Vorsicht den Fluß herabgerudert. Es war schon zu Beginne der Nacht und der Vollmond goß eben sein bleiches Licht über das linke niedrige Ufer des Uralstromes aus, welches die bucharische Seite heißt. Das entgegengesetzte, viel höher gelegene Ufer heißt dagegen die samarische Seite, weil früher Samara der einzige Ort war, den man in Handelsangelegenheiten besuchte. Je weiter wir den Fluß hinabkamen, desto höher und steiler wurde diese Uferwand, die an einigen Stellen die Höhe von 10—15 M. erreichte. Die Matrosen hielten mit dem Rudern ein und sachte glitt der Kutter, von der Strömung getragen, weiter. Da wurde plötzlich vor uns eine schwarze Linie sichtbar, die, über die ganze Breite des Flusses sich erstreckend, dessen Lauf aufzuhalten schien. Das war eben der Utschug, dem wir nun schon ganz nahe gekommen waren. Als ich mich umblickte, bemerkte ich ein helles Feuer, welches in der Nähe des linken Ufers den Strom hinabglitt. Auf meine Frage über die Bedeutung desselben, gab mir der Ataman mit leiser Stimme zur Antwort, daß man dies Feuer auf einem Boote angezündet habe, um die schlafenden Fische aufzuwecken und an die Oberfläche des Wassers zu locken.

„Das Boot schwimmt ja aber dicht am Ufer," entgegnete ich und der Schein des Feuers erreicht ja nicht einmal die Mitte des Flusses. Da ist es ja unmöglich, daß alle Fische aufwachen!"

„O, dafür ist auch gesorgt! Hören Sie nur!"

In diesem Augenblicke ertönte durch die nächtliche Stille ein schriller Pfiff, und gleich darauf stürzte sich eine dunkle Masse vom Bergufer mit einem furchtbaren Lärm in das Wasser. Es waren dies einige hundert Jungen, die zu Fuße unserer Expedition gefolgt waren und nun auf ein gegebenes Zeichen mit wildem Geschrei kopfüber sich in den Strom stürzten, dann rasch wieder das Ufer

erklommen, und an einer andern Stelle ihren Salto mortale wiederholten, bis ein zweites Signal die Stille wieder herstellte.

Unterdeß hatten wir uns dem Steppenufer bis auf etwa zehn Schritte genähert und sahen zwei Kasaken bis zum Gürtel im Wasser dort bereits unserer Ankunft harren.

„Heda, meine Burschen!" ertönte die Stimme des Atamans. Heute gilt es unsere von fern hergekommenen Gäste mit einem tüchtigen Fischchen zu bewirthen? Was meint ihr dazu?"

„Mit dem größten Vergnügen, Euer Gnaden! Was für Fische befehlen Sie?"

„Was fragt ihr noch danach? Wenn man schon bewirthet, muß man auch ordentlich bewirthen! Fangt einen Stör, Bursche!"

„Mit oder ohne Rogen, Euer Gnaden!"

„Natürlich mit Rogen, und zwar von der besten Sorte."

„Zu Befehl, Euer Gnaden! Wir bitten um den Segen!"

„So segne ich euch denn im Namen der heiligen Dreieinigkeit!" sagte der Ataman, indem er das Zeichen des Kreuzes über sie machte.

„Amen!" riefen die Kasaken und verschwanden im Wasser.

Als einzige Waffe bei dieser nicht ungefährlichen Art des Fischfanges bedienen sich die Taucher der Abraschka, eines etwa 15 Centimeter langen, spitzen, eisernen Hakens, dessen unteres Ende sich frei an einem metallenen Ringe bewegt, der vermittelst eines starken Riemens an dem rechten Handgelenke befestigt ist. Die Abraschka selbst wird, wenn es nöthig ist, fest zwischen dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand gehalten. Die Zuver=

sichtlichkeit, mit der die Taucher den Befehl entgegennahmen, gerade einen Stör, und noch dazu einen Rogener, zu fangen, erklärt die ungewöhnliche Uebung, welche die Kasaken im Fischfange haben. Ihr Blick ist so scharf, daß sie unter dem Wasser durch die bloße Berührung mit der Hand sogleich erkennen könne, was für einen Fisch sie vor sich haben. Ist es nun gerade der, auf den sie es abgesehen haben, so werfen sie, ohne viel Zeit zu verlieren — denn die Minuten unter dem Wasser sind weit kostbarer, als die über demselben — die Abraschka in den Leib des Fisches und schleppen ihn dann an's Ufer. Zuweilen ereignet es sich dabei, daß nicht der Mann den Fisch, sondern der Fisch den Mann überwältigt, indem er ihn durch einen starken Schlag mit dem Schwanze betäubt. In diesem kritischen Augenblicke darf der Taucher seine Geistesgegenwart nicht verlieren, wenn er nicht dem Tode verfallen will; fühlt er sich noch stark genug, so nimmt er den Kampf mit dem riesigen Fische auf, indem er berechnet, daß sein Gegner in Folge der immer größer werdenden Wunden bald verenden müsse. Während er mit der linken, unbeschäftigten Hand das Gleichgewicht im Wasser aufrecht zu erhalten bestrebt ist, erspäht er zu gleicher Zeit die günstige Gelegenheit, wo er durch einen kräftig gegen den Bauch geführten Faustschlag den Fisch betäuben und ihn dann vollständig in seine Gewalt bringen kann.

Die uralischen Kasaken fischen das ganze Jahr hindurch in ihren Gewässern. Fangen wir z. B. das Jahr mit dem Monat November an, in dem die Flüsse schon vollständig zugefroren sind, so begegnen wir folgenden verschiedenen Arten des Fischfanges.

Schon in den ersten Tagen des Novembers beginnt der Fischfang mit der Blesna und Ostroga. Mit erste[illegible] einem Angelhaken, an dem ein kleines metallenes Fisch[illegible]

mit einem Stückchen Fleisch befestigt ist, werden nur der Sandart und Alant gefangen. Die Oeffnung, die zu diesem Zwecke in dem Eise gemacht wird, ist nur klein, während die zur Anwendung der Ostroga bestimmte wenigstens 15 Decimeter im Durchmesser haben muß. Die Ostroga ist eine große, zweizackige, mit Wiederhaken versehene und an einem langen hölzernen Stiele befestigte Gabel, vermittelst welcher der Fisch gespießt wird. Ueber das Loch im Eise wird eine kleine Strohhütte errichtet, in welcher der Fischer sitzt, und sobald sein geübtes Auge einen Fisch erspäht hat, wirft er die Ostroga mit voller Kraft auf denselben, wobei er nur selten sein Ziel verfehlt. Auf diese Weise werden gewöhnlich nur die sogenannten gemeinen Fische erbeutet, die zur täglichen Nahrung der Kasaken dienen. Sobald der Eisgang anfängt, hat diese Art des Fischfangs ihr Ende erreicht.

Sobald das Eis unterhalb der Stadt Uralsk die erforderliche Tragstärke hat, wird zuerst ein Fischfang für den Tisch des Kaisers veranstaltet, der einen Tag lang dauert und in der unmittelbaren Nähe der Stadt stattfindet. Die hierbei gefangenen Fische, sowie der von ihnen gewonnene Kaviar, werden sogleich auf Schlitten gepackt und mit einer besonderen Deputation nach Petersburg geschickt.

Die kleine Hakenfischerei beginnt Mitte Dezember zwischen Uralsk und dem Ondarinskischen Vorposten. Zu derselben Zeit findet hart an der Mündung des Ural das Winterfischen mit Netzen statt, zwischen Weihnachten aber und dem heil. Dreikönigstage das große Fischen, und zwar von dem Ondarinskischen Vorposten an bis zu dem Flecken Gurjeff, d. h. von dem Orte an, wo die kleine Fischerei aufhört. Sobald diese von sämmtlichen, Kriegsdienste leistenden Kasaken angestellten Fischereien beendet [illegible], wird der Ural für frei erklärt und jeder Kasak hat

dann das Recht, bis zum ersten März auf eigene Hand den Fischfang zu betreiben, wo es ihm beliebt.

Der Hauptverkauf der Fische findet in Uralsk und zwar Pudweise (ein Pud hält 40 Pfund) statt, doch werden auch viele gleich an Ort und Stelle von spekulirenden Kaufleuten aus erster Hand gekauft. Die Fische werden in langen Reihen auf das Eis gelegt, so daß der Käufer sich leicht mit eigenen Augen von der Güte der Waare überzeugen kann. Wenn sich für einen Fisch mehrere Käufer finden, so entscheidet das Loos, wem derselbe zugeschlagen werden soll. Der Umsatz hierbei beläuft sich im Ganzen auf circa 70,000 Rubel.

Sämmtliche im Ural, wie im Kaspischen Meer sich aufhaltenden Fische werden von den Uralischen Kasaken in zwei Klassen eingetheilt, in die rothen (d. h. schönen), welche Knorpel statt Rückgrat haben, wie der Hausenfisch, der Stör, der Schip (eine Abart des Störs), der Sternstör und der Sterläd, und in die schwarzen, minder werthvollen, unter denen der Wels, der Karpfen, der Sandart und der Brachsen den ersten Platz einnehmen. Der Preis der Fische ist zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden und hängt von vielen Umständen ab, besonders aber davon, ob die Nachfrage danach größer oder geringer ist. Die Kaufleute berechnen den Preis nach der Zeit, in der sie ihre Waare an den Absatzort schaffen können; außerdem aber hat eine Fischart vor der andern immer einen gewissen Vorzug. So ist der Stör theurer, als der Hausenfisch und der Schip. Der Sterläd wird nur selten gefangen und pudweise verkauft. Die schwarzen Fische sind stets billiger als die rothen; jedoch ist der Wels theurer als der Karpfen, dieser wieder theurer als der Sandart und der Sandart theurer als der Brachs[illegible] Die kleineren Fische werden nur zum Hausbedarf v[illegible] wandt und selten verkauft. Im Sommer sind die Pre[illegible]

am billigsten, weil die Waare schnell verdirbt; im Herbste steigen sie wieder, erreichen aber ihren Höhepunkt Mitte Winters, wo die Fische frisch oder gefroren auf die Hauptmärkte nach Nischni-Nowgorod, Kasan, Moskau und Petersburg gebracht werden können. Zu bemerken ist noch, daß die Flußfische den im Kaspischen Meer gefangenen vorgezogen werden, weil sie mehr Kaviar enthalten.

Die Fische laichen vorzugsweise im Frühlinge, jedoch nicht alle Gattungen zu einer und derselben Zeit. Dies ersieht man schon daraus, daß im Frühlinge, wenn der Sternstör bereits gelaicht hat, der Stör häufig noch mit unreifem Rogen gefangen wird. Die rothen Fische, die sich im Meere aufhalten, nähern sich im Frühjahr dem Ufer, um dort ihren Rogen abzustreifen. Wenn dann im Mai das Wasser zu „blühen“ anfängt, ziehen sie sich wieder in die Tiefe des Meeres zurück. Im Monat Juli kommen sie ebenfalls in die Nähe des Ufers, doch nicht mehr in so bedeutender Anzahl wie früher, und zwar da, wo ein Fluß in dasselbe mündet, in welchen sie dann schaarenweise hineinschwimmen. Auf diese Züge übt aber das Wetter einen großen Einfluß aus. Der Instinkt treibt die Fische dem Ufer zu, heftige Winde aber treiben sie oft bald hie bald dorthin, wodurch besonders diejenigen, welche ihren Rogen bereits abgesetzt haben, so ermüden, daß sie gezwungen sind, der Strömung widerstandslos zu folgen, obwohl man denken sollte, daß ein so gewaltiger Fisch, wie der Hausen, es mit jeder Welle aufnehmen sollte.

In den Uralstrom kommen die Fische sowohl im Frühlinge, als auch im Herbste, im Frühlinge jedoch in bei weitem größerer Anzahl. Es versteht sich von selbst, 'aß die Richtung des Windes bei diesen Wanderungen ıaßgebend ist. Wenn der Wind von Südwest weht, so nd die uralischen Kasaken glücklich, weil viele Fische da-

durch in den Strom getrieben werden und weil dieser Wind den für ihre vertrockneten Felder so nöthigen Regen herbeiführt. Dagegen treiben die Nordwinde das Flußwasser mit solcher Gewalt in's Meer, daß der Boden desselben einige Kilometer weit vom Ufer vollständig bloß gelegt wird. Auch die Ostwinde verursachen den Anwohnern des Ural bedeutenden Schaden, nicht blos deswegen, weil sie die Fische fernhalten, sondern auch aus dem Grunde, weil sie in der Regel im Frühlinge sehr anhaltend wehen und dabei so trocken sind, daß sie in einigen Tagen dem Boden sämmtliche Feuchtigkeit entziehen. Das junge Steppengras wird gelb und dorrt aus und auch das Getreide vertrocknet ganz und gar, wenn nicht später noch Regenwetter eintritt. Ist also der Wind günstig, so ziehen die rothen Fische in ungeheuren Schaaren aus dem Meere in den Strom, wobei es auffallend ist, daß der Sternstör diese Wanderungen nur so weit fortsetzt, als er noch nicht allen Rogen abgesetzt hat; ist dies aber einmal geschehen, so schwimmt er mit außerordentlicher Schnelligkeit nach dem Meere zurück.

Die zur Herbstzeit in den Uralstrom eingewanderten Fische bleiben dort im Verlaufe des ganzen Winters. Haufenweise nehmen sie die erwählten Lagerplätze ein, entwickeln dann aus sich eine klebrige Masse (von den Fischern „Hemde" genannt), überziehen sich mit derselben und gerathen bald darauf in den Zustand gänzlicher Gefühllosigkeit. Die Militärverwaltung beauftragt zu dieser Zeit einige erfahrene Kasaken, die Fische zu beobachten und der Heereskanzlei Bericht zu erstatten, wie groß der Zuzug aus dem Meere gewesen sei und welche Lagerplätze sie sich ausgewählt haben, damit sie danach ihre Maßregel treffen kann.

Das Kaspische Meer, dessen nördlicher Theil zu Gebiete der uralischen Kasaken gehört, friert im Novemb

oder spätestens Dezember zu und wirft seine Eisdecken erst zu Ende März oder zu Anfange des April ab. Der auf demselben betriebene Fischfang ist ebenfalls sehr bedeutend, obwohl es sich häufig ereignet, daß die in der Nähe des Ufers überwinternden Fische sämmtlich zu Grunde gehen, wenn ein heftiger Nordwind das Wasser unter dem Eise in's hohe Meer treibt, in Folge dessen das seiner Stütze beraubte Eis bricht, niederstürzt und die unter sich befindlichen Fische erdrückt. Zuweilen ereignet es sich, daß auf diese Weise eine Strecke von dreißig Kilometer bloßgelegt wird — denn der nördliche Theil des Meeres ist außerordentlich seicht — und man kann sich leicht denken, welch' eine gewaltige Menge von Fischen daselbst zu Grunde geht.

Kurz vor dem Beginne des Fischfangs kommen alle Kasaken, die sich an demselben betheiligen wollen, nach dem Flecken Gurjeff und schreiben sich bei einem der die Expedition dirigirenden Atamans ein. Ist dies geschehen, so versammelt der Ataman alle unter seinem Kommando stehenden Leute und läßt sie um den Platz losen, den ein jeder von ihnen auf dem Meere einzunehmen hat. Diese Parzellen werden so bestimmt, daß die erste Nummer ganz nahe dem Ufer ist, während die zweite, dritte, vierte u. s. w. sich immer tiefer in das Meer hinein erstrecken. Für die ergiebigsten Nummern werden die siebente, achte, neunte und zehnte gehalten. Wenn der Wind vom Meere herweht, so sind diejenigen besser daran, welche in der Nähe des Ufers fischen; weht aber der Wind vom Lande her, so haben die vom Ufer weiter entfernten mehr Aussicht auf einen glücklichen Fang. Es kommt vor, daß die Kasaken zehn Meilen weit in das Meer hineinfahren, die gewöhnliche Grenze des Fischfanges beschränkt sich jedoch auf sechs bis sieben Meilen.

Die mit Netzen gefangenen Fische werden alsobald

aufgeschnitten, und nachdem man den Rogen, die Blase und die Eingeweide herausgenommen hat, in große Stücke zerlegt und eingesalzen. Auf hundert Fische kommen je nach ihrer Größe drei bis vier Centner Salz. Am häufigsten wird zu dieser Zeit der Sternstör gefangen; sobald sich aber der Karpfen zeigt, was etwa in den ersten Tagen des Mai stattfindet, so ist dies ein sicheres Zeichen, daß die rothen Fische in kurzer Zeit gänzlich verschwinden werden. Dann erst beginnt die Jagd auf die schwarzen Fische.

Die Zahl der im Frühlinge gefangenen Sternstöre beläuft sich von 60,000 bis auf 70,000 Stück, welche wenigstens 2400 Centner Kaviar, 40 Centner Hausenblase und 40 Centner getrocknete Rückensehnen liefern. Aus diesen Fischen wird denn auch vorzugsweise der gepreßte Kaviar bereitet, während der frische, weniger gesalzene, aus allen Arten der rothen Fische gewonnen wird. Da die Art und Weise der Zubereitung des Kaviars wohl nur wenigen unserer Leser bekannt sein dürfte, so will ich dieselbe hier näher schildern:

Der aus dem Fische herausgenommene Rogen wird in ein langes viereckiges Sieb geschüttet, dessen Löcher die Größe eines Rogenkornes haben. Dieses Sieb befindet sich auf einer Mulde oder Tonne aus Lindenholz, die eine hölzerne Scheidewand in zwei gleiche Theile theilt. In diesen Behälter gießt man sodann frisches Wasser und schüttet so viel Salz hinein, als es für die Masse des zu bereitenden Kaviars erforderlich scheint. Diese Salzlake heißt „Tuslúk.“ Für den frischen, weniger gesalzenen Kaviar kommt ein Pfund Salz auf 40 Pfund Rogen; bei dem gepreßten hingegen tritt eine ganz andere Berechnung ein. Je konstanter und salzhaltiger der Tusl[illegible] ist, desto besser. Jedoch hängt die Güte des Kavia[illegible] keineswegs von der Menge des Salzes ab, sondern viel

mehr von der Länge der Zeit, welche auf das Mischen des Rogens mit dem Tuslúk verwendet wird, und der geübte Blick des Salzmeisters berechnet sogleich nach der Größe des Kornes, wie lange man den Rogen zu mischen hat, bis er vollkommen durchsalzen ist. Nach Beendigung dieser Operation werden Rogen und Tuslúk in das Sieb geschüttet; die Salzlake fließt in die Tonne zurück und wird dann zum Durchsalzen einer neuen Quantität Rogens benutzt, während der durch das Sieb in die andere Abtheilung der Tonne gefallene Rogen mit langen Schaufelstangen so lange umgerührt wird, bis er den gehörigen Grad von Festigkeit erlangt hat, worauf man ihn in kleine, aus Bast verfertigte Säcke thut und unter eine Presse legt, damit das darin noch enthaltene Wasser vollständig ausfließe. Ein solcher Sack enthält in der Regel 120—160 Pfund Kaviar. Zuletzt wird der Kaviar in Tönnchen aus Lindenholz gepackt, die inwendig mit in Fischthran getränkter Leinewand austapezirt sind. Solcher Kaviar heißt Serviettenkaviar. Doch packt man den Kaviar auch ohne Leinwand in Tonnen, und zwar zehn Centner in eine Tonne, oder er wird einfach in grobleinige Säcke gethan, falls sein Transport nicht gar zu weit ist. Der häufig vorkommende Name „Sadkowaja Ikra“ bedeutet nichts anderes, als frischer, d. h. wenig gesalzener Kaviar, der in kleinen Tönnchen aus Lindenholz zum Verkaufe nach dem Auslande geht. Gewöhnlich enthält ein solches Tönnchen 16—18 Pfund Kaviar.

Die uralischen Kasaken beschäftigen sich auch mit der Bereitung des Balüks (d. h. gedörrten Störrückens); doch werden davon jährlich im Durchschnitte nur 200, höchstens 400 Centner fabricirt. Die besten Balüks werden aus Stören und Hausenfischen in Uralsk bereitet und mit 30 Thaler der Centner bezahlt; sie stehen aber an Güte, so vortrefflich sie auch sind, den Astrachan'schen und Don-

schen Balüks nach, auf deren Fabrikation eine viel größere Sorgfalt gewendet wird.

Mit bei weitem größeren Schwierigkeiten ist die Achannok oder Netzfischerei im Winter auf dem Kaspischen Meere verbunden. Den Namen Achannok hat diese Art des Fischfangs von den dabei gebräuchlichen Netzen (Achan) erhalten, die 25 Meter lang und 10 Meter breit sind. Zuerst werden auf dem Eise zwei Einschnitte in geraden Linien gemacht, die 25 Meter von einander entfernt sind. An jedem derselben wird ein starker Pfahl eingeschlagen und an dem einem Ende des Netzes befestigt und in's Wasser hineingelassen. Vermittelst langer Hakenstangen wird es dann unter dem Eise bis zu der entgegengesetzten Oeffnung gezogen und dort das andere Ende des Netzes an den zweiten Pfahl befestigt. Das Netz darf jedoch nicht zu straff angezogen werden, sondern muß wo möglich bis zum Grunde des Meeres reichen, weil die Fische im Winter sich im tiefen Wasser aufhalten. Bei starkem Winde werden keine Fische gefangen, weil die gewaltige Strömung das Netz trotz des schweren Ballastes in die Höhe hebt. Ist der Frost sehr stark, so fahren die kühnen Fischer wohl bis 20, ja auch wohl bis 30 Meilen auf das Meer hinaus, bis ihnen das dünne Eis Halt gebietet, und schlagen, wenn sie eine günstige Stelle gefunden zu haben glauben, daselbst ihr Lager auf, das aus Filzzelten von der Form eines abgestumpften Kegels besteht. Die ganze Ausstattung desselben bilden Schilfrohr und das zum Futter für die Pferde mitgenommene Heu. Um die Zelte herum werden die Schlitten aufgestellt und die Pferde angebunden. Hier ist der Kasak, fern von jeder menschlichen Hilfe, ganz auf sich allein angewiesen und befindet sich fast stündlich in der größten Lebensgefahr, weil sich häufig in der Eisdecke große Risse bilden, oder auch gar die Stelle, wo er sein Lager aufgeschlagen hat,

sich ganz von dem festen Eise trennt. Ist die Spalte nicht breiter als 1—2 Schritte, so springt der kühne Mann ohne Bedenken hinüber, und sein an solche Sprünge gewöhntes Pferd folgt ihm ohne Schwierigkeit mit dem Schlitten. Ist die Breite der Spalte jedoch aber bedeutend und läßt das Zufrieren derselben zu lange auf sich warten, so schlägt er eine Brücke darüber, indem er große Eisstücke, eines neben dem andern, in's Wasser hineinläßt, bis der Zwischenraum ausgefüllt ist. Schon bei schwachem Froste frieren diese Stücke fest zusammen und bilden somit eine natürliche Brücke bis zur andern Seite des Eises. Ist jedoch die Kluft, die ihn vom festen Eise trennt, zu groß, als daß sie auf diese Weise überbrückt werden könnte, so bleibt ihm nur ein Rettungsmittel übrig, nämlich sein Pferd zu tödten und aus dem Felle desselben zwei Säcke zu machen, die er mit Luft anfüllt; an dieselben bindet er seinen Schlitten und tritt dann die gefährliche Wasserfahrt an, wobei er sich der Deichselstangen als Ruder bedient. Natürlicher Weise rettet er so nur das nackte Leben und muß seine werthvollen Netze und die vielleicht schon gemachte Beute im Stiche lassen. Dasselbe Verfahren beobachtet er, wenn ein heftiger Sturm die Eisdecke zertrümmert und eine Scholle auf die andere schiebt, so daß dadurch oft 8—10 Meter hohe Eisberge entstehen. Dann bleibt ihm nichts anderes übrig, als sich schnell in den Schlitten zu werfen und sich ganz dem Instinkte seines treuen Pferdes zu überlassen, welches, die drohende Gefahr ahnend, mit Windesschnelle der entgegengesetzten Seite zueilt, wobei es leider sich häufig ereignet, daß der Schlitten auf eine Stelle geräth, wo das dünne Eis eine solche Last nicht zu tragen im Stande ist und mit Roß und Mann in die nasse Tiefe versinkt. Zuweilen wird der Kasak auf einer großen Eisscholle weit hinaus in's Meer getrieben und erfriert oder ertrinkt, wenn nicht

der Zufall ein astrachan'sches Fischerboot zu seiner Rettung herbeiführt. Auch das hat sich schon ereignet, daß sein todtmüdes Pferd das rettende Ufer erreicht, doch bereits zu spät für seinen Herrn, der erfroren im Schlitten sitzt.

Schließlich bemerken wir noch, daß nach offiziellen Berichten die Ergiebigkeit des Fischfangs im Kaspischen Meer (zur Winterszeit) folgende Resultate ergiebt: Hausenfische 12- bis 16,000 Centner, Schips 400 Centner, Sternstöre 2000 Centner, Kaviar 800 Centner. Die gefrorenen Fische, sowie der Kaviar, werden in Gurjeff von den dortigen Kaufleuten gekauft und dann durch Uralsk nach dem Innern des Reiches transportirt.

Ein verlorner Posten in der Ostsee.

Es war an einem heitern Juli-Abende, als ein kleines Fischerboot von der nördlichsten Spitze Kurlands, Domesneß, durch die schäumende Brandung seinen Kurs nach der Richtung einschlug, in der die Insel Runoe liegt. So lange die beiden wettergebräunten Gestalten im Schifferkostüm, die allem Anscheine nach die Besitzer des Bootes waren, mit dem Richten des Segels nach dem Winde beschäftigt sind, haben wir Muße, unseren Leser mit den vier jungen Passagieren bekannt zu machen, die ihrer Kleidung und ihrem ganzen Gebahren nach der höheren Klasse der Gesellschaft angehörten. Zwei davon, und zwar die jüngsten, waren die Söhne eines gewissen Herrn Rosenberg, der zwei Meilen von Domesneß ein schönes Gut besaß, der dritte, dessen Oberlippe bereits ein zierliches Schnurrbärtchen beschattete, der Forstaspirant Herr Haudring und der vierte endlich der Schreiber dieser Zeilen, der die Bekanntschaft obgenannter Herren auf einer großen Elennsjagd in den Forsten von Dondangen gemacht hatte. Alle vier waren leidenschaftliche Jäger, und da sie gehört hatten, daß die Bewohner der kleinen Insel Runoe ganz ausgezeichnete Seehundsjäger seien, hatten sie beschlossen, ihnen einen Besuch zu machen und wenn es irgend mög-
h wäre, mit an einer Seehundsjagd Theil zu nehmen.
as kleine Boot sah daher sehr kriegerisch aus, weil ein
jeder sein Gewehr mit dem nöthigen Schießbedarf mit-

genommen hatte. Die Gesellschaft wurde von zwei gewaltigen Neufundländern, Hektor und Cäsar, vervollständigt, die sich von dem sie bis zum Ufer begleitenden Diener losgerissen hatten und dem Boote mehrere hundert Schritte weit nachgeschwommen waren. Um nicht wieder umzukehren, mußten wir schon die ermüdeten Schwimmer nolentes volentes in das Boot aufnehmen, trotz dem energischen Proteste unserer Schiffspatrone, die in ihrem Aberglauben behaupteten, daß Hunde auf einem Schiffe Unglück bedeuten.

Wenn Jäger zusammen sind, so fehlt es nie an Stoff zur Unterhaltung und der von Hause mitgenommene Flaschenkorb voll edlen vaterländischen Weines trug nicht wenig dazu bei, die heitere Stimmung fast bis zur Ausgelassenheit zu erhöhen. Eben hatte der Forstaspirant ein kurioses Histörchen zum Besten gegeben, wie er im vorigen Winter bei seinem Onkel, dem Oberförster in Ambothen, auf einem Wolfe geritten sei. Das war nämlich auf folgende Weise zugegangen: „Ich stand eben im Begriff,“ erzählte er, „des Abends auf den Anstand in den Wald zu gehen, als mir durch das eben geöffnete Hofesthor ein großes Thier zwischen die Beine rannte, das ich in meiner Unschuld für einen Schäferhund hielt und nicht wenig verwundert war, mich plötzlich rücklings sitzend auf demselben zu erblicken. Um nicht herunter zu fallen, ergriff ich den Schwanz des Thieres und bemerkte nun erst zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß mein improvisirtes Reitpferd ein mächtiger Wolf war. Mein Jagdmesser ergreifen und dem Ungethüm einen kräftigen Stoß in das Genick versetzen, war eins, meine Herren,“ schloß er seine Erzählung. „Ich sehe an ihren lächelnden Mienen, daß Sie mir nicht Glauben schenken, — doch so wahr Di die Göttin der Jagd ist, so wahr — — —“ ein ste Donnerschlag unterbrach seine Rede, dem ein heft

Regenguß folgte. Das Geheul des mit Macht hereinbrechenden Sturmes mischte sich mit dem Gebrülle der Wogen zu einem grauenvollen Concerte, und wäre es unsern Schiffern nicht noch zur rechten Zeit gelungen, das Segel zu reffen, so wären wir rettungslos verloren gewesen, denn der nächste in das Segel fallende Windstoß hätte das leichte Fahrzeug unfehlbar umgeworfen. Aber auch jetzt noch befanden wir uns in einer höchst gefährlichen Lage; — eine überstürzende Welle hatte das Boot fast bis zur Hälfte mit Wasser angefüllt, so daß wir jeden Augenblick befürchten mußten unterzugehen. Zum Glück für uns bewährte sich unsere kleine Schiffspumpe auf das glänzendste und nach einer guten halben Stunde unausgesetzter Arbeit, die uns eine Ewigkeit däuchte, befanden wir uns wieder halbwegs im Trockenen, wenn auch noch immer nicht außer Gefahr. Viele Jahre sind nach dieser Nacht verflossen, aber nie, so lange ich lebe, werde ich das Gefühl — ich will nicht sagen: unsäglicher Angst, aber Schauders, vergessen, welches mein Herz damals mitten im Kampfe der empörten Elemente ergriffen hatte. Der einzige Lichtstrahl, der unheimlich in das tiefe Dunkel der Nacht hineinblitzte, war die rothe Flamme des Leuchtthurms, auf welche das Auge unseres Steuermanns forschend gerichtet war, um danach den Kurs des Fahrzeuges zu richten.

„Noch nie habe ich eine solche Nacht auf dem Meere erlebt und ich fahre doch nun schon volle dreißig Jahre auf demselben," brummte die alte Theerjacke, — „aber das kommt davon, wenn man auf den Rath klügerer Leute nicht hören will und Hunde mit auf's Schiff nimmt! — Gott erbarme sich unser!" schrie er dann, als im nächsten Augenblick ein grell leuchtender Blitzstrahl nur wenige Schritte vor unserm Boote in's Meer schlug, begleitet von einem so furchtbaren Donnerschlage, daß wir

meinten, die Welt würde aus ihren Fugen gerissen. Unwillkürlich waren wir auf die Kniee gestürzt und erwarteten mit Bangen den Tod, der uns hier in so vielfacher Gestalt umgab. Der älteste Rosenberg hatte sich, apathisch gegen Alles, was um ihn vorging, unter das Segel verkrochen und ließ keinen Laut vernehmen, während Rosenberg junior dicht bei dem Steuermann Posto gefaßt hatte und ihm mit angstvoller Stimme in lettischer Sprache — die Schiffer waren Letten — zuwimmerte, er möge sein junges Leben retten. Noch tönen mir die Worte in den Ohren, die er damals so oft und mit so wehmüthigem Ausdrucke wiederholte: Ak apschehlatoes man, milejis Schteierman kungs! ak apschehlatoes man! d. h. O erbarmen Sie sich, gnädiger Herr Steuermann! erbarmen Sie sich meiner! — worauf dann die wenig tröstliche Antwort erfolgte: er möge doch nur ruhig sein; der Mensch könne doch nur einmal sterben. Was ich damals gefühlt; ich vermag es kaum zu beschreiben; doch der, welcher einmal in ähnlicher Todesgefahr gewesen ist, wird mir Recht geben, daß in diesem Augenblicke unser ganzes vergangenes Leben, alle Freuden, die uns zu Theil geworden, alle Leiden, die wir erduldet haben, gleich einem Panorama blitzschnell vor unserer Seele vorüberzieht, als wolle es von uns Abschied nehmen, ehe es auf immer von uns scheidet. Viel mag es dabei auch auf das Temperament des sich in solcher Lage befindlichen Individuums ankommen. Es gibt Leute, welche wie unser Freund, der sanguinische Forstaspirant von Haudring, selbst in der Nähe des Todes nicht unterlassen können, schlechte Witze zu reißen; denn ein Witz sollte es doch wohl sein, als er die Frage an mich richtete, ob ich auch mein Leben versichert hätte. Ich weiß nicht mehr, was ich ihm darauf antwortete; ich erinnere mich nur noch dunkel, da ich bald darauf in einen lethargischen Zustand fiel, d

wohl mehrere Stunden gedauert haben mußte, denn als ich endlich die Augen wieder aufschlug, sah ich über mir das blaue Firmament des Himmels und die Sonne hoch über meinem Haupte.

Der Sturm war weiter nach Norden gezogen und die vor Kurzem noch so empörten Meereswogen rauschten jetzt wieder so friedlich, als ob sie nie aus ihrer Ruhe gestört worden wären. Vor unseren Blicken lag ein flaches, mit großen schwarzen Steinen besäetes Eiland, das kaum merklich sich über das Niveau des Meeres erhob, das Ziel unserer Reise, die Insel Runoe, wie uns der Steuermann schmunzelnd mittheilte, dem ein tüchtiger Schluck unverfälschten Cognaks aus unserer Feldflasche in die jovialste Stimmung versetzt hatte. „Machen Sie jetzt nur Ihren Geldbeutel los,“ bemerkte er darauf, als ein mit sechs russischen Soldaten bemannter Kutter auf uns zusteuerte, „denn einen Paß werden Sie wohl schwerlich bei sich haben und ohne einen solchen darf man die Insel nicht betreten, wenn man nicht etwas Klingendes dafür anwenden will. Doch da ist ja schon der Herr Wachtmeister selbst — uns kann er nichts anhaben, denn wir haben unsere Fischerscheine bei uns!“

Mit diesen Worten begab sich der ehrliche Schiffer zu seinem Kameraden, um mit dessen Hülfe das kleine Anker herunterzulassen, denn, trotzdem daß unser Boot keinen Ballast mit sich führte, war das Ufer doch so flach, daß wir fünfzig Schritte vor dem Strande Halt machen mußten. Das einzige Mittel, den Strand zu erreichen, ist eben das: durch das etwa knietiefe Wasser zu waten oder sich dorthin huckepack tragen zu lassen, wie wir dies auf den Rücken der durch das Geschenk eines Silberrubels zu allen nur möglichen Dienstleistungen erbötigen Grenzsoldaten in's Werk setzten. Es muß das ein höchst komischer Anblick für die wackern Insulaner gewesen sein, denen

von ihrem Leuchtthurme aus die Ankunft fremder Gäste signalisirt gewesen war und nun in hellen Haufen auf dem Strande erschienen waren, um die Fremdlinge näher in Augenschein zu nehmen; denn nur selten verirrt sich nach der kleinen weitab von dem Weltverkehr gelegenen Insel der Fuß eines Reisenden, wenn er nicht wider seinen Willen durch den Sturm hierher verschlagen wird. Ich schaute voll Bewunderung auf die hohen, kräftigen Gestalten der Männer, die mit ihren lichten, blauen Augen und langem blonden Haar an die nordischen Recken erinnerten, die vor Jahrhunderten als Seeräuber diese Gewässer unsicher gemacht hatten; ob sie aber deren Nachkommen sein mochten oder nicht, das war gewiß, daß es schwerlich ein gutmüthigeres, liebenswürdigeres Völkchen gibt, als diese wackern Runoenser, die uns, sobald wir erst wieder den festen Boden unter unsern Füßen hatten, im Triumphe nach ihrem Dorfe geleiteten, das mitten in der Insel in einem Tannenwalde liegt, der es trefflich vor den rauhen Winterstürmen schützt. Auf die Frage, ob ein Gasthaus im Dorfe sei, wo wir einige Tage für Geld und gute Worte logiren könnten, machte mein Führer ein ganz verwundertes Gesicht. — „Wozu denn ein Gasthaus?“ meinte er; „in jedem Hause des Dorfes würden Sie die gastlichste Aufnahme finden! aber für solche Herren wie Sie, würde das nicht anständig sein! — Sie müssen zu unserm Herrn Pastor! der weiß doch am besten, was sich für Sie schickt und würde uns auch gehörig abkanzeln, wenn wir ihn übergehen wollten! doch sehen Sie! da ist schon sein Haus — und da steht er selbst vor der Thüre,“ indem er auf einen jungen Mann zeigte, der in einem zeisiggrünen, kurzen Rocke und hohen Wasserstiefeln eher einem des edlen Waidwerkes Beflissenen als einem G[illegible] lichen glich, den wir uns nun einmal nicht anders als einem langen schwarzen Rocke und mit weißer Halsbi[illegible]

vorstellen können. Mit der größten Liebenswürdigkeit nahm uns Herr Danielson — so hieß der Pastor — auf, den ich nach näherer Bekanntschaft scherzweise nur den konstitutionellen König Runoes nannte; denn es besitzt gewiß kein König in der ganzen Welt eine solche Machtvollkommenheit, wie dieser schlichte Geistliche auf Runoe; er ist der Richter, dessen Aussprüche ohne Appellation Folge geleistet wird; er repräsentirt die höchste Polizeibehörde, die ohne Säbel und Stock, eben nur durch ihren moralischen Einfluß eine musterhafte Ordnung unter den Insulanern aufrecht erhält; ohne seine Erlaubniß, d. h. ohne einen von ihm ausgestellten Paß, darf niemand die Insel verlassen — mit einem Worte: er ist das, was jetzt Dr. David in einer deutschen Kolonie Nordamerika's ist (siehe Gartenlaube Jahrgang 1872) König und Seelsorger seiner Gemeinde in einer Person. Danielson, ein Finländer von Geburt, hatte seine theologischen Studien auf der Universität Helsingfors gemacht und war auf Runoe Nachfolger des alten Pastors Elefant geworden, der hier mehr als ein halbes Jahrhundert in patriarchalischer Weise lebte und wirkte. Sein Andenken wird heut' zu Tage noch von den wackern Runoensern gesegnet, die mir Vieles von dem würdigen Manne erzählten, von dem mir nur das noch in Erinnerung geblieben ist, daß er stets die Zeitungen ein Jahr später las, als sie im Druck erschienen waren und von dessen praktischem Sinne wir uns selbst allsobald überzeugen konnten, als wir in die geräumige Wohnstube des niedrigen einstöckigen Pfarrhauses traten, in der uns vor Allem ein mächtiger, runder Kachelofen auffiel, der mitten in der Stube stand und von einer breiten hölzernen Bank umgeben war, auf der es sich in den kalten, langen Winterabenden gewiß ganz gemüthlich sitzen ließ. Bald dampfte die gewaltige kupferne Theemaschine vor uns, gewiß auch ein altes Erbstück aus dem Nachlasse des

Verstorbenen, und Trina, die Haushälterin, — denn der gegenwärtige Pastor war noch unverheirathet — eilte geschäftig aus einem Winkel in den andern, um das nöthige Trinkgeschirr herbeizuschaffen. Doch o weh! im ganzen Haushalte waren nur zwei Gläser und eine halb zerbrochene Tasse aufzutreiben und auch der Vorrath von Zucker und Thee war so bedenklich klein, daß wir bald zu der Ueberzeugung gelangten, der kostbare Chinatrank werde hier nur an großen Fest- und Feiertagen konsumirt. Zum Glücke hatten wir uns aus löblicher Vorsicht mit Kaffee, Thee und Zucker von Hause aus auf's reichlichste versorgt und konnten daher der guten Trina auf's kräftigste unter die Arme greifen. Da es gerade Sonntag war, mußte der Pastor uns bald verlassen, um in der Kirche den Gottesdienst abzuhalten. So müde ich auch war, wollte ich doch die Gelegenheit nicht versäumen, einer öffentlichen Andacht auf Runoe beizuwohnen. Der Weg zu dem kleinen, inmitten des mit Blumen geschmückten Friedhofes stehenden Kirchleins, war nicht weit und wurde mir noch mehr durch die interessante Unterhaltung mit meinem liebenswürdigen Begleiter verkürzt, der eine nicht gewöhnliche Geistesbildung mit einer fast kindlichen Naivetät und Herzensgüte verband, die auf den ersten Blick zu seinen Gunsten einnahm. Als wir in die Kirche traten, aus der uns schon von weitem der andächtige Gesang der Gemeinde entgegenscholl, wandte sich der Pastor zu mir mit den Worten: „Ich werde Ihnen einen Platz bei den gemeinen Leuten geben!" womit er sagen wollte, den Ehrenplatz bei den Vorstehern der Gemeinde, oder den Kirchenältesten, der dicht neben der Kanzel sich befand. Bald saß ich denn auch hier zwischen zwei alten Insulanern, die mich, wie einen alten Bekannten, mit ei[n]... derben Händedrucke begrüßten, und bemerkte zu mein... Erstaunen, wie der Pastor, nachdem er hinter dem Al...

— denn eine Sakristei gab es in der Kirche nicht — sein priesterliches Ornat angelegt hatte, mit einem Gesangbuche in der Hand auf der untersten Stufe des Altars Platz nahm und mitsang. Sobald der Gesang zu Ende war, bestieg er die Kanzel und hielt dann eine kurze, erbauliche Predigt, während ich, ermüdet von den Anstrengungen der vorigen Nacht, mit aller Macht gegen die Versuchung zum Schlafen kämpfte. Der Geist war wohl willig, aber das Fleisch war schwach. — Ein verdächtiges Nicken meines Hauptes mußte wohl meinen Nachbarn mein ordnungswidriges Gelüste verrathen haben, denn nicht lange dauerte es, so erweckte mich ein derber Rippenstoß von dem Nachbar links aus dem süßen Schlummer, während eine drohende Stimme rechts mir die Worte in's Ohr flüsterte: „Nicht schlope!" Wie oft diese Operationen wiederholt wurden, weiß ich nicht mehr, doch hatten sie endlich den gewünschten Erfolg. Froh war ich aber, als der Gottesdienst endlich zu Ende war und wir wieder das Pfarrhaus betraten, in dessen gastlichen Räumen meine Reisegefährten den Schlaf der Gerechten schliefen. Als wir später nach dem einfachen Mittagsmahle, auf dem ein mächtiger Eierkuchen die Hauptrolle gespielt hatte, in Begleitung des Pastors einen Spaziergang durch die Insel machten, wunderten wir uns nicht wenig, außer den unvermeidlichen Möven am Strande nicht einen einzigen Vogel auf derselben anzutreffen. Danielson erkärte uns dies dadurch, daß die Knaben, sobald sie nur im Stande seien, ein Gewehr handhaben zu können, Jagd auf alle gefiederten Bewohner der Lüfte machten, die in ihren Bereich kämen. „Dadurch haben sie sich denn freilich auch," fuhr er fort, „als Männer eine ungemeine Schießfertigkeit erworben, wie Sie sich selbst davon überzeugen können, wenn Sie wollen. Erik," wandte er sich sodann an einen stämmigen Burschen, der, aus seinem kurzen Pfeifchen rauchend, gerade

vorüberging, „sage den Leuten, daß sie nach einer kleinen Stunde auf die Gemeinde-Wiese mit ihren Gewehren kämen; die fremden Herren möchten gerne sehen, wie ihr schießt.“ „Ju, ju! Herr Pastor! das soll gleich besorgt werden,“ erwiderte der junge Mann und eilte mit geflügelten Schritten dem Dorfe zu. Zur bestimmten Zeit fanden wir uns auf der großen Wiese ein, wo fast die ganze Einwohnerschaft der Insel uns erwartete; die Männer in ihren kurzen, dunkelblauen Joppen mit großen, blanken Knöpfen, weiten Plüschhosen und Stulpstiefeln, die Frauen und Mädchen in ihrem besten Sonntagsstaate, der unverkennliche Aehnlichkeit mit der Tracht der schwedischen Fischerfrauen trug, denn es wird unsern Lesern nicht unbekannt sein, daß die Ostseeprovinzen mit den zu ihnen gehörigen Inseln vor Jahrhunderten im Besitze der Schweden gewesen waren, woher auch die Sprache der Inselbewohner ein mit schwedisch vermischtes Deutsch ist, das nur schwer von dem Deutschen verstanden wird. Jeder der Männer hatte ein mit einem Feuersteinschloß versehenes Gewehr vor sich, dessen ungewöhnlich langer Lauf von sehr kleinem Kaliber war, so daß die Kugel dazu wenig mehr als die Größe einer Erbse hatte. Solche lange Flinten mit kleinem Kaliber fand ich später auch bei den in den nordöstlichen Gouvernements Rußlands lebenden Mordwinen, die ebenfalls sehr gewandte Schützen sind, und die, wie die Runoenser, ihre Flintenläufe absichtlich so enge konstruirt haben, um nicht durch eine zu große Kugel das Fell des geschossenen Thieres zu verderben. Der Pastor bezeichnete eine Eiche, die etwa achtzig Schritte von uns entfernt war, als Schußdistanz und forderte mich dann auf, meine Visitenkarte am Stamme derselben zu befestigen. Kaum war dies geschehen, als auch schon einer der Männer sich platt mit dem Bauch auf die Erde warf, ein kleines Brettchen vor sich stellt

in dessen Mitte sich ein tiefer Kerbeinschnitt befand, in diesen den Lauf seines Gewehres legte, einige Sekunden lang zielte und dann losdrückte. Die Kugel hatte den Rand der Karte gestreift; die Kugel des zweiten Schützen, der auf dieselbe Art sein Gewehr handhabte, war schon etwas näher der Mitte gekommen, die dritte aber hatte meinen Namen durchbohrt, und einstimmig wurde dem Absender derselben der erste Preis zuerkannt, der in einem schönen Jagdmesser bestand, das wir zu diesem Zwecke bestimmt hatten, während ein kleiner Klappspiegel und eine Tabakspfeife mit langen Troddeln den zweiten und dritten Preis repräsentirten. Wir hatten dabei Gelegenheit, die Delikatesse der guten Leute kennen zu lernen, denn, kaum nach unserer Wohnung zurückgekehrt, erschienen daselbst die drei glücklichen Schützen und brachten uns zum Geschenk ein Jeder ein schönes, weiß und schwarz gesprenkeltes Robbenfell von riesiger Größe, welches in Kurland eine beliebte Schlittendecke abgibt und unter Brüdern wenigstens seine zwei Thaler werth ist. Wir ließen uns mit den braven Männern in ein längeres Gespräch ein, dessen Hauptinhalt natürlicher Weise der Gegenstand war, der uns am meisten interessirte, nämlich die Seehundsjagd, und mit großer Zuvorkommenheit erklärten sich unsere Insulaner bereit, für den folgenden Tag eine besondere Jagdpartie für uns zu arrangiren. Der Robbenfang wird in jener Gegend auf zweierlei Weise betrieben; entweder werden die Robben, die hier eine Größe von 3—5 Fuß haben, im Meere durch eine Kugel getödtet, wenn sie ihren Kopf aus dem Wasser emporheben, oder man sucht sie, wie dies allgemein in den arktischen Regionen der Fall ist, auf dem Strande zu überraschen und mit sogenannten Robbenknütteln todtzuschlagen, wozu ein starker Schlag auf die se hinreichend ist. Und so steuerte denn am nächsten rgen eine kleine, aus etwa 10—12 Fischerbooten be-

stehende Flottille von der Insel ab, um die nächstgelegene Seehundswiese aufzusuchen — so werden nämlich die Sandbänke genannt, die von den Robben vorzugsweise besucht werden. Wir vier Jagdgenossen hatten, um uns nicht zu trennen, Platz auf dem größten Boote genommen, das dem Pastor gehörte, der es sich nicht nehmen ließ, uns zu Ehren an der Partie Theil zu nehmen. Eine frische Landbrise trieb unsere leichten Fahrzeuge schnell zu der nicht fernen Sandbank, auf der wir schon von Weitem vermittelst unserer Fernröhre eine Anzahl schwarzer Geschöpfe entdeckten, von denen die größeren, wie es schien, gemüthlich ihr Mittagsschläfchen hielten, während das jüngere Völkchen — die Robben leben bekanntlich familienweise zusammen — in dem warmen Sande sich mit harmlosen Spielen amüsirten, was bei der Unbehülflichkeit dieser Thiere, die auf dem Lande sich nur höchst beschwerlich fortbewegen können, einen äußerst possirlichen Anblick darbot. Auf den Befehl des Pastors theilte sich die Flottille in zwei Theile, von denen der eine die Sandbank von der Nordseite umzingeln sollte, während der andere langsam gegen die Südseite vorrückte. Jetzt galt es die größte Vorsicht bei dem beabsichtigten Angriffe anzuwenden, denn der Seehund ist wie jedes Thier, welches einmal den Menschen als seinen größten Feind kennen gelernt hat, sehr scheu und mißtrauisch, und es ist daher äußerst schwer, ihn an offen liegenden Orten zu beschleichen. Wir mußten uns daher, wie alle übrigen, platt auf den Boden des Bootes legen und in dieser unbequemen Stellung so lange verharren, bis ein derber Anprall an das Ufer uns kund gab, daß wir das Schlachtfeld erreicht hatten; denn anders konnte die feindliche Sandbank nach einigen Minuten Aufenthaltes auf derselben wohl nicht genannt werden. Zwar versuchten die aus ihrer Ruhe so plötzlich aufgeschreckten Robben mit größtmöglicher Schnelligkeit das Meer

gewinnen, doch gelang dies nur einigen der größeren, die zu ihrem Glücke sich ganz nahe dem schützenden Elemente niedergelassen hatten. Die übrigen fielen unter den wuchtigen Schlägen der Fischer, so unter anderen ein altes Seehundsweibchen, die ihre vier Jungen mit der größten Wuth vertheidigte, wobei sie ein Gebelle, wie das eines heiseren Hundes vernehmen ließ. Eine der in das Meer entkommenen Robben tauchte in einer Entfernung von etwa 70 Schritten aus dem Wasser auf, und nun hatten wir so recht Gelegenheit, die Schießfertigkeit unserer Begleiter zu bewundern; — im Nu lag einer derselben auf dem Sande, mit der Flinte auf dem unvermeidlichen Brettchen; der Schuß krachte — und in demselben Augenblicke verschwand auch der Kopf des tödlich getroffenen Thieres und die weiße Bauchseite desselben zeigte sich auf der Oberfläche des Wassers. In etwa zehn Minuten lag schon der alte Bursche neben seinen Unglücksgenossen auf dem Strande und erwies sich nach der Versicherung unseres liebenswürdigen Wirthes als eines der schönsten Exemplare, welches er je gesehen. Bei einer Länge von 4½ Fuß enthielt es, wie wir uns selbst später bei dem Ausschmelzen des Thranes überzeugten, volle 50 Pfund dieses so sehr gesuchten Artikels, der besonders zur Lederbereitung gebraucht wird. Der Eigenthümer des Thieres, derselbe, der bei dem Preisschießen den ersten Preis davon getragen hatte, verehrte mir als Andenken an die Jagdpartie das schöne, buntgesprenkelte Fell, welches ich in Kurland zu einem Koffer verarbeiten ließ, der als mein treuer Reisebegleiter in Rußland mir schon mehr als zwanzig Jahre die wesentlichsten Dienste geleistet hat, ohne einer Reparatur zu bedürfen. Unser Freund, der Forstaspirant, hatte ebenfalls aus seiner englischen Doppelflinte einen Schuß auf eine der flüchtigen Robben abgesandt, der aber weiter keinen Erfolg hatte, als das schwimmende

Thier zu größerer Eile anzuspornen und ein ironisches Lächeln den Lippen unserer wackeren Begleiter zu entlocken.

So lieb uns auch der Aufenthalt auf der Insel im Kreise dieser unverdorbenen Naturkinder geworden war, endlich mußte doch geschieden werden. Den Abend vor unserer Abreise hatte der Pastor noch ein kleines Volksfest auf der Gemeinde-Wiese veranstaltet, auf dem wir den Nationaltanz der Runoenser kennen zu lernen Gelegenheit hatten, der große Aehnlichkeit mit dem schwedischen Bauerntanze hat. Die ganze musikalische Begleitung bestand aus zwei Violinen, die von dem Schulmeister und Gemeindeschreiber in der primitivsten Weise gehandhabt wurden, jedoch vollkommen ihrem Zwecke entsprachen, da sie wenigstens den Takt richtig angaben, der außerdem noch durch ein ausdrucksvolles Stampfen der Füße markirt wurde. Auf dem Heimwege nahm der Pastor wieder das Gespräch über Kurland auf, von welchem schönen Lande ich ihm schon früher viel hatte erzählen müssen, und ließ nicht undeutlich den Wunsch merken, uns auf ein paar Tage dorthin zu begleiten und seinem nächsten Amtsbruder, dem Pastor Hugen...er in Erwahlen einen Besuch zu machen, in dessen Hause wir schon manchen heiteren Abend verlebt hatten. Ob diesem Wunsche nicht die geheime Absicht zu Grunde lag, sich mit eigenen Augen von der Schönheit der liebenswürdigen Pastorstöchter zu überzeugen und vielleicht eine derselben zur Frau Pastorin auf Runoe zu machen, lassen wir dahin gestellt sein; so viel ist gewiß, daß es keiner großen Ueberredungskünste unsererseits bedurfte, um diesen Wunsch zum festen Entschlusse umzuwandeln. Trina erhielt den gemessenen Befehl, die Garderobe des Pastors in den Seehundskoffer z packen und die gemeinen Leute nach dem Pfarrhause z bescheiden, um sie von der beabsichtigten Reise in Kenn

niß zu setzen. Nicht lange dauerte es und die Gerufenen standen vor uns. Nachdem ihnen der Pastor seine Absicht, uns auf einige Tage nach dem Festlande zu begleiten, mitgetheilt hatte, trat eine düstere Wolke auf die Stirne der gestrengen Herren. „Der Herr Pastor werden nicht fahren, sondern hübsch bei uns bleiben!“ ertönte es dann wie aus einem Munde und vergebens waren alle Demonstrationen ihres Seelsorgers, vergebens alle unsere Bitten; mit der größten Ehrerbietung, aber auch mit der größten Entschiedenheit bestanden sie auf dem einmal ausgesprochenen Beschlusse: der Pastor wird nicht mitfahren, und er fuhr wirklich nicht mit. Man ersieht hieraus, die konstitutionelle Verfassung hat auch ihre unangenehmen Seiten. Ob es unserm liebenswürdigen Wirthe später doch einmal gelungen sei, nach Kurland zu reisen um dort eine Lebensgefährtin zu finden, weiß ich nicht, hoffe es aber aus Freundschaft für ihn. Sollten ihm einst diese Zeilen zufällig zu Gesichte kommen, so möge er sich freundlich des Mannes erinnern, dem er einst beim Scheiden die (schwedischen) Worte in's Stammbuch schrieb:

Loch haf kunna vänskapen förrunga.

Runoe, d. 22. Julii 185 . . . E. Danielson, Pastor och Kyrsherder pa Runoe.

Warschau während und nach der letzten Insurrektion.

Station Sosnowice! erscholl der Ruf des Conducteurs, aber diesmal schon in russischer Sprache, ein Zeichen, daß wir bereits die russische Grenze überschritten hatten. „Zwei Stunden Aufenthalt!“ In Hast wollten die zahlreichen Passagiere des Breslau-Warschauer Zuges die Wagons verlassen und dem Zollamte zueilen, um ihre Reiseeffekten visitiren zu lassen, als ein gebieterisches Halt eines bärtigen Gensdarmerie-Wachtmeisters sie wieder auf ihre Plätze zurückscheuchte. — „Ihre Pässe, meine Herren!“ donnerte der gestrenge Hüter der öffentlichen Sicherheit — und erst, nachdem sämmtliche Pässe, Paßbücher und Legitimationskarten in den Händen des Herrn Sergeanten waren, durften wir die Wagons verlassen und unsern resp. Koffern zueilen, die sich bereits in den Händen der diensteifrigen Zollbeamten befanden. Da mein Paß mich denselben als russischen Beamten zu erkennen gab, dauerte die Durchsicht meiner Sachen nicht lange; man öffnete nur oberflächlich den Deckel des Koffers und begnügte sich mit meiner Versicherung, daß nichts zollwidriges darin enthalten sei. Strenger wurde freilich mit den jüdischen Handelsleuten verfahren, die bis auf das Hemde visitirt wurden und sogar ihre Stiefel ausziehen mußten, weil es öfters vorgekommen war, daß in denselben seidene Spitzen und andere werthvolle Contrebande versteckt gewesen waren.

Als nach einigen Stunden die Visitation beendet war, erschien der Gensdarm wieder und händigte einem Jeden seinen hier von Neuem visirten Paß ein. Nur ein jüdischer Kaufmann erhielt den seinen nicht zurück, weil das Visum der russischen Gesandtschaft zu Berlin darauf fehlte und vergeblich waren alle Bitten, Versprechungen und Klagen des Unglücklichen; er mußte so lange in Sosnowice bleiben, bis sein an die russische Gesandtschaft in Berlin geschickter Paß mit dem Visum derselben zurückkam, während wir weiter nach Warschau dampften. Der letzte Wagen war von zwanzig Infanteristen besetzt, die den Zug im Falle eines Angriffs von Seiten der Insurgenten vertheidigen sollten; denn noch (Mitte 1864) war das Land nicht gänzlich von diesen verzweifelten Burschen gesäubert, die in der abominablen Eigenschaft als Hängegensdarmen Furcht und Schrecken unter den friedlichen Bewohnern des Landes verbreiteten. Um die Insurgenten zu verhindern, aus dem Hinterhalte der Wälder die Eisenbahnzüge anzugreifen, hatte die Regierung zu beiden Seiten der Bahnstrecke, falls diese durch einen Wald führte, die Bäume in einer Distanz von 100 Schritten umhauen lassen, eine Maßregel, welche auch den gewünschten Erfolg hatte.

Diejenigen irren sehr, welche der Meinung sind, daß die letzte polnische Insurrektion eine allgemeine Erhebung des Volkes gewesen sei. Die Bauern, welche doch den größten Theil desselben bilden, haben sich daran entweder gar nicht oder doch nur in dem Falle betheiligt, wenn sie von den Insurgenten mit den Waffen in der Hand gezwungen wurden, ihnen zu folgen. Der Heerd des Aufstandes war Warschau; das Feuer auf demselben wurde beständig durch die Aufhetzungen der damals über ganz Europa ausgebreiteten Revolutionspartei geschürt, die in der polnischen katholischen Geistlichkeit ihren treuesten

Bundesgenossen fand. Diese übte damals einen ganz unberechenbaren Einfluß auf die Gemüther des an und für sich schon bigotten Volkes aus, der noch dadurch verstärkt wurde, daß in ihren Händen ganz und gar die Erziehung der Jugend lag. Wie bekannt, war es ja eben ein Geistlicher, der Erzbischof von Warschau, Felinski, der in einem offenen Schreiben (15. März 1863) dem Kaiser die Erklärung aussprach, daß Polen sich nicht mit einer Verwaltungs-Autonomie zufrieden geben werde, sondern politisches Leben anstrebe. Ich glaube mich daher nicht zu irren, wenn ich die Behauptung ausspreche: in einem protestantischen Polen hätte es nie zu einer Revolution kommen können, ebenso wie dies auch in den Ostseeprovinzen niemals der Fall sein wird.

In den unterirdischen Räumen eines Klosters in Warschau hatte sich die sogenannte provisorische Nationalregierung etablirt, die von hier aus ihre unsinnigen Dekrete massenhaft in die entlegensten Ortschaften des Landes, wie in die belebtesten Straßen Warschaus schleuderte. Wie wenig man die russische Regierung fürchtete, geht schon daraus hervor, daß während des Gottesdienstes in der Deutschen Kirche, den der nationalgesinnte Pastor O... abhielt, zwei junge Damen in Begleitung zweier Emissäre der National-Regierung eine Collecte für letztere abhielten, ohne von dem in der Kirche anwesenden Polizeibeamten im geringsten molestirt zu werden. Erst als die Regierung sich zu einem ernsteren Einschreiten entschlossen und den Grafen Th. v. Berg zum Statthalter von Polen und zum General en chef sämmtlicher im Königreich Polen stehender Truppen (damals circa 180,000 Mann) ernannt hatte, erhielt die Sache eine andere Wendung. Da es oft vorgekommen war, daß russische Soldaten und Beamte meuchlings in den Straßen niedergestoßen waren, ohr daß es möglich gewesen war, der Mörder habhaft zı

werden, die in die erste beste offene Thür eines Hauses flüchteten, von denen beinahe ein jedes in Warschau einen Ausgang auf eine Nebenstraße hat, so war es die erste Handlung des neuen Statthalters, daß er den strengsten Befehl ertheilte, die Thüren eines jeden Hauses stets verschlossen zu halten und Glockenzüge an denselben anbringen zu lassen. Von der Zeit an hörten die Meuchelmorde in den Straßen auf. Außerdem wurden die früheren polnischen Polizeisoldaten durch Russen ersetzt, von denen man die erprobtesten Leute aus den Regimentern ausgesucht hatte; sämmtliche höhere Polizeichargen wurden russischen Offizieren verliehen und auch die Landespolizei wurde auf den Kriegsfuß gesetzt. Kein Bewohner irgend einer Ortschaft in ganz Polen durfte seinen Wohnort auch nur auf eine Stunde verlassen, wenn er nicht vorher eine Paßkarte von dem Militär-Chef des Kreises erhalten hatte. In Warschau war die Controlle natürlicher Weise noch strenger, wie ich mich gleich bei meiner Ankunft daselbst mit eigenen Augen überzeugen sollte; denn kaum hatte unser Zug vor dem Stationshause Halt gemacht, als derselbe auch schon von Gensdarmen umstellt war, die darauf achteten, daß niemand seinen Platz verließ, ehe die Revision und Evakuirung des vor ihm stationirten Wagens erfolgt war. Dann wurde man in das Zimmer des Polizei-Kommissärs geführt, der die Pässe einer genauen Revision unterzog und an Stelle derselben einem jeden Passagier einen kleinen gestempelten Zettel gab, der ihm vorläufig als Legitimation diente, bis er sein richtiges Aufenthaltsbillet aus dem Bureau des Oberpolizeimeisters erhalten hatte. In nicht geringe Verlegenheit wurde ich durch die Frage des Kommissärs gesetzt, wo ich abzusteigen gedenke; denn da ich zum ersten Male in Warschau war und dort auch keine Bekannten hatte, so war mir selbst der Name der verschiedenen Hotels unbekannt. Auf gut Glück antwortete

ich daher: „Hotel Leipzig“ und hatte damit, wie man sich auszudrücken pflegt, den Nagel auf den Kopf getroffen; denn dies Hotel (zweiten Ranges) ist gerade das, in welchem vorzugsweise die aus dem Auslande kommenden Deutschen einkehren. Auf meiner Fahrt dahin durch die vom hellen Mondlicht erleuchteten Straßen bemerkte ich mit Erstaunen, daß jeder der mir Begegnenden eine Laterne entweder in der Hand oder an einem Knopfe an der Brust befestigt trug. Auch das war, wie mir mein Rosselenker erklärte, eine Vorsichtsmaßregel der Polizei, um nächtliche Mordanfälle zu verhüten. Nur Militärpersonen und russische Beamte hatten das Recht, ohne Laterne nach 9 Uhr Abends auf der Straße zu erscheinen, letztere aber auch nur in dem Falle, wenn sie vorher einen Erlaubnißschein von dem Oberpolizeimeister erhalten hatten. Auch das Tragen eines Stockes war strenge verboten. Wer ohne einen solchen Erlaubnißschein und ohne Laterne oder mit einem Stocke in der Hand sich auf der Straße erblicken ließ, wurde ohne Weiteres von zwei Polizeisoldaten nach der nächsten Polizeistation geschleppt, wo er primo: die Nacht zubringen, secundo: einen Rubel Strafe entrichten und tertio: sich von seinem Hauswirthe legitimiren lassen mußte, ehe man ihn nach Hause entließ. Ueberhaupt war zu dieser Zeit, etwa ein Jahr nach dem Amtsantritte des Grafen Berg, die Polizei in Warschau ganz vortrefflich organisirt, wie dies auch wohl nicht anders der Fall sein konnte, denn General Trepow, der jetzige General-Gouverneur und Oberpolizeimeister von Petersburg, dessen administratives Talent über alles Lob erhaben ist, war damals Generalpolizeimeister von ganz Polen, während Baron Frederiks, der später seine Stelle einnahm und gegenwärtig General-Gouverneur von Ostsibirien ist, die Stelle des Oberpolizeimeisters bekleidete. In jeder Straße waren, je nach der Länge derselben, zwei, drei oder noch

mehr Polizeisoldaten postirt, die mit kurzen Pallaschen und langen Revolvern bewaffnet, ein stets wachsames Auge auf die Vorübergehenden hatten und auch darauf sehen mußten, daß kein Frauenzimmer in schwarzer Kleidung und keine Mannsperson mit schwarzem Krep um den Hut oder am Arm sich auf der Straße zeige. Wer gegen diesen Befehl handelte, wurde unerbittlich auf die Wache geschleppt. Einige Tage nach meiner Ankunft in Warschau, als ich gerade meinen Nachmittagsspaziergang in der schönen Kastanien-Allee des sächsischen Gartens hielt, sollte ich Gelegenheit haben, die Delikatesse eines gemeinen Polizeisoldaten bei der Ausübung dieser unangenehmen Pflicht wahrzunehmen. Ein Herr und eine Dame, die allem Anscheine nach den höchsten Kreisen der Gesellschaft angehörten, und wie es später sich herausstellte, der Graf P. und seine Gemalin waren, promenirten, beide in die Farbe der tiefsten Trauer gekleidet, unweit der großen, am Eingange des Gartens befindlichen Fontaine, als plötzlich ein Polizeisoldat auf sie zutrat und den Herrn ersuchte, ihm doch auf einen Augenblick das buntseidene Taschentuch zu geben, welches er in der Hand trüge. Als er dasselbe erhalten hatte, sah der Graf zu seiner großen Verwunderung, wie der pflichtgetreue Schutzmann das Tuch kunstgerecht um den Hals der Gräfin schlang, dann ehrfurchtsvoll zurücktrat und zu ihnen sagte: „Jetzt können Sie Ihren Weg ruhig fortsetzen; ohne das Tuch hätte ich Sie arretiren müssen!“

Kurze Zeit vor meiner Ankunft in Warschau war das berüchtigte Attentat auf das Leben des Statthalters Grafen Berg gemacht, was durch zahlreiche Photographien verewigt worden ist. Es ist bekannt, daß die Großmuth des Grafen den bald darauf ergriffenen Attentätern, die aus einem Dachzimmer des Pallastes Samoisky in der Krakauer Vorstadt die todtsprühenden Geschosse auf die

im raschen Trabe vorüberfahrende Equipage des Grafen geworfen hatten, das Leben schenkte; weniger bekannt dürften aber die näheren Umstände dieser traurigen Episode sein, daß nämlich von der im höchsten Grade erbitterten Soldateska der Pallast, in dem wenigstens zwanzig Familien wohnten, erstürmt, sämmtliche Bewohner desselben arretirt und die Möbel und das Hausgeräthe derselben durch die Fenster auf die Straße geworfen wurden, wo man dann einen großen Scheiterhaufen aus ihnen errichtete und verbrannte. Leider mußte auch in diesem Falle, wie so oft sonst im Leben, der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden. So vermochte es unter andern der der gelehrten Welt rühmlichst bekannte Professor der orientalischen Sprachen, Geheimrath Kowalewski,*) welcher den ersten Stock des Pallastes Samoisky bewohnte, nicht zu verhindern, daß seine kostbare, aus mehreren tausend Bänden bestehende Bibliothek ebenfalls den Weg zum Fenster heraus auf die Straße nahm und dort verbrannt wurde; ein Verlust, der, da sich viele höchst werthvolle Manuskripte in der Bibliothek befanden, für die Wissenschaft unersetzlich war. Natürlicher Weise wurde der Pallast von der Regierung konfiszirt und die Räume desselben den Stabsoffizieren der in Warschau stationirten Regimenter zur Wohnung angewiesen. In einem Hintergebäude desselben befindet sich noch heut zu Tage der Russische Klub. Ein gleiches Schicksal hatte auch das erste Hotel der Stadt, das Hôtel d'Europe, dessen Besitzer sich stark in den Augen der Regierung kompromittirt hatten. Mehrere Jahre lang wurde das Hotel ebenfalls als Kaserne benutzt und erst nach Aufhebung des Belagerungszustandes seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben. Die Strenge der russischen Regierung bei der Auferlegung von Contributionen ging so weit, daß s[illegible]

*) Gegenwärtig Dekan der philosophischen Fakultät an der Warschauer Univ[illegible]

notorisch Russen-freundliche Gutsbesitzer damit nicht verschont blieben, falls es erwiesen war, daß auf ihren Gütern einer Insurgentenbande die mit den Waffen in der Hand geforderten Lebensmittel, Pferde, Vieh u. s. w. verabfolgt worden waren. So machte gerade zu dieser Zeit die dem Besitzer des schönen, eine Meile von Warschau gelegenen Lustschlosses Villanowa *), Grafen August Pototzki, auferlegte Contribution großes Aufsehen. In Abwesenheit des Grafen hatten mehrere Hängegensdarmen dem Gute einen Besuch gemacht und den Verwalter desselben gezwungen, sie mit dem Besten zu bewirthen, was Haus und Keller aufzuweisen hatte. Die Folge davon war, daß Villanowa eine Contribution von 40,000 Rubeln zahlen mußte, und da der Graf eine so große Baarsumme nicht gleich auftreiben konnte, sah er sich genöthigt, sein Silberzeug in der Bank zu versetzen.

So lange die Häupter der provisorischen Nationalregierung noch nicht entdeckt und unschädlich gemacht worden waren, schwebte das Leben sowohl der russischen Militärpersonen, als auch der Civil-Beamten in steter Gefahr. Entweder man erfüllte die Anforderungen der Nationalregierung, d. h. man zahlte den für einen Jeden besonders normirten Geldbeitrag zur Unterstützung der Revolution und gerieth dadurch mit der russischen Regierung in Conflict, oder man verweigerte ihn und hatte dafür die angenehme Aussicht, meuchlings von dem Dolche eines Hängegensdarmen auf der Straße, oder auch wohl in seiner Wohnung getroffen zu werden. Die Art und Weise, wie solche Reklamationen gemacht wurden, war ganz einfach folgende: Du sitzest ganz ruhig in deinem Zimmer bei deiner Tasse Morgen-Kaffee; da ertönt die Glocke im Hausflur und verkündet einen Besuch. Bald öffnet sich dann auch die Thüre und ein junger, fein ge-

*) Von Johann Sobieski erbaut, der hier auch gestorben ist.

kleideter Mann tritt in das Zimmer und fragt, ob er die Ehre habe, Herrn N. — er nennt dabei deinen Namen — zu sehen. Hast du dies bejaht und nach seinem Anliegen gefragt, so zieht er ein Papier aus seiner Tasche, auf dem dein Name in Begleitung mehrerer Zahlen steht und darunter das wohlbekannte ominöse Siegel der Nationalregierung. Jetzt weißt du, woran du bist; — verweigerst du die Zahlung, so empfiehlt sich der junge Herr mit der trockenen Bemerkung, er gebe dir den wohlgemeinten Rath, je eher je lieber dein Testament zu machen. Die meisten, die solche Besuche erhielten, haben auch wirklich die requirirte Summe entrichtet, denn wem ist nicht das Leben lieber als der schnöde Mammon? außerdem wußte man sehr wohl, daß es bei den bloßen Drohungen sein Bewenden nicht hatte. Die Verwegenheit der Herren von der Nationalregierung ging sogar so weit, daß sie, ein ganzes Beamtenkollegium, das Censur-Comité, zwingen wollten, den Abschied einzureichen. Der Präsident desselben, damals ein gewisser Herz, sowie sämmtliche sieben Censoren, darunter vier Polen und drei Deutsche, erhielten schriftlich den gemessenen Befehl, auf der Stelle den Abschied zu nehmen oder sie würden alle insgesammt für vogelfrei erklärt werden. Da die Herren von der Censur sich durch keine größere Todesverachtung auszeichnen, als alle andern Sterblichen, so reichten sie auch wirkich in corpore ihren Abschied ein, der jedoch von der Regierung nicht angenommen wurde. Ihr Leben blieb jedoch verschont, weil die Nationalregierung der wirklich stattgefundenen Absicht, den Abschied zu nehmen, volle Rechnung trug. Daß die Insurrektion in Polen eine so große Ausdehnung hat nehmen und so lange hat fortdauern können, erklärt sich theils daraus, daß man sich zu sehr auf die Versprechungen der Emissäre aus Paris verließ, die eine thatkräftige Hülfe Frankreichs in nahe Aussicht stellten, theils a [illegible]

auch aus den halben Maßregeln, welche die Vorgänger des Grafen Berg, Fürst Gortschakoff, General Suchozannet, Graf Lambert und Graf Lüders dagegen ergriffen hatten. So hatte Gortschakoff, als nach Vorlesung der Aufruhr-akte die mehrmals wiederholte Aufforderung an die vor dem Königlichen Schlosse versammelte Volksmenge ruhig auseinanderzugehen, mit Zischen und Pfeifen verhöhnt wurde, den Truppen endlich den Befehl ertheilt, Feuer zu geben, wodurch dreißig Menschen getödtet wurden; er verhinderte es aber nicht, daß Tags darauf diese dreißig ersten Opfer der Revolution in schwarzumflorten Särgen im feierlichen Aufzuge unter dem Geläute sämmtlicher Glocken durch alle Straßen der Stadt geführt wurden, bei welcher Gelegenheit sich kein einziger Poliziant auf der Straße erblicken ließ, sondern die Stelle derselben durch Gymnasiasten vertreten wurde, deren Anordnungen Jedermann Folge leistete. So hatte Graf Lambert den Mißgriff begangen, die in der Kirche des h. Joseph versammelten Personen, Männer, Frauen und Kinder, die nach der Abendmesse die Nationalhymne anstimmten, die ganze Nacht hindurch in der Kirche, deren Thüre er verschließen ließ, eingesperrt zu halten, statt einfach die Anstifter dieser Demonstration verhaften zu lassen und dergleichen verfehlte Maßregeln, die nur dazu dienten, die Erbitterung der Gemüther immer mehr zu steigern. Graf Berg, ein von Natur äußerst wohlwollender Mann, aber auch zu gleicher Zeit ein höchst energischer Charakter, der schon vor 33 Jahren bei dem Sturme auf Warschau sich das Verdienst erworben hatte, den Abzug der Polen aus der Stadt vermittelt zu haben, war vollkommen der schwierigen Aufgabe gewachsen, die ihm das Vertrauen des Kaisers ertheilt hatte. Der Belagerungszustand wurde über Warschau und das ganze Königreich Polen verhängt; jeder mit den Waffen in der Hand ergriffene Insurgent

wurde vor das Kriegsgericht gestellt und zum Tode durch den Strang verurtheilt; die Exekutionen selbst fanden mitten in der Stadt und auf dem großen Platze statt, der zwischen der Stadt und der Alexanders-Citadelle liegt, und zwar in der Art, daß über den Verurtheilten, ehe er die verhängnißvolle Leiter betrat, ein Sack gezogen wurde; Tausende von Verdächtigen wurden in die Kasematten der Citadelle gesteckt; viele Tausende, die sich mehr kompromittirt hatten, nach Sibirien zur Ansiedlung oder in die Bergwerke verschickt. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, eines Unicums Erwähnung zu thun, welches sich im Besitz des Generalpolizeimeisters Trepow befand, nämlich eines Albums in groß Folio, welches die Photographieen sämmtlicher verbannten Polen und Polinnen enthielt, die sich an der letzten Insurrektion betheiligt hatten und zwar alphabetisch nach den Gouvernements rangirt, in welchen sie internirt waren. Ein fast eben so großes Album befand sich im Besitze des Oberpolizeimeisters, doch hatte der Inhalt desselben nichts mit der Politik zu schaffen; denn es enthielt die wohlgetroffenen Porträts sämmtlicher Kamelien Warschaus, deren Zahl sich, wen[n] ich mich nicht irre, damals auf etwa fünfhundert bel[ief].

Vieles hat man auch in ausländischen Blättern [...] dem Einfluße gefabelt, den die Gräfin Berg, eine geb[.] Marquise S . . . und eifrige Katholikin, auf ihren [...] mal zu Gunsten ihrer Glaubesgenossen ausgeübt ha[ben] soll, doch ist es mir genau bekannt, daß ein solcher E[in]fluß, wenn er wirklich einmal stattgefunden hat, sich n[ur] dann geltend machte, wenn es sich um die Unterstützu[ng] der unschuldigen Familie irgend eines von der Stren[ge] des Gesetzes getroffenen Insurgenten handelte.

Schon ein Jahr nachdem Graf Berg sein Amt an[ge]treten hatte war die Ruhe und Ordnung sowohl [in] Warschau, als auch im Lande fast ganz hergestellt, w[...]

gleich noch viele Jahre vergehen werden, ehe Polen sich ganz von dem furchtbaren Schlage erholt haben wird, der es zu jener schrecklichen Zeit getroffen hat. Wer am meisten darunter gelitten hat, ist der Adel, von dem viele auf dem Kampfplatze geblieben, viele nach der Konfiskation ihrer Güter in das Ausland geflüchtet waren. Auch die Geistlichkeit mußte schwer ihre Auflehnung gegen die Regierung büßen; die am meisten kompromittirten Geistlichen wurden nach Sibirien verschickt; 56 Mönchs- und 4 Nonnenklöster mit etwa tausend Insassen wurden wegen Betheiligung an der Insurrektion aufgehoben und den Pröbsten das Land genommen, welches bisher zu den Probsteien gehört hatte. Statt eines Erzbischofs erhielt die Warschauer Diöcese einen Administrator, der ganz und gar von dem römisch-katholischen Consistorium in Petersburg abhängt und indirekt mithin unter dem Ministerium des Innern steht; jeder Verkehr mit Rom wurde auf's strengste untersagt und kein Geistlicher durfte von nun an eine Schule unter seiner Aufsicht halten. Dagegen erhielt der Bauernstand bedeutende Begünstigungen von der Regierung; denn die Leibeigenschaft wurde durch einen Ukas vom 2. März 1864 völlig aufgehoben und die Bauern in selbständigen, vom Grundadel völlig unabhängigen Gemeinden organisirt, von denen jede einen Woit (Oberschulzen) an ihrer Spitze hat, der von der Gemeinde gewählt wird. Freilich ist diese Selbstverwaltung nur illusorisch, da sämmtliche Entscheidungen des Woitamtes der Bestätigung des Comités zur Regulirung der Bauernangelegenheiten bedürfen, um zur Ausführung zu gelangen. *)

---

*) Solcher Comités giebt es zehn in Polen, je eines in einer jeden Gouvernementsstadt. In jedem Kreise führt, unabhängig vom Landrath, ein Comité-Commissarius die laufenden Geschäfte. Zu Anfange eines jeden Monats findet unter dem Vorsitze des Präsidenten, d. h. des jeweiligen Gouverneurs, in der Gouvernementsstadt eine allgemeine Sitzung der Commissarien statt.



Nach der letzten Insurrektion sind nun bereits mehr als zehn Jahre verflossen und die im Lande herrschende Ruhe ist seitdem nicht ein einziges Mal gestört worden und wird — soweit dies menschliche Voraussicht bestimmen kann — auch schwerlich jemals wieder gestört werden. Polen befindet sich gegenwärtig in einem Assimilationsprozeß, der seine Nationalität in die seines mächtigen Stammverwandten früher oder später ganz aufgehen lassen wird. Die Anzeichen dazu sind schon vorhanden: die immer häufiger werdenden Ehebündnisse zwischen Polinnen und Russen, die Erziehung der polnischen Kinder in Schulen, wo nur russisch gesprochen werden darf, die Besetzung der wichtigsten Aemter mit Beamten russischer Herkunft, die Verleihung großer Majorate an russische Generäle u. s. w. lassen uns fast mit Gewißheit den Schluß ziehen, daß dieses Jahrhundert nicht enden wird, ohne die innige Verbrüderung zweier Nationen gesehen zu haben, die vielleicht deshalb nur so lange als erbitterte Feinde sich einander gegenübergestanden haben, um dereinst desto bessere Freunde zu werden. Das walte Gott!

Iwan Weliki.

Dem Reisenden, der sich der alten Zarenstadt nähert, fällt schon aus weiter Ferne ein Thurm in die Augen, dessen goldene Kuppel die aller andern Glockenthürme Moskaus überragt und so mit Recht den Namen verdient, den er trägt, nämlich Iwan Weliki, d. h. Iwan der Große. Was die Peterskirche für Rom, die Westmünsterabtei für London, die Kirche St. Notre Dame für Paris ist, ist der Iwan Weliki für Moskau, und das Herz eines jeden Russen schlägt höher, wenn er das alte Heiligthum Rußlands, den Kreml, betretend, zu dem gigantischen Hüter desselben emporschaut. An jedes merkwürdige Gebäude knüpft sich ein Stück Geschichte des Landes, in welchem es sich befindet und so führt uns denn auch die Erbauung des Iwan Weliki in jene Zeit der Geschichte Rußlands zurück, in welcher die inneren Wirren, die so lange das Land zerrüttet hatten, durch die Thronbesteigung des Hauses Romanow zum Abschluße kommen sollten.

Im Jahre 1598 herrschte noch Boris Godunow, den die Geschichte der Ermordung des Zarewitschen Dimitri beschuldigt. Wie alle Herrscher, die aus niederem Stande zur höchsten Stufe der Macht gelangt sind, suchte auch Boris sein Andenken durch prunkvolle Bauten zu verewigen. Die Sage berichtet zwar, daß der Iwan Weliki zur Zeit der großen Hungersnoth (1601—1603)

von Godunow erbaut worden sei, um den nothleidenden Bewohnern der Stadt Beschäftigung und Brod zu geben, dem aber widerspricht die Inschrift, die mit goldenen Buchstaben auf der Spitze des Bauwerks sich befindet und die in wortgetreuer Uebersetzung folgendermaßen lautet:

„Mit Genehmigung der heiligen Dreieinigkeit, auf den Befehl des großen Zaren und Großfürsten Boris Feodorowitsch Godunow, des Selbstherrschers aller Reußen und seines Sohnes, des glaubenstreuen Großfürsten Thronfolger Feodor Borißowitsch, ist dieser Tempel errichtet und vergoldet im 2. Jahre ihrer Regierung 108, d. h. im Jahre 1600." — Leider ist uns der Name des Baumeisters nicht bekannt und auch das ist ungewiß, in welchem Jahre die neben dem Glockenthurme stehende Kirche erbaut worden ist; doch unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß selbige zu verschiedenen Zeiten umgebaut worden ist, ihre gegenwärtige Gestalt aber erst seit dem Jahre 1812 erhalten hat, in welchem die alte Kirche von den Franzosen mit einem Theile des Kremls in die Luft gesprengt wurde. Am Karniese derselben befand sich die Inschrift: „Durch Gottes Gnade auf den Befehl des ehrenhaften und Christus liebenden, von Gott gekrönten großen Zaren und Großfürsten Michael Feodorowitsch, des Selbstherrschers Aller Reußen und seines Vaters, des gebenedeieten Patriarchen Philaret Nikititsch von Moskau und ganz Rußland." Diese Inschrift hätte keinen Zweifel über die Erbauungszeit der Kirche gelassen, wenn in derselben angegeben wäre, daß der Zar Michael Feodorowitsch die Kirche erbaut hätte; da dies aber nicht der Fall ist, so ist der Vermuthung Raum gegeben, daß obige Worte der Inschrift die Bedeutung haben könnten, Michael Romanow habe nur den schon von Godunow begonnenen Bau der Kirche beendet. Wie dem aber auch sein möge, jedenfa ist letzterer der Erbauer des Glockenthurmes gewesen,

seinen Namen von der in seinem untern Theile befindlichen Kirche, die dem Evangelisten Johannes geweiht war, erhalten hat. Der Beiname „der Große“ ist ihm erst später beigelegt worden. Obwohl der Thurm nur eine Höhe von 280 Fuß hat, so erscheint er doch seiner hohen Lage im Kreml wegen bedeutend höher und die Aussicht von der unter seiner Kuppel befindlichen Gallerie auf das ungeheure Häusermeer zu seinen Füßen, in dem gleich Leuchtthürmen die vergoldeten Kuppeln zahlloser Kirchen flammen, ist eine wahrhaft großartige; nur muß man sich hüten, den Thurm an einem Feiertage zu besteigen, wenn sämmtliche vierzig große Glocken desselben geläutet werden. Schreiber dieser Zeilen war so unvorsichtig gewesen und hat in Folge dessen fast eine Woche lang an einer momentanen Taubheit zu leiden gehabt. Die größte der jetzt auf dem Iwan Weliki hängenden Glocken ist im Jahre 1816 gegossen und hat ein Gewicht von mehr als 4000 Pud, und doch ist diese Glocke nur ein Kind, im Vergleiche mit der, welche anfangs für den Iwan Weliki bestimmt war, und die seit 1836 zu den Füßen desselben auf einem Postamente ruht. Gegossen war diese Glocke im Jahre 1654 unter der Regierung des Zaren Alexei Michailowitsch, und 1668 von einem einfachen russischen Bauern auf den Thurm befördert, von dem sie jedoch während des großen Brandes in Moskau (1700) herabstürzte. Auf den Befehl der Kaiserin Anna wurde sie darauf im Jahre 1731 umgegossen, wozu außer dem alten Material noch 12,327 Pud Kupfer und Zinn verwendet wurden und 1737 an einem unweit des Thurmes stehenden hölzernen Gerüste aufgehängt. Noch in demselben Jahre stürzte sie von diesem Gerüste herab, wobei ein großes Stück von ihr absprang, und lag fast hundert Jahre in der Erde, in welche sie sich durch ihre Schwere eingebohrt hatte, bis sie im Jahre 1836 durch besonders zu diesem

Zwecke konstruirte Maschinen wieder an's Tageslicht befördert wurde. Auf ihrer Spitze ist gegenwärtig eine Kuppel angebracht, die als Basis eines vergoldeten Kreuzes dient.

Bemerkenswerth ist es, daß aus allen den Unglücksfällen, welche Moskau während des Interregnums und der französischen Invasion betroffen hatten, der Iwan Weliki heil und unversehrt hervorgegangen ist. Als die Franzosen im Jahre 1812 den Kreml in die Luft sprengten, wurde der Thurm furchtbar erschüttert, so daß die neben ihm stehende Kirche in Trümmer zerfiel, während er selbst, Dank der Tiefe und Festigkeit seines Fundaments, keine erhebliche Beschädigung erlitt. Nur das vergoldete Kreuz stürzte damals von der Spitze des Thurmes herab, ist aber nach der Restauration des Kreml wieder auf seinen alten Standpunkt gebracht worden.

Südrußland.

Eine kaum bemerkbare Grenzlinie, welche sich durch die Gouvernements Tschernigow, Kursk, Woronesch und von hier über den Don hinaus bis zur Wolga erstreckt, trennt den Norden vom Süden Rußlands. Noch im Gouvernement Orel trägt die Natur entschieden den Charakter des Nordens; hier ist der Boden noch ziemlich dürftig und bedarf der Düngung; gleich einem gelblich-grauen Streifen zieht sich die Landstraße um die zahlreichen Birken- und Kiefernwaldungen, die ihrer vereinzelten Lage wegen von den Landesbewohnern „Inseln" genannt werden. Die Hütten der Bauern sind nicht geweißt und gleichen mehr Hühnerställen, als menschlichen Wohnungen; die herrschende Sprache ist überall die russische. Je mehr man sich dem Gouvernement Kursk nähert, desto deutlicher treten die Merkmale der südlichen Natur hervor. Eine mildere Luft weht über die fruchtbaren Felder, die keiner Düngung mehr bedürfen, um des Landmanns Mühen auf das reichlichste zu belohnen. Ueber Kursk hinaus werden diese Merkmale noch sichtbarer auf der wellenförmigen Oberfläche des Bodens; glänzen uns schon von weitem die schneeweißen, von Weidenhecken oder Fruchtgärten umgebenen Bauernhäuser entgegen; längs den Schluchten und Ufern der Flüsse ragen ganze Felsen von Kreide hoch in die Luft und statt des gelblich-grauen Weges zieht sich die Landstraße wie ein schwarzes Band durch die mit

einem reichen Blumenflor bedeckten Gefilde der Ukraine. Die Birken- und Fichtenwälder des Norden werden von der Eiche, dem Ahorn, der Esche, dem Apfel- und Birnbaum verdrängt, wodurch die ganze Gegend ein freundlicheres Ansehen gewinnt. Dem gewöhnlich sehr heißen Sommer folgt ein warmer, schöner Herbst; die schönste Jahreszeit in der Ukraine, in Kleinrußland und in dem Lande der Donischen Kasaken ist der Frühling, dessen Reize in den Volksliedern der Kleinrussen so sinnig wie naiv geschildert werden.

An der südlichen Grenze der Ukraine nimmt die Natur wieder einen ganz anderen Charakter an. Der wellenförmige Boden glättet sich zusehends; die Wälder treten immer spärlicher auf, bis sie endlich ganz verschwinden und die zwischen den großen Strömen liegenden Ebenen, deren Einförmigkeit nur stellenweise durch tiefe steinerne Schluchten unterbrochen wird, entbehren gänzlich des Wassers. Hier beginnen die südlichen Steppen, die von der einen Seite sich bis zur Donau erstreckend, in der Taurischen Halbinsel ihr Ende finden; von der andern Seite aber, den Don überschreitend, sich bis zur Wolga und den kaukasischen Gebirgen hinziehen. Der Boden dieser Ebene ist fruchtbar, denn die Pulsadern des Verkehrs, der Don, Dniepr, Dniester und die Donau nebst ihren Zuflüssen tränken ihn mit ihren Gewässern. Große Waldungen liegen längs der fischreichen Samara, dem Donetz, dem Dniester und im Norden des Gouvernements Cherson; in ihnen, wie auf den mit einer reichen Vegetation bedeckten Wiesen giebt es Wild im Ueberfluß; in den Schluchten werden Steine gebrochen, die zum Bau von Häusern sich eignen; an vielen Orten sind reiche Steinkohlenlager entdeckt worden; der Dniester, Dniepr, Donetz und Don werden bereits von Dampfschiffen befahren; auf der Steppe weiden bereits zahlreiche Heerden

feinwolliger Schafe. Die Wohnungen der Landleute sind hier aus Muschelkalkstein erbaut, der einst den Boden des Oceans gebildet hatte und aus einem Conglomerate von Sand und Muscheln besteht. Die Umfriedungen der Wohnungen sind entweder aus Rohr geflochten oder ebenfalls aus großen, unbehauenen Stücken dieses Muschelkalksteines errichtet. Um die Hütten herum giebt es weder Bäume noch Gesträuch und nur bei einigen Kolonisten und Gutsbesitzern findet man Spuren von Gartenanlagen. Kein Hügel unterbricht die Einförmigkeit der Steppe mit Ausnahme der Kurgani, Grabhügel, in welcher die Fürsten der Scythen beerdigt worden sind; dagegen ist das Thalgebiet des Dnieprs und der andern größeren Ströme reich an Obst- und Weingärten, auf deren dunkelgrünem Laube der von der Einförmigkeit der Steppe ermüdete Blick des Wanderers mit Wohlgefallen verweilt.

Beinahe zwei Millionen Menschen leben auf dieser Steppe, die mehr als 20 Millionen einen reichlichen Lebensunterhalt gewähren könnte, vom Ackerbau und von der Viehzucht. Mehr als 15 Millionen Pud Getreide gehen jährlich von hier nach dem Auslande; über 2 Millionen feinwolliger Schafe weiden hier das ganze Jahr hindurch, ohne eines Stalles zu bedürfen. Die den Handel und Verkehr vermittelnde Dampfschifffahrt auf dem Schwarzen Meere und den Flüssen, die Ausbeutung der Steinkohlen, die hier in ungeheuren Lagern vorhanden sind, die unerschöpflichen Vorräthe von Salz in den Lemans, der einen reichen Gewinn bringende Weinbau, die große Menge von Fischen in den Flüssen, und vor Allem die durch die klimatischen Verhältnisse so sehr begünstigte Vieh- und Schafzucht — Alles dies erwartet nur eine rationelle, von der Wissenschaft geleitete, Entwickelung, um diese Gegend zu einer der reichsten in Rußland zu machen. Zwar ist in dieser Hinsicht schon viel geschehen, zumal

wenn man erwägt, daß vor kaum hundert Jahren ganz Südrußland noch eine Wüstenei war, die noch unter der Regierung der Kaiserin Anna das Land der Tartaren genannt wurde, während jetzt Odessa, Taganrog, Kertsch und Sewastopol blühende Handelsstädte sind und aus elenden Fischerhütten im Verlaufe von drei Jahren die nicht unwichtige Handelsstadt Berdjänsk sich erhoben hat.

Alexander Puschkin.

„Rußland hat in Puschkin einen seiner besten Dichter verloren und zwar in dem Augenblicke, als er jenen Wendepunkt des Lebens erreicht hatte, bei welchem die Seele von der schäumenden, bisweilen das Maaß überschreitenden, genialen Kraft der Jugend Abschied nimmt und in die ruhige Bahn des reiferen Alters einlenkt, welches, weniger ungestüm als die stürmische Jugendzeit, desto reicher an gelungenen Schöpfungen ist. Welcher Russe hat bei Puschkin's Tode nicht gefühlt, daß etwas Verwandtes von seinem Herzen losgerissen ist!"

Schukowski.

Im Juli des Jahres 1859 hielt ein mit einer Troika bespannter Reisewagen bei der Poststation Swäti=Gori, die sieben Meilen hinter Pskow auf der Chaussee liegt, welche von Pskow nach Kiew führt. Zwei junge Reisende stiegen aus dem Wagen und schritten zu Fuß nach dem nicht weit von der Poststation entfernten Kloster Swätogorsk, welches romantisch am Saume eines dunkeln Kiefernwaldes auf einer Anhöhe liegt, von der man eine herrliche Aussicht auf einen großen Theil des Noworschewskischen Kreises hat. Die Asche des unsterblichen Dichters Puschkin ruht hier hinter dem Altar der Kirche, dicht neben den Klostermauern, an denen vorbei die Poststraße nach Noworschewsk führt. Jahrhundert alte Linden beschatten das weiße marmorne Denkmal, welches, von einem eisernen Gitter umgeben, auf einem hohen Sockel steht und über die dunkeln Mauern weithinaus in die mit grünen Wiesen und reifenden Getreidefeldern bedeckte Ebene schaut. Nach=

dem die Reisenden unter der Führung des freundlichen Abtes Gabriel die Denkwürdigkeiten des Klosters in Augenschein genommen hatten, begaben sie sich nach dem Gute Michailowskoe, welches, noch jetzt im Besitze der Familie Puschkins, etwa eine halbe Meile von dem Kloster liegt.

Durch eine lange Buchenallee gelangten sie zum herrschaftlichen Hause, in welchem sie einen Greis, Namens Peter, antrafen, der bei Puschkin als Kutscher gedient hatte. Der Alte war, obwohl schon hoch in den Sechzigern, noch ziemlich rüstig und äußerst mittheilsam über Alles, was seinen früheren Herrn betraf. Er erzählte ihnen, daß sein seeliger Herr sich niemals mit Wirthschaftsangelegenheiten befaßt habe; daß es ihm ganz gleichgültig gewesen sei, ob der Bauer schlafe oder arbeite. „Hier in dieser Stube hat er gewohnt," sprach er dann, und führte sie in ein kleines einfenstriges Zimmerchen. „Das war sein Kabinet, sein Schlaf-, sein Speise- und sein Empfangszimmer," fuhr er fort. „An dem kleinen Tische dort am Fenster schrieb er, wenn er nicht schlief. Oft sprang er mitten in der Nacht aus dem Bette, setzte sich hin und schrieb; Licht mußte aber die ganze Nacht im Zimmer brennen."

„Erinnerst Du Dich noch an die Amme des Herrn?" fragten die Reisenden. „Ist es wahr, daß er sie so sehr geliebt hat?"

„Die alte Arina?! Wie denn nicht! Ja wohl! Die war ihm ganz an's Herz gewachsen und mußte stets bei ihm sein, wenn er zu Hause war. Kaum war er des Morgens aufgestanden, läuft er schon in ihre Stube, um sie zu begrüßen. Bist Du gesund, Mütterchen?" fragte er. Er nannte sie nämlich stets „Mütterchen." Sie konnte dann wohl ärgerlich werden und zankte ihn aus, warum er sie Mutter nenne, da sie doch seine Mutte

nicht sei. „Ach Arina,“ sagte er dann, „wie kannst Du nur so sprechen? Hast Du mich denn nicht mit Deiner Milch ernährt?“ — Wenn die Alte nur ein wenig kränkelte, war der Herr ganz außer sich und pflegte sie, wie nur ein Sohn die leibliche Mutter pflegen kann.“

Aus dem schon halb verfallenen Herrenhause begaben sich die Reisenden in die noch wohl erhaltene, sauber möblirte Badestube, in welcher Peter den Czamowar für sie aufstellte.

„Ist es wahr, Alterchen, daß Puschkin seine Gedichte der Amme vorgelesen hat und sich von ihr Märchen erzählen ließ?“

„Ja wohl! Mährchen hat sie ihm genug erzählt; darin war sie eine Meisterin; — ob er ihr aber etwas vorgelesen hat, davon weiß ich nichts; nur das ist gewiß, daß er sehr gern mit ihr plauderte.“

„Hat er sich denn hier nicht gelangweilt?“

„Mag wohl sein! Uebrigens konnte man nicht recht klug aus ihm werden; er kleidete sich stets so sonderbar. Im Sommer trug er ein rothes Ueberhemde, weite Beinkleider und einen weißen Hut. Stets hatte er einen eisernen Stock in den Händen, der wohl seine 9 Pfund wiegen mochte. Beim Spazierengehen warf er den Stock in die Höhe und fing ihn dann wieder auf, gerade so wie ein Tambourmajor seinen Tambourstab. War er zu Hause, so schoß er schon vom frühen Morgen an aus dem Pistol nach dem Ziele.“

„Ging er auch auf die Jagd?“

„Nein! Die Jagd liebte er nicht; er schoß nur nach dem Ziele.“

„Erinnerst Du Dich noch daran, Peter, wie der iser Deinen Herrn zur Krönung nach Moskau hat nmen lassen? War er erfreut darüber?“

„Es war ihm wohl lieb, doch anfangs waren wir

Alle sehr erschrocken, als der Gensdarmenoffizier ihn abholen kam. Wohin die Reise gehen sollte, wollte er nicht sagen. Arina vergoß die bittersten Thränen und konnte nur mit Mühe von dem Herrn getröstet werden."

„Hast Du Deinen Herrn noch einmal nach seiner Abreise von Michalowskoe gesehen?"

„Nur noch einmal, als wir seine Bücher von hier nach Petersburg brachten."

„Waren es viele Bücher?"

„O, sehr viele! Ich erinnere mich noch, daß wir zwölf Fuhren für die vierundzwanzig Kisten nöthig hatten, in welche seine Bücher und Papiere eingepackt waren."

Nach dem Thee begaben sich die Reisenden auf die verödete Terasse vor dem Hause, deren Abhang zum Flüßchen Sarok führt, zu dessen beiden Seiten zwei Seen mit sehr flachen Ufern liegen. Hinter dem einen See erblickt man zwischen grünen Saatfeldern das Gut des Herrn Campioni am Rande eines Waldes.

„Konnte Dein Herr schwimmen?"

„Schwimmen konnte er wohl, doch blieb er nie lange im Wasser; er springt in den Fluß, taucht einige Male unter und damit Basta! Auch im Winter nahm er stets Wannenbäder. Gleich nachdem er aufgestanden war, ging er in die Badestube, zerschlug mit der Faust die Eiskruste in der Wanne, sprang hinein, tauchte unter und dann gleich wieder hinaus. Nach dem Thee ritt er einige Stunden aus. So ging es einen Tag um den andern."

Nachdem die Reisenden sich zum Andenken an Michailowskoe einige Blüthen von dem die Hecke bildenden Schlehdorn gepflückt hatten, nahmen sie Abschied von dem Alten und begaben sich wieder zu der Poststation zu

In solch einem traurigen Zustande befindet sich Haus der russischen Dichterfürsten, dessen Ruhm wei

durch die civilisirte Welt erschallt und dessen Werke fast in alle europäischen Sprachen übersetzt sind.

Eine umständliche Biographie finden wir in der von Annenkoff im Jahre 1855 veranstalteten Ausgabe sämmtlicher Werke des Dichters. Aus ihr ersieht man, daß Edelmuth, wahre Herzensgüte und eine große Lebendigkeit des Geistes die Hauptzüge des Charakters Puschkins waren. Er wollte sich nicht nur unbefleckt von Allem erhalten, was er für schlecht und gemein hielt, sondern bestrebte sich auch, Niemand Veranlassung zu geben, etwas Schlechtes von ihm zu sprechen. Deshalb nahm er eine jede Verleumdung, mochte sie noch so widersinnig und unbegründet sein, sich so sehr zu Herzen. Wie fast alle gutherzigen sanguinische Menschen war Puschkin aufbrausend, doch dauerte sein Zorn nie lange. Die größte Kleinigkeit machte einen außerordentlich starken Eindruck auf ihn, und dies galt sogar von Dingen, die ein anderer kaum beachtet hätte. Uebergänge von tiefer Trauer zu ausgelassener Fröhlichkeit, von finsterer Verzweiflung zu der heitersten Stimmung kamen sehr häufig bei ihm vor. Nur in Einem blieb er sich stets gleich: in der Anhänglichkeit an die Personen, die er einmal lieb gewonnen hatte. Besonders waren es der Dichter Delwig, Barätinski, Jasükow, Schukowski, Wäsemski, Katenin, Petrow, und Wladimir Dahl (Luganskischer Kasak). Auch A. Turgenjeff verehrte er sehr als den Freund seines Vaters und als einen Mann, der ihm bedeutende Dienste im Leben erwiesen hatte. Von seinen Verwandten liebte er mit der größten Zärtlichkeit seine Schwester Nadeschda und deren Mann N. Pawlitscheff, sowie seinen jüngeren Bruder Leo, der ihn nur wenige Jahre überlebte.

Trotzdem daß Puschkin ein Gentleman im vollen Sinne des Wortes war, offenbarten seine Gewohnheiten doch das Gepräge der größten Einfachheit. Wie er im

alltäglichen Leben nichts Gekünsteltes liebte, so auch in der Literatur. In seinem Kabinet duldete er weder Bilder, noch andere Kunstwerke, und wenn er nach Petersburg kam und im Gasthause seine Wohnung nahm, so wählte er stets das bescheidenste Zimmer für sich aus. Ueberall, wo er gewesen ist, in Moskau, Petersburg, Kischeneff, Kasan, Odessa, Tiflis, auf seinem Gute Michailowskoe oder in den Aulen Kaukasiens, blieb er seinen einfachen Gewohnheiten treu; er vermied zwar nicht die gesellschaftlichen Vergnügungen, zog es jedoch vor, entweder in der freien Natur umherzustreifen oder im Bette zu lesen. Ueberhaupt fiel er leicht aus einem Extreme in's andere; entweder mußte er sich die stärkste körperliche Bewegung machen, oder vollkommen Ruhe haben. So schrieb er die ersten Kapitel seines berühmten Romans „Eugenii Onegin“ im Bette. Nach Tische spielte er, falls keine Gäste bei ihm waren, allein auf dem Billard; des Abends aber ließ er sich von seiner alten Amme Mährchen erzählen, wie er dies so anmuthig in seinem „Eugenii Onegin“ geschildert hat. Bewunderungswürdig war es, wie weise Puschkin seine Zeit einzutheilen wußte und inmitten der ausgebreiteten Bekanntschaft, die er besaß, nie die eigentliche Aufgabe seines Lebens, das Dichten, außer Acht ließ. Trotz seiner unermüdlichen Thätigkeit fand er aber auch noch Muße, sich eingehend mit seinen pekuniären Angelegenheiten zu beschäftigen.

Puschkin besaß einen starken kräftigen Körperbau und eine robuste Gesundheit. Ein großer Freund von allen gymnastischen Uebungen, war er ein guter Tänzer, Reiter, Schwimmer, Fechter und ein ausgezeichneter Schütze. Das Aeußere Puschkins nahm gerade nicht zu seinem Vortheile ein; nur sein schwarzes lockiges Haar und seine bla[illegible] Feuer und Geist sprühenden Augen konnte man wahr[illegible] schön nennen. Sein Wuchs überstieg nicht die Mi[illegible]

größe, doch war er ziemlich breitschultrig und hatte eine gut entwickelte Brust. Seine Gesichtsfarbe spielte in's dunkelgelbe; seine großen hellrothen Lippen, die zwei Reihen blendend weißer Zähne verbargen und die etwas breite, leicht eingedrückte Nase verriethen seine afrikanische Abstammung. Eine große Sorgfalt verwandte Puschkin auf seinen vollen Backenbart, sowie auf seine Nägel, die er sehr lang wachsen ließ.

Puschkin legte nur einen sehr geringen Werth auf seinen Beruf als Schriftsteller und dies war auch sehr erklärlich, weil das russiche Volk erst einige Zeit nach seinem Tode begann, seine Dichter ihren Verdiensten gemäß zu schätzen. Jungen Schriftstellern von Talent ließ er es nicht an Aufmunterung fehlen. Ein Beispiel davon ist der bekannte Huber, aus dessen Memoiren wir ersehen, welch' eine lebhafte Theilnahme Puschkin an ihm nahm, als er erfuhr, daß Huber sich mit der Uebersetzung des Göthe'schen Faust in's Russische beschäftigte. Auch der berühmte Satiriker Gogol, dem es beschieden war, nach Puschkins Tode die Hegemonie in der russischen Literatur zu führen, hatte in ihm einen treuen Freund und wohlwollenden Rathgeber gefunden. Puschkin hatte die Schwachheit außerordentlich stolz darauf zu sein, von einer Familie abzustammen, die einst eine bedeutende Rolle in der Geschichte Rußlands gespielt hatte. Drei seiner Vorfahren väterlicher Seits waren in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts Bojaren am Hofe des Moscowitischen Czaren, eine Würde, die heut zu Tage dem Range eines vollen Generals oder wirklichen Geheimraths entspricht. Gabril Puschkin (am Anfange des 17. Jahrhunderts) war einer der ersten Würdenträger des Hofes, der zur Partei des Pseudodimitri übertrat und unser Dichter läßt ihn in seiner historischen Tragödie „Boris Godunoff“ eine wichtige Rolle spielen. Mit größerer Vorliebe noch spricht Puschkin in

seinen Dichtungen von seinen Vorfahren mütterlicher Seits, den Hannibals, deren Stammvater der Neger Hannibal, ein großer Günstling Peters des Großen war. Puschkin beabsichtigte eine vollständige Biographie dieses Hannibal zu schreiben und sammelte sorgfältig die Materialien zu diesem Zwecke, doch kam er nicht dazu, und in seinen hinterlassenen Papieren finden wir nur folgende kurze Notiz über diesen Hannibal.

„Mein Großvater mütterlicher Seits war ein Neger, der Sohn eines regierenden Fürsten in Afrika. Der russische Gesandte in Konstantinopel hatte ihn zum Geschenk aus dem Serail des Sultans erhalten und mit andern Negerknaben nach Petersburg geschickt, wo ihn Peter der Große taufen ließ und den Namen Peter Hannibal beilegte (1700). Später kam sein älterer Bruder aus Afrika an den Hof des russischen Czaren, um ihn frei zu kaufen, doch Peter wollte sich nicht von seinem schwarzen Lieblinge trennen und behielt ihn bis zum Jahre 1707 in seiner unmittelbaren Nähe. Dann wurde er nach Paris geschickt, wo er einige Zeit die Militärschule besuchte und später als Offizier in die französische Armee eintrat. Im Spanischen Kriege wurde er am Kopfe verwundet, kehrte nach Paris zurück und lebte dort längere Zeit in der großen Welt. Mehrmals von Peter dem Großen nach Rußland zurückgerufen, fand Hannibal stets verschiedene Vorwände, um in Frankreich zu bleiben, wo es ihm bei weitem besser gefiel. Endlich schrieb ihm der Czar, daß er es ganz seinem freien Willen überlasse, nach Rußland zurückzukehren oder in Frankreich zu bleiben; in jedem Falle werde ihm jedoch seine Gnade gesichert bleiben. Dies Schreiben machte auf Hannibal einen so tiefen Eindruck, daß er auf der Stelle nach Rußland zurückkehrte. Der Kaiser nahm ihn mit der größten Güte auf und segnete ihn mit einem Heiligenbilde, welches sich noch lange

im Besitze der Söhne Hannibals befand, später aber verloren gegangen ist."

Auf diesen historischen Thatsachen beruht die vortreffliche Erzählung, mit welcher der unvollendete Roman Puschkin's „Der Mohr Peters des Großen" beginnt. — Sergei Lwowitsch Puschkin, der Vater unsers Dichters, diente anfangs als Offizier in dem Ismailowschen Garderegimente, nahm aber bald nach seiner Heirath seinen Abschied und siedelte nach Moskau über, wo (am 26. Mai 1799 a. St.) unser Dichter das Licht der Welt erblickte. Gewöhnlich brachte die Familie Puschkin den Sommer in ihrem nicht weit von Moskau gelegenen Landsitze, Sacharino zu. Das reiche, gastfreie Haus war der Sammelplatz der berühmtesten Schriftsteller jener Zeit, eines Karamsin, Dimitrieff, Schukowski, Batuschkows und A. Dem Beispiele seines Vaters folgend, dichtete der junge Puschkin bereits in seinem 9. Jahre kleine französische Lieder, in denen sich schon ein bedeutendes Talent verräth. Sein Onkel, der in der Moskauer literarischen Welt eine ziemlich bedeutende Rolle spielte und auf sehr vertrautem Fuße mit den Koryphäen der russischen Literatur stand, ermunterte ihn zum Studium der russischen Poesie; den größten Einfluß aber auf den Knaben hatte seine Großmutter, Maria Hannibal, die in dem Hause ihres Schwiegersohnes lebte.

Sie war es, die ihn russisch lesen und schreiben lehrte und ihn überhaupt mit der größten Güte behandelte. Bei ihr suchte der Knabe seine Zuflucht, wenn man ihn zu irgend etwas zwingen wollte, was ihm unangenehm war, und ganze Stunden lang saß er an ihrer Seite und lauschte ihren Erzählungen, von denen viele einen unverlöschlichen Eindruck auf sein Gedächtniß gemacht haben. Seine Schwester Olga, die Puschkin bis auf's zärtlichste bis zum Ende seines Lebens liebte, war nur ein

Jahr älter als er und beide genossen daher zusammen den Unterricht. Ihr widmete Puschkin seine erste russische Dichtung (im Jahre 1814). Einen bedeutenden Einfluß auf die dichterische Entwickelung Puschkins hatte seine Wärterin Arina, deren Namen der Dichter in seinem „Eugenii Onegin“ verewigt hat. Diese alte Frau war der Familie Puschkins so zugethan, daß sie die ihr angebotene Freiheit nicht annahm, sondern in dem Hause ihres Herrn, in welchem sie ihr ganzes Leben zugebracht hatte, auch sterben wollte.

Außer ihrer unermüdlichen Fürsorge für ihren Zögling und ihrer großen Anhänglichkeit an ihn hat sie ein ganz besonderes Anrecht auf seine Dankbarkeit dadurch erworben, daß sie ihn durch ihre Erzählungen mit der russischen Volksliteratur bekannt machte. Arina kannte eine zahllose Menge von Mährchen und Geschichten, die sie vortrefflich zu erzählen wußte. Einige der besten Dichtungen Puschkins stammen aus dieser Quelle her. Ueberhaupt liegt die Vermuthung nahe, daß Puschkin die russischen Volkssitten und Gebräuche nie so treffend und anschaulich hätte schildern können, wenn er nicht schon von seiner frühesten Jugend an damit auf's innigste vertraut gewesen wäre. Besonders lebhaft blieben in der Erinnerung Puschkins die Unterhaltungen, welche er in den langen Winterabenden der Jahre 1825 und 1826 mit seiner Amme hatte, als er in Michailowskoe lebte. Entweder erzählte Arina ihm uralte Volkssagen, wie die vom Czaren Saltan, von der todten Königin und den sieben Rittern, von dem Kaufmann Golop und seinem Knechte Bald, die Puschkin später poetisch bearbeitete, oder er las ihr seine Dichtungen vor. „Mögen andere Dichter ihre Werke vorlesen, wem sie wollen,“ sagt er in seinem „Onegin“ bei der Erinnerung an diese Abende:

„Ich lese die Früchte meiner Träumereien
Und harmonischen Tändeleien
Nur meiner alten Amme vor,
Der Freundin meiner Jugend."

Arina starb im hohen Alter, im Jahre 1828, gerade zu der Zeit, wo der Ruhm Puschkins seinen Höhepunkt erreicht hatte. Die alte Frau hatte noch vor ihrem Tode die Genugthuung, in der ländlichen Einsamkeit, in welcher sie lebte, von Zeit zu Zeit von den Vorüberreisenden zu hören, welchen Ruhm ihr geliebter Pflegesohn sich erworben habe. Oft besuchte sie absichtlich die Frau des bekannten Postmeisters in der nächsten Stadt auf einige Tage, um die im Posthause einkehrenden Reisenden über Puschkin auszufragen. Ganz besonders freute sie sich, wenn junge Leute ihr Stellen aus Puschkins Dichtungen vordeklamirten und erzählte ihnen dann, daß sie den Verfasser dieser schönen Verse mit ihrer Milch gesäugt und auch auf ihren Händen getragen habe.

Bis zu seinem siebenten Jahre verrieth der junge Puschkin keine besondern geistigen Anlagen, ja es mangelte ihm sogar jene lebendige Beweglichkeit des Geistes, welche die Kinder in diesem Alter so anziehend macht. Der dicke, faule Junge brachte durch seine Unbehülflichkeit seine Eltern oft zur Verzweiflung; man mußte oft Gewalt anwenden, um ihn zum Spielen oder Spazierengehen zu bewegen. Sein größtes Vergnügen bestand darin, auf einem Flecke zu sitzen oder zu liegen. Auch im Lernen machte der Knabe nur sehr langsame Fortschritte; nur die französische Sprache erlernte er schnell unter Anleitung seines französischen Gouverneurs, des Emigranten Grafen Montfort; in der englischen Sprache machte er nur schwache Fortschritte und auch die deutsche Sprache war ihm zuwider, obwohl er es später sehr bedauerte, die klassischen Werke Göthes und Schillers nicht in der Ursprache, sondern nur in der Uebersetzung lesen zu können.

Bemerkenswerth ist es, daß gerade ein Deutscher es war, der dem jungen Puschkin den ersten Unterricht in der russischen Sprache ertheilte und zwar ein Namensvetter Schillers. Ob jedoch der Knabe einen großen Nutzen von diesem Unterricht gezogen hat, ist zweifelhaft, da ihm sowohl als auch seiner Schwester alle Unterrichtsgegenstände in französischer Sprache vorgetragen wurden und die Kinder unter sich, sowie mit den Eltern, nur französisch sprechen durften. Auch in dem Lyceum zu Zarskoe Selo, in welches Puschkin später eintrat, war er einer der faulsten Schüler. Seiner Natur war das mechanische Auswendiglernen der Aufgaben, das zu jener Zeit an der Tagesordnung war, im höchsten Grade zuwider; trotzdem aber eignete er sich mit Leichtigkeit die vielseitigsten Kenntnisse an, denn er las viel und hatte ein gutes Gedächtniß. Gleichzeitig mit der Leidenschaft für die Lektüre offenbarte sich in dem Knaben der Trieb zu selbständiger, dichterischer Thätigkeit. Schon in seinem elften Jahre dichtete er einige kleine Komödien in französischer Sprache nach dem Muster der Molière'schen, die er seiner Schwester vorlas, sowie einige Fabeln, die aber leider verloren gegangen sind. In diese Zeit fällt auch die Verfassung einer größeren epischen Dichtung in sechs Gesängen, welche den Krieg der Zwerge und Zwerginnen an dem alten französischen Hofe des Königs Dagobert zum Inhalte hat, von dem Knaben aber verbrannt wurde, weil sein Gouverneur bei dem Lesen derselben laut aufgelacht hatte.

Die im Lyceum verlebten Jahre waren für Puschkin die glücklichsten seines Lebens. In dem Lyceum entwickelte sich sein poetisches Talent, in ihm schloß er Freundschaften, die für das ganze Leben fortdauerten, so unter anderen mit dem Dichter Delwig. Zuerst dichtete Puschkin nur in französischer Sprache und erst im Jahre 1814 begann er

in russischer Sprache zu schreiben. Das erste in einem Moskauer Journal durch den Druck veröffentlichte Gedicht ist „Die Sendung an meinen Freund,“ die im satirischen Geiste abgefaßt ist. Ihr folgten andere Gedichte ziemlich häufig in den Journälen und erregten durch die Eleganz der Versefikation und ihren Bilderreichthum die Aufmerksamkeit des lesenden Publikums. Durch seine beißenden Epigramme machte Puschkin sich unter seinen Kameraden viele Feinde; alle aber, welche den jungen Mann näher kennen lernten, mußten ihn seiner großen Herzensgüte wegen lieb gewinnen. Das große Aufsehen, welches Puschkin schon damals in der literarischen Welt machte, überzeugte alle von seiner großen poetischen Begabung und in der letzten Zeit seines Aufenthaltes im Lyceum genoß Puschkin schon eines gewaltigen Ruhmes unter seinen Kameraden.

Nach Beendigung des Lehrkurses im Lyceum wurde Puschkin im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt. Ehe er jedoch in den aktiven Dienst trat, brachte er noch einige Zeit bei seiner Familie in Michailowskoe zu. Sein Wunsch war es, in das Leibgardehusarenregiment einzutreten; doch dazu war ein großes Vermögen erforderlich, und dies besaß Puschkin nicht; in der Infanterie aber wollte er nicht dienen. Nach seiner Rückkehr nach Petersburg stürzte sich der junge Dichter mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Charakters in den Strudel der gesellschaftlichen Vergnügungen, ohne jedoch dabei seine literarischen Beschäftigungen zu vernachlässigen. Er ließ sich als Mitglied in die Arsamas'sche literarische Gesellschaft aufnehmen und verfaßte im Jahre 1819 seine erste größere Dichtung „Ruslan und Ludmilla,“ nach deren Lektüre der berühmte Schukowski ihm sein Porträt mit der Unterschrift zuschickte: „Dem siegreichen Schüler — der besiegte Lehrer.“

Bald nach der Beendigung „Ruslans und Ludmillas“ (1820) ging Puschkin in Dienstangelegenheiten nach Beßarabien, wo er bis zum Jahre 1824 verweilte. Als er in Jekaterinoslow ankam, erkrankte er und besuchte auf den Rath der Aerzte die Mineralbäder in Kaukasien. Nach Wiederherstellung seiner Gesundheit bereiste er das an Naturschönheiten so reiche Süduser der Krim, besuchte auch die alte Residenz der Krim'schen Khane, Bachtschißarai, und langte im September des Jahres 1820 in Kischenew, der Haupstadt Beßarabiens, an. Am Ende desselben Jahres reiste er nach Kiew und beendigte nach seiner Rückkehr nach Kischenew (am Anfange des Jahres 1821) sein schon vor einiger Zeit begonnenes Gedicht „der Kaukasische Gefangene,“ das eine vortreffliche Schilderung der herrlichen Natur Kaukasiens enthält. In Kischenew verfaßte Puschkin (im Jahre 1822) seine dritte größere Dichtung „Die Springquelle von Bachtschißarai,“ ein Seitenstück zum „Kaukasischen Gefangenen,“ die von dem Publikum mit dem lebhaftesten Enthusiasmus aufgenommen wurde. Kaukasien und die Krim, die bis zu dieser Zeit noch eine terra incognita waren, wurden von nun an von russischen Touristen förmlich überschwemmt; ein Jeder wollte sich durch den Augenschein überzeugen, in wie fern die Schilderung der dortigen Naturschönheiten der Wahrheit entsprachen. Im Jahre 1823 wurde Puschkin nach Odessa versetzt, wo er ungefähr ein Jahr zubrachte. Hier begann er seinen berühmten Roman in Versen: „Eugenii Onegin,“ den er erst nach einigen Jahren beendete. In Odessa dichtete er auch das Gedicht „Die Zigeuner,“ in welchem das abenteuerliche Leben und Treiben dieses merkwürdigen Volksstammes, welches er aus einem mehrtägigen Aufenthalte in einem Zigeunertabor genau hatte kennen gelernt, sehr getreu geschildert ist. Im Juli des nächsten Jahres reiste Puschkin nach

seinem Gute Michailowskoe, wo er zwei Jahre in der größten Abgeschiedenheit verlebte, eine Zeit, die in literarischer Hinsicht die fruchtbarste seines ganzen Lebens war. Hier dichtete er nämlich viele Kapitel seines „Eugenii Onegin's“ und die Tragödie „Boris Godunow.“ In Bezug auf den historischen Stoff hielt Puschkin sich ziemlich genau an die Geschichte Karamsin's, dem er auch diese Tragödie gewidmet hat. Im September 1826 kehrte Puschkin nach Petersburg zurück, wo er von der Zeit an jeden Winter zubrachte, während er die Sommer- und Herbstmonate in Michailowskoe verlebte. In diese Zeit fällt die Verfassung des Poems „Pultawa,“ in welchem der Kampf Peters des Großen mit Carl XII. geschildert ist. Diese Dichtung ist einem großartigen historischen Gemälde in einem ungeheuren Rahmen vergleichbar; Tage lang kann man es anschauen und immer entdeckt man neue Schönheiten in demselben. Ueberhaupt interessirte sich Puschkin sehr für Alles, was die Zeit Peters des Großen betraf, wie auch schon das dem Andenken an den erhabenen Gründer Petersburgs gewidmete Gedicht: „Der eherne Reiter“ bezeugt, welches zu seinen gelungensten dichterischen Schöpfungen gehört. Er beabsichtigte auch eine ausführliche Geschichte Peters des Großen in Prosa zu schreiben und sammelte zu diesem Zwecke das nöthige Material in den Petersburger Archiven; doch wurde er an der Ausführung dieses Planes durch seinen frühen Tod verhindert.

Im Jahre 1829 begleitete Puschkin die russische Armee auf ihrem siegreichen Feldzuge gegen die Perser und war Augenzeuge der Einnahme Erzerums, die er in seiner Reise nach Erzerum geschildert hat. Im Herbste des folgenden Jahres beendete er sein größtes poetisches Werk „Eugenii Onegin,“ dessen hauptsächliches Verdienst außer der vortrefflichen Versefikation in der höchst getreuen Schilderung der Sitten der damaligen russischen Gesell-

schaft besteht. Jetzt hat die russische Literatur genug Werke aufzuweisen, welche ähnliche Schilderungen enthalten; zu jener Zeit aber war ein Roman, wie „Eugenii Onegin“ etwas ganz unerhörtes. Außerdem war derselbe in erzählender Form geschrieben, die bei der Lektüre vielmehr anspricht, als die dramatische. Der Erfolg, den dieser Roman hatte, war daher auch ein ganz außerordentlicher und eine Auflage folgte der andern in ganz kurzer Zeit. Aehnliches Aufsehen in der deutschen Literatur haben vielleicht nur Goethes „Werthers Leiden“ und Schillers „Räuber“ zu ihrer Zeit gehabt, wobei wir jedoch nicht vergessen dürfen, daß das damalige deutsche Lesepublikum schon auf einer viel höheren Bildungsstufe stand, als zu jener Zeit das russische. Den Herbst desselben Jahres verlebte Puschkin auf seinem Gute Boldina (im Gouvernement Nischni-Nowgorod), wo er außer den beiden letzten Kapiteln des „Eugenii Onegin“ noch mehrere dramatische Werke verfaßte, wie „Den geizigen Ritter,“ „Den steinernen Gast,“ „Das Fest zur Zeit der Pest,“ „Mozart und Salieri.“ In Boldina sind auch die Erzählungen entstanden, die unter dem Titel „Erzählungen Belkins“ bekannt sind. Es waren dies die ersten prosaischen Werke, welche Puschkin verfaßt hat; an innerem Werthe stehen sie den späteren prosaischen Schriften bedeutend nach.

Am 18. Februar 1831 vermählte sich Puschkin mit der schönen Nadeschda Gontschareff, welche er schon als Bräutigam in einer poetischen Epistel an seine Freunde Wäsemski und Barätünski besungen hat. In demselben Jahre siedelte das junge Ehepaar nach Zarskoe Selo über.

Im Jahre 1833 verfaßte Puschkin die Erzählungen in Prosa: „Dubrowski“ und „Die Tochter des Kapitäns,“ sowie eine dramatische Dichtung „Russalka“ in Versen, welche letztere jedoch unbeendet geblieben ist. Der Inhalt der „Russalka“ ist wie der von „Ruslan und Ludmilla“

der russischen Sagenwelt entnommen. „Dubrowski" und besonders „Die Tochter des Kapitäns" gehören zu den besten prosaischen Schriften des Dichters. In „Dubrowski" schildert er das Leben der russischen Gutsbesitzer zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts; in der „Tochter des Kapitäns" aber die Epoche des Pugatschew'schen Bundes, mit dessen Geschichte sich Puschkin damals gerade beschäftigte.

Im Jahre 1833 dichtete Puschkin eines seiner gelungensten Gedichte „Den ehernen Reiter." Die Veranlassung zu dieser Dichtung gab die ungeheure Ueberschwemmung, welche Petersburg am 7. November 1824 heimgesucht hatte; der Held derselben ist Peter der Große, dessen ehernes Standbild auf dem Admiralitätsplatze hoch über die empörten Wogen der Newa emporragt und sie besänftigt. Im Jahre 1836 übernahm Puschkin die Redaktion des Journals „Sowremennik" („Zeitgenosse"), gab sie jedoch bald wieder auf, weil seine Freiheit durch die Redaktionsarbeiten zu sehr beschränkt wurde. In demselben Jahre starb seine Mutter, die auf ihren Wunsch in dem Swätogorskischen Kloster beerdigt wurde. Puschkin, der ihren Leichnam dahin brachte, bat, gleichsam im Vorgefühl seines nahen Todes, den Vorstand des Klosters, ihm ein Plätzchen neben dem Grabe seiner Mutter zu reserviren. Wie lebhaft dies Vorgefühl seine Seele beschäftigte, beweist unter anderem folgender Fall. Für die Feier des Stiftungsfestes des Lyceums in Zarskoe Selo hatte Puschkin, wie schon öfters bei ähnlichen Gelegenheiten ein Carmen verfaßt, zu dem er jedoch unmöglich den Schluß finden konnte. Kaum hatte er in der festlichen Versammlung die ersten Verse vorgelesen:

> „Es gab einst eine Zeit, wo unser Fest erglänzte,
> Und wo mit Rosen man die junge Stirn umkränzte —

als seine Stimme vor innerer Bewegung zitterte und

Thränen in seine Augen traten. Er legte das Heft auf den Tisch, begab sich in eine Ecke des Zimmes und verharrte dort lange Zeit in tiefen Nachdenken, während einer der Anwesenden an seiner Stelle die „letzte Feier des Jahrestages“ vorlas. Ueberhaupt befand sich Puschkin in der letzten Zeit seines Lebens in einem sehr aufgeregten Zustande und es hatte den Anschein, als ob er selbst den Tod suchte. Würde er mehr Werth auf sein Leben gelegt haben, so hätte er leicht das Duell mit Dantes vermeiden können, dessen leichtfertiges Benehmen in Betreff seiner Frau seinen höchsten Zorn erregt hatte. Am 27. Januar (1836) brachte der Sekundant Puschkins, der Oberstlieutenant Dansas, den Dichter in einem sehr gefährlichen Zustande nach Hause. Puschkin war in der rechten Seite verwundet; die Kugel seines Gegners war ihm durch die Leber gegangen und in den Eingeweiden stecken geblieben. Als man ihn in seinem Kabinette auskleidete, wollte seine Frau, die von der ganzen Geschichte nichts wußte, zu ihm kommen; Puschkin aber, der sie durch den Anblick des Blutes nicht erschrecken wollte, rief ihr mit lauter Stimme zu, sie solle draußen noch etwas warten und ließ sie erst dann in's Zimmer, als er bereits im Bette lag. „Wie glücklich bin ich,“ rief Puschkin ihr entgegen, „daß ich noch lebe und Du bei mir bist!“ Zu den Aerzten sagte er: „Es steht schlecht mit mir!“ Als nach der Untersuchung der Wunde der Chirurg die zur Operation nöthigen Instrumente holen ging, fragte Puschkin den Dr. Scholz: „Sagen Sie mir ganz aufrichtig! was denken Sie von meiner Lage?“ — „„Ich kann Ihnen nicht verhehlen,““ antwortete dieser, „„daß Sie in Gefahr sind.““ — „Sagen Sie lieber, daß ich sterben werde!“ — „„Ich halte es für meine Pflicht, auch dies nicht zu leugnen; doch hören wir noch die Meinung Arndts und Salomons, nach denen schon geschickt ist!““ „Ich danke Ihnen,“

sagte Puschkin, „Sie haben recht gehandelt, daß Sie mir die nackte Wahrheit sagten!“ Dann fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und murmelte: „Jetzt muß ich an meine häuslichen Angelegenheiten denken! Lebt wohl, Freunde,“ rief er dann aus, als seine Blicke auf die Bücher seiner Bibliothek fielen; „die Zeit ist da, wo wir uns trennen müssen.“ Scholz fand den Puls schwach und fieberhaft und die Hände beinahe ganz erkaltet. Während dessen waren die Aerzte Sadler und Salomon angekommen, etwas später auch der Leibarzt des Kaisers, Arndt. Dieser erkannte auf den ersten Blick, daß keine Hoffnung mehr vorhanden sei, das Leben des berühmten Dichters zu retten, doch ließ er Eisumschläge um den Leib machen, um die Schmerzen etwas zu lindern. Als Arndt ihn verlassen wollte, sagte Puschkin zu ihm: „Bitten Sie den Kaiser, daß er mir verzeihen möge!“ Arndt übergab den Kranken seinem Hausarzte Spaski, der die ganze darauf folgende Nacht bei ihm blieb. Kurze Zeit darauf kamen der Fürst und die Fürstin Wäsemski, der Graf Wielgorski und Schukowski zu ihm. Die Fürstin wich keinen Augenblick von der Seite der Frau Puschkins, die sich in einem wahrhaft beklagenswerthen Zustande befand. Wie ein Schatten stahl sie sich von Zeit zu Zeit in das Kabinet, wo ihr sterbender Mann, mit dem Rücken der Thüre zugekehrt, sie nicht sehen konnte. Kaum hatte sie aber die Schwelle der Thür betreten, so fühlte Puschkin auch schon ihre Anwesenheit und sagte: „Meine Frau ist hier! führt sie fort!“ — Er that dies aus Besorgniß, sie könne seine furchtbaren Schmerzen bemerken, die er mit wahrhaft stoischer Mannhaftigkeit ertrug: „Was macht meine Frau?“ fragte er von Zeit zu Zeit den Dr. Spaski. „Die Aermste wird unschuldig leiden müssen! Man wird ihren guten Ruf antasten!“ Mitten unter seinen Qualen erinnerte er sich, daß er Tags vorher zum Begräbniß des Sohnes von

Gretsch eingeladen war. — „Wenn Sie Gretsch sehen,“ sagte Puschkin zu Spaski, „so grüßen Sie ihn von mir und sagen Sie ihm, daß ich aufrichtigen Antheil an seinem Verluste nehme.“ In derselben Nacht brachte ihm der Dr. Arndt ein eigenhändiges Billet des Kaisers Nicolaus, welches folgende Worte enthielt: „Wenn es Gottes Wille ist, daß wir uns in dieser Welt nicht mehr sehen sollen, so sende ich Dir meine Verzeihung und den letzten Rath, als Christ zu sterben; um Deine Frau und Kinder brauchst Du keine Sorge zu tragen — ich werde für sie sorgen! — Nicolaus.“

Durch die väterliche Fürsorge des Monarchen auf's Tiefste gerührt, bat Puschkin inständig den Dr. Arndt, ihm das Billet zu geben, doch der Kaiser hatte befohlen, es ihm nur vorzulesen und dann auf der Stelle zurückzubringen. „Sagen Sie dem Kaiser,“ sprach Puschkin, „daß ich den Verlust meines Lebens bedaure, weil ich dadurch verhindert werde, ihm meine Dankbarkeit auszudrücken und ihm durch die That beweisen zu können, daß ich ihm mit Leib und Seele angehöre!“

Bald darauf ließ Puschkin den Geistlichen holen, der ihm das heilige Sakrament reichte und später mit Thränen in den Augen erzählte, mit welcher tiefen Andacht Puschkin die letzte Pflicht des Christen erfüllt habe. Bis fünf Uhr Morgens (28. Januar) trat keine Veränderung in dem Zustande des Kranken ein; dann aber nahmen seine Schmerzen so überhand, daß er nur mit der äußersten Anstrengung seiner Willenskraft das laute Aufschreien unterdrücken konnte, um seine Frau nicht zu erschrecken, die in halber Ohnmacht vor der Thüre des Krankenzimmers lag. Man schickte wieder zu Arndt, doch blieben alle Bemühungen, die schrecklichen Qualen zu lindern, erfolglos. Endlich, um 7 Uhr Morgens, ließen die Schmerzen etwas nach. Die Standhaftigkeit Puschkins setzte selbst seinen

Arzt in Erstaunen. Arndt erzählte, daß er in dreißig Schlachten gewesen sei, und Tausende von Sterbenden gesehen habe; eine solche Mannhaftigkeit sei ihm nur selten vorgekommen. Die Gedanken des Dulders blieben mitten in den fürchterlichen Qualen bis zu seinem Tode hell und sein Gedächtniß frisch. Er diktirte seinem Freunde Dansas ein Verzeichniß seiner Schulden und auf die Frage desselben, ob er ihm in Betreff Dantes' nichts aufzutragen habe, antwortete er: „ich verlange, daß Du meinen Tod nicht rächst! ich verzeihe ihm und will als Christ sterben!" — Darauf nahm Puschkin einen rührenden Abschied von seiner Frau, seinen Kindern und seinen Freunden.

Schukowski ergriff die schon erkaltete Hand des Freundes und küßte sie, konnte aber vor innerer Bewegung keinen Laut hervorbringen. Puschkin flüsterte ihm dann mit schwacher Stimme kaum hörbar die Worte zu: „Sage dem Kaiser, daß es mir seinetwillen leid thut zu sterben; ich hätte gern mein Leben ihm geweiht! sage ihm, daß ich ihm Glück für seinen Sohn, Glück für sein Rußland wünsche!" — „Der Tod naht!" sprach er dann zu Spaski, als dieser ihm den Puls fühlte. Er drückte darauf den Wunsch aus, von der Wittwe Karamsiens Abschied zu nehmen und bat sie, daß sie das Zeichen des Kreuzes über ihn mache, worauf er ihre Hand küßte. Während dessen hatte eine Dosis Opium seine Schmerzen einigermaßen gelindert. „Es steht schlimm mit mir, Bruder," sprach Puschkin zu dem um 2 Uhr zu ihm eintretenden Dr. Dahl (in der russischen Literatur unter dem Pseudonym „Luganski Kasak" bekannt), mit welchem er sehr befreundet war. — „Wir hoffen Alle noch; verzweifle auch Du nicht!" erwiderte Dahl! — „Nein," entgegnete Puschkin, „meine Zeit ist abgelaufen! ich sterbe. So soll es auch wohl sein!" — Zu der Zeit schlug sein Puls voller und fester und über den ganzen Körper begann sich in Folge der warmen Kräuterumschläge,

mit denen man die kalten Umschläge vertauscht hatte, eine gelinde Wärme zu verbreiten. Puschkin bemerkte gleich, daß Dahl mehr Hoffnung hatte, als die anderen Aerzte; er ergriff seine Hand und fragte ihn: — „Ist Niemand hier?“ — „Niemand!“ — „Dahl! sage mir die Wahrheit! muß ich sterben?!“ — „Wir hoffen für Dein Leben! Puschkin! wahrhaftig wir hoffen für Dich!“ — „Ich danke Dir,“ erwiderte Puschkin. Leider aber erwies sich diese Hoffnung als trügerisch. Die ganze Nacht blieb Dahl vor seinem Bette, während Schukowski, Fürst Wäsemski und Graf Wielgorski sich im Nebenzimmer befanden. Puschkin hielt die Hand Dahls in der seinen; von Zeit zu Zeit legte er Eis auf die Schläfen oder erneuerte die Umschläge um den Leib. An die Stelle der Schmerzen war eine außerordentliche Schwäche und Beängstigung eingetreten. — „Ach, welche Beklemmung!“ rief er aus, indem er die Arme um den Kopf warf. „Meine Seele ist bekümmert!“ — Er bat Dahl ihn aufzurichten und die Kissen etwas höher zu legen. „Wer ist bei meiner Frau?“ fragte er dann, und als Dahl ihm antwortete: „Viele gute Menschen, welche den herzlichsten Antheil an Dir nehmen und sich nach Deinem Befinden erkundigen“ — sprach er: „Danke Dir! geh' jetzt und sage meiner Frau, daß mir, Gott sei Dank, besser ist; sie könnte sich sonst zu sehr meinetwegen ängstigen.“

Wie groß die allgemeine Liebe war, deren sich Puschkin erfreute, ersehen wir aus dem Schreiben, welches Schukowski damals an den Vater des Dichters richtete und aus dem wir hier die betreffende Stelle anführen:

„Tief hat mich diese Kundgebung der allgemeinen Trauer gerührt! daß wir Russen, denen der Ruhm des Vaterlandes theuer ist, um Ihren Sohn klagen, ist ganz natürlich; aber die Theilnahme der Nicht-Russen, die sich

in so rührender Weise kund gab, war für mich eine wahrhaft erfreuliche Ueberraschung. Wir verloren einen der Unsern — was ist aber die Ursache ihres Mitgefühls mit unserm Kummer? Die Antwort ist nicht schwer — der Genius ist ein Allgemeingut. Dem Genius huldigen alle Völker und wenn einer vor seiner Zeit die Erde verläßt, so begleiten ihn alle mit gleicher brüderlicher Trauer zu Grabe. Puschkin gehörte seinem Genie nach nicht nur Rußland, sondern ganz Europa an."

Puschkin ermuthigte seine Frau zu Hoffnungen, die er selbst nicht mehr hegte. — „Werde ich mich lange noch quälen?" fragte er Dahl mit gebrochener Stimme. Diese Worte wiederholte er einige Male, dann fuhr er fort: „Wird's denn nicht bald zu Ende sein?" — Wenn das beängstigende Gefühl oder die Schmerzen ihn zu überwältigen drohten, machte er eine Bewegung mit den Armen oder ächzte, aber so leise, daß man es im Nebenzimmer nicht hören konnte. — „Du mußt Dich schon gedulden, Freund!" tröstete ihn Dahl; „doch brauchst Du Dich Deiner Schmerzen nicht zu schämen." — Am Morgen des 29. Januars begann der Puls immer schwächer und schwächer zu schlagen, und die Hände wurden kalt. Puschkin lag mit geschlossenen Augen da, zuweilen nur erhob er wie mechanisch die Hände, um sich Eis auf die Stirn zu legen. Dann öffnete er die Augen und bat um ein Gelée. Als man ihm dasselbe brachte, flüsterte er kaum hörbar: „Ruft meine Frau! sie soll es mir reichen!" — Sie kam, kniete zu Häupten des Bettes nieder, reichte ihm das Löffelchen und drückte darauf ihr Gesicht auf das seine. Puschkin streichelte ihr das Haar und sagte: „Nun, nun, Gott sei Dank! es ist Alles gut! Geh nur!" — Der ruhige Ausdruck seines Gesichts und die Festigkeit seiner Stimme täuschen die arme Frau; sie verließ das Zimmer mit vor Freude trahlendem Gesichte und sagte zu Dr. Spaski: „Sehen

Sie: er wird leben bleiben! er wird nicht sterben!" — In derselben Minute begann schon sein Todeskampf. Schukowski, der Graf Wielgorski und Turgenieff waren kurz vorher in's Zimmer getreten. — Dahl flüsterte Turgenieff zu: „er stirbt!" — Puschkin war bei vollem Bewußtsein; nur kurz vor seinem letzten Athemzuge fing er an zu phantasiren. — Seine letzten Worte waren: „Es ist zu Ende — das Athmen wird mir schwer — ich ersticke!" — Die Bewegungen der Brust wurden immer schwächer und hörten dann allmählig auf. Still und ruhig verließ die Seele des großen Dichters ihre sterbliche Hülle. Es war um 2¾ Uhr Nachmittags am 29. Januar 1836. „Lange," schreibt Schukowski, „standen wir über ihn gebeugt da, schweigend, ohne uns zu rühren; nicht wagend, das Geheimniß des Todes zu unterbrechen, das sich vor unsern Augen in seiner vollen Heiligkeit vollzog. Als Alle das Zimmer verlassen hatten, setzte ich mich zu ihm und blickte ihm lange ins Gesicht. Nie hatte ich in diesen Zügen etwas dem Aehnliches gesehen, wie in diesem ersten Augenblicke nach dem Tode. Sein Haupt war etwas zur Seite geneigt; die Arme, die noch vor einigen Augenblicken krampfhaft gezittert hatten, lagen ruhig ausgestreckt, als ob sie sich von einer schweren Anstrengung erholten. Was aber den Ausdruck des Gesichtes betrifft, so vermögen Worte ihn nicht zu beschreiben. Er erschien mir ganz fremd und doch wieder so bekannt. Das war nicht die Ruhe des Schlafes — in ihm bemerkte ich nicht den poetischen Zug, der früher seinem Gesichte einen ganz besonderen Ausdruck verliehen hatte. Nein! es war als ob ein heiliger, wundervoller Gedanke sich auf ihm abspiegelte, ähnlich einer himmlischen Erscheinung, einer vollen, ganz befriedigten Erkenntniß. Wie ich so auf ihn schaute, war es mir, als ob ich ihn fragen sollte: „Was siehest jetzt, Freund?!" — Und was hätte er mir geantwor

hätte er auch nur für einen Augenblicke wieder zum Leben erwachen können? Das sind Augenblicke in unserm Leben, die vollkommen des Namens „große Augenblicke“ würdig sind! In dieser Minute, kann ich sagen, sah ich das Gesicht des Todes ohne Schleier. Welch' ein Gepräge hatte er demselben aufgedrückt und wie wunderbar sein Geheimniß darauf ausgesprochen! Niemals habe ich früher auf seinem Gesichte einen solchen, tiefen, erhabenen Gedanken ausgedrückt gesehen, als in diesem Augenblicke, wo bei der Berührung des Todes alles Irdische verschwunden war. Das war das Ende unseres Puschkin.“

Puschkin wurde auf seinen früher schon oftmals ausgesprochenen Wunsch im Swätigorskischen Kloster neben seiner Mutter begraben. Für die Begräbnißkosten hatte der Kaiser Nicolaus 10,000 R. angewiesen. Turgeniew, durch dessen Vermittlung Puschkin in das Lyceum von Zarskoe Selo aufgenommen worden war, begleitete die sterblichen Ueberreste seines Freundes zu seiner letzten Ruhestätte. Ueber denselben erhebt sich ein Denkmal aus weißem Marmorstein, in Gestalt eines Obeliskes, mit der einfachen Aufschrift:

„Alexander Sergejewitsch Puschkin.“

Auf Allerhöchsten Befehl wurden die Kronsschulden, die auf dem Gute Puschkins lasteten, gestrichen und der Wittwe des Dichters eine jährliche Pension von 5000 R. Ass. ausgesetzt, während ihre Kinder bis zu deren Volljährigkeit die Summe von 6000 R. jährlich erhielten. Zur Herausgabe der Werke Puschkins hatte der Kaiser 50,000 R. Ass. angewiesen.

Zum Schlusse möge hier eins der weniger bekannten Gedichte Puschkins „Die Rückkehr nach der Heimath“ Platz finden, aus dem uns das Bild des liebenswürdigen Dichters in voller Klarheit entgegentritt:

Rückkehr nach der Heimath.

Da bist du wieder, Heimath, traute Heimath!
Du Winkel Erde, wo ich einst verlebt
Zwei stille Jahre in der Einsamkeit!
Zehn Jahre sind seitdem verflossen. Viel
Hat sich im Leben nun für mich verändert,
Und auch ich selbst, nach jenem Urgesetze,
Das die Natur regiert, fühl' mich verwandelt.
Doch hier erscheinet die Vergangenheit
Mir lebhaft wieder; seh' ich doch den Abend
Noch deutlich vor mir, wo in jenem Walde
Ich streift' umher. Dort stehet noch das Häuschen,
Wo ich mit meiner Amme hab' gelebt.
Die Alte lebt nicht mehr; — nicht hör' ich mehr
Den schweren Tritt der Füße, wenn sie sorgsam
Die morgendliche Runde macht. — Sieh' dort
Den waldbewachs'nen Boden, wo ich oft
In mich versunken saß, wie unbeweglich,
Und niederschaute auf den stillen See,
An and're Fluthen, and're Ufer denkend.
Er breitet sich in tiefer Dunkelbläue
Weit zwischen jenen gold'nen Triften aus;
Auf seinen unbekannten Fluthen schifft der Fischer
Und schleppt nach sich das Netz. — Am andern Ufer
Siehst du romantisch manche Dörfer liegen
Und hinter ihnen birgt sich eine Mühle,
Mit Müh' die Flügel in dem Winde treibend.
Dort auf der Grenze der Besitzung, die
Großvater mir vererbt, da wo der Weg
Vom Regen ausgespült, sich auf den Berg erhebt,
Da steh'n drei Fichten; zwei ein wenig fern,
Wie Freunde, die sich lieben. — Wenn ich hier
Vorbeiritt bei dem bleichen Schein des Mondes,
Begrüßte mich mit wohlbekanntem Laute
Das Rauschen ihrer Gipfel. — Auf demselben Wege
Bin ich jetzt hergekommen und vor mir
Sah ich sie wieder stehen, so wie eh'mals
Hör' ich ihr bekanntes Rauschen wieder,
Doch um die Wurzeln, die gealterten,
Um die herum einst alles öde war,

Ist jetzt ein junger Wald herangewachsen,
Der von dem Dunkelgrün der Fichtenzweige,
Wie Kinder, liebevoll beschattet wird.
Traurig nur steht der eine der Gefährten,
Ein alter Hagestolz; um ihn herum
Ist alles öde, wie vorher. —
Gegrüßest seist du mir, du junges Volk,
Mir unbekannt! Wohl werd' ich niemals seh'n
Den Nachwuchs, der dir stolz erblühen wird,
Wenn hoch er über die bekannten Stämme
Sein Haupt erheben wird, verdeckend
Dem Aug' des Wanderers die alten Wipfel.
Um eins nur bitt' ich euch: laßt meinen Enkel hören
Zum Gruße euer wohlbekanntes Rauschen,
Wenn er aus Freundeskreis nach Hause kehrend,
Froher und lieblicher Gedanken voll,
An euch vorbeigeht in der Mondennacht
Und meiner denkt! — — —

Alexej Kolzow.

Ein russisches Lebensbild.

Im Jahre 1827 fuhr ein junger Offizier, Namens B...j, der einen Feldzug in Kaukasien mit Auszeichnung mitgemacht hatte, durch die Kleinrussische Steppe, um seine Eltern zu besuchen, die in der Nähe von der Gouvernementsstadt Woronesch lebten. — Nicht weit von dem Wege erblickte er unter einem Baume einen in ein rothes Kattunhemd gekleideten etwa sechszehnjährigen Burschen, der eifrig mit Schreiben beschäftigt war. Unter dem Vorwande, die erloschene Pfeife anzuzünden, stieg der Reisende aus dem Wagen und trat zu dem kleinen Feuer, welches sich in der Nähe des Jünglings befand, der so vertieft in Gedanken war, daß er die Annäherung des Offiziers nicht einmal zu bemerken schien. Um nicht zudringlich zu erscheinen, enthielt sich dieser jeder Ansprache, und wollte schon, nachdem er seine Pfeife angezündet hatte, sich wieder entfernen, als plötzlich ein Windstoß eines der beschriebenen Blätter entführte. Rasch griff der Reisende nach dem Blatte und fand darauf Verse, die ihn ungeachtet einiger grammatikalischen und orthographischen Fehler durch ihre außerordentliche Anmuth entzückten, obwohl sie nur Gegenstände aus dem Alltagsleben behandelten. Als darauf der Offizier dem sichtlich in Verlegenheit gerathenen jungen Mann das Blatt wieder einhändigte, richtete er an ihn die prophetischen Worte: „Ich wünsche

meinem Vaterlande Glück zu einem neuen bedeutenden Dichtertalente!" — Eine Strecke weiter begegnete unser Reisende einem Greise, der eine zahlreiche Schafheerde vor sich her trieb und fragte ihn, ob er den Burschen im rothen Hemde kenne, der dort Verse schriebe. „Wie sollte ich den Aloscha nicht kennen?! er ist ja der Sohn meines Herrn!" erwiderte der Alte. „Wie oft habe ich ihn als kleines Kind auf meinen Armen getragen!" — „Und wie ist sein Familienname?" forschte der Offizier weiter. — — Kolzow — war die Antwort. — In Woronesch angekommen, suchte der Offizier den Vater des jungen Dichters auf, der ein ganz einfacher Bürgersmann war und mit Schafen handelte, deren Transport durch die Steppe sein Sohn überwachen mußte. B... erzählte ihm von dem wundervollen poetischen Talente seines Sohnes, worauf der Alte kopfschüttelnd meinte, es wäre ihm lieber, wenn Aloscha fleißiger nach den Schafen sähe und weniger Verse mache, deren es so schon eine große Menge in den Liederbüchern gäbe.

Die Prophezeiung des Reisenden ist in Erfüllung gegangen. Kolzow ist, als seine reizenden Lieder bekannt wurden, einer der größten Volksdichter Rußlands geworden; er ist, wie der Kritiker Bjelinski sich sehr treffend ausdrückt, für die Poesie geboren, welche er in's Leben gerufen hat. Kolzow war ein Kind des Volkes in vollster Bedeutung des Wortes. Aufgewachsen mitten in der Steppe unter einfachen Bauerleuten, liebte er von ganzer Seele die russische Natur und alles Gute und Schöne in dem Charakter des russischen Volkes. Er kannte, wie kein anderer, dessen Leiden und Freuden, die Prosa und Poesie seines Lebens und dies nicht etwa nur von Hörensagen oder aus Büchern, sondern aus selbsteigener Anschauung. Er kannte und liebte den Bauernstand, wie er in Wirklichkeit existirt und suchte ihn keineswegs zu idealisiren. Die Poesie darin

fand er in dem ursprünglichen Wesen desselben, nicht aber in rhetorischen Phrasen und leeren Traumgebilden; seine Phantasie lieferte ihm nur die Bilder zur Schilderung eines von der Wirklichkeit gegebenen Inhalts und deshalb finden wir auch in seinen Versen die allerprosaischsten Dinge vor, wie Basteln, zerrissene Kaftane, alte Schuhe, verworrene Bärte u. s. w., die sich jedoch, von ihm geschildert, in das reine Gold der Poesie verwandelten.

Alexej Kolzow war am $^2/_{14}$. Oktober 1801 zu Woronesch geboren. Sein Vater war, wie wir schon wissen, ein nicht reicher, aber doch wohlhabender Bürger dieser Stadt, der einen bedeutenden Handel mit Schafen trieb, für die Erziehung seines Sohnes aber nur das Allernothwendigste that. Die Eindrücke, welche der junge K. von seiner nächsten Umgebung erhielt, waren wenig dazu geeignet, seinen Geist über das Niveau des Alltäglichen zu erheben, wenn er sich nicht selbst seine eigene Welt geschaffen hätte. Der blaue Himmel, der frische Wind, der rauschende Wald, die mit wogenden Getreidefeldern und bunten Blumen geschmückte Steppe ließen ihn die schwüle Atmosphäre seines häuslichen Lebens vergessen. Sich selbst ohne alle Aufsicht überlassen, liebte es der Knabe gleich andern Kindern seines Alters, baarfuß im Grase und in Pfützen herumzulaufen oder sich zu Pferde auf der Steppe herumzutummeln, wobei er sich durch einen unglücklichen Fall vom Pferde so verletzt hatte, daß er für sein ganzes Leben ein Krüppel blieb.

Im zehnten Jahre erhielt Kolzow von einem Seminaristen Unterricht im Lesen und Schreiben, und da er dies leicht begriff, so schickte ihn sein Vater in die Kreisschule, in welcher er jedoch nur über ein Jahr blieb. Die unausbleibliche Folge dieser mangelhaften Erziehung war die, daß der geistigen Entwickelung Kolzows die gründliche, wissenschaftliche Grundlage fehlte und daß er sich später

mit der größten Mühe das aneignen mußte, was weit weniger begabte Personen, die einen gründlichen Elementarunterricht genossen haben, sich mit Leichtigkeit aneignen. So geringen Nutzen nun auch Kolzow von seinem Schulbesuche gezogen hat — denn als er die Schule verließ, hatte er fast keinen Begriff von der Grammatik und Orthographie — so schreibt sich doch von dieser Zeit das Erwachen seines geistigen Lebens her. Das ihm von dem Vater für Spielzeug geschenkte Geld verwandte er zum Ankaufe von Märchenbüchern, in welchen Bobe, der Königssohn, mit Jeruslan Lazurewitsch die Hauptrolle spielten.

Das poetische Leben, welches Kolzow in der Steppe führte, hatte freilich auch seine sehr prosaischen Seiten; denn oft mußte er Tage, ja Wochen lang im Regen und Schmutze zubringen, wobei er keinen andern Schutz vor den rauhen Herbstwinden hatte als seinen Schafspelz, dies unentbehrlichste Kleidungsstück aller russischen Landleute. Die heitern und warmen Tage des Frühlings und Sommers entschädigten ihn jedoch zur Genüge für alle Entbehrungen und Unannehmlichkeiten der rauheren Jahreszeit. Die Wintermonate brachte K. in der Stadt zu, wo seine geliebten Märchenbücher ihm die Langeweile vertrieben. In der Schule hatte er mit dem Sohne eines reichen Kaufmanns einen engen Freundschaftsbund geschlossen, der sich auf die beiderseitige Leidenschaft für Lektüre basirte. Der Vater seines Freundes besaß viele Bücher, welche die Freunde zusammen lasen, mit ganz besonderer Vorliebe aber das Wunderbuch „Tausend und Eine Nacht," das ganz dazu geeignet war, die leicht erregbare Einbildungskraft der Kinder zu fesseln. Leider dauerte dies trauliche Zusammenleben mit dem Freunde nicht lange; denn schon nach drei Jahren starb derselbe nach einer langen, schmerzlichen Krankheit. Bis zu dieser Zeit hatte K. keine Ge-

dichte gelesen und wußte nicht einmal, was ein Vers war. Da sieht er einmal zufällig in einer Trödlerbude die Werke des Dichters Dimitriew und kauft sie für ein Billiges. Die Harmonie des Metrums und die Anmuth der Reime entzücken ihn, obwohl er die Verse von der Prosa noch nicht zu unterscheiden vermochte. Viele Gedichte lernte er auswendig und wurde so durch dieselben begeistert, daß er keinen sehnlicheren Wunsch hatte, als selbst solche wohlklingende Strophen mit Reimen zu verfassen. Kolzow war damals 16 Jahre alt.

Einer seiner Freunde hatte einen höchst sonderbaren Traum, der sich drei Nächte hintereinander wiederholt hatte. Er erzählte denselben Kolzow und dieser machte sich sogleich daran, ihn in Versen zu schildern.

Da er jedoch keinen Begriff von der Prosodie hatte, nahm er sich ein Gedicht von Dimitriew zum Muster. Die ersten zehn Verse wurden ihm, wie er später erzählte, ungeheuer schwer, mit den übrigen ging es schon leichter und im Verlaufe einer Nacht war die ungeheuerliche Dichtung unter dem Titel „Die drei Gesichte“ fertig, die später Kolzow selbst als einen mißlungenen Versuch verbrannte. Wie schlecht aber auch dieser Versuch ausgefallen war, so hatte er doch für immer den poetischen Beruf Kolzows entschieden. Von jetzt an wollte er nur Verse lesen und dichten. In Woronesch existirte schon damals eine kleine Buchhandlung, in welcher Kolzow für das Geld, welches sein Vater ihm zuweilen gab, sich nach und nach die Werke Lomonossows, Derschawins und Bogdanowitschs anschaffte, um aus ihnen den Mechanismus der Versifikation zu erlernen. Leider hatte er aber Niemand, dem er seine poetischen Versuche mittheilen, Niemand, den er um Rath fragen konnte. Da wandte er sich an den Buchhändler, in der naiven Voraussetzung, daß der, welcher mit Büchern handle, auch etwas von der edlen Dichtkunst verstehen

müſſe, und legte ihm ſeine „Drei Geſichte" und andere Dichtungen zur Beurtheilung vor. Der Buchhändler, der von der edlen Poeſie nur wenig verſtand, jedoch viel geſunden Menſchenverſtand beſaß, ſagte ihm, daß ihm die Verſe ſchlecht ſchienen; warum? könne er ihm freilich nicht ſagen. Dann rieth er ihm, die „ruſſiſche Proſodie" zu ſtudiren, welche er ihm ſchenken wolle; außerdem gab er ihm die Erlaubniß, ſämmtliche Bücher ſeiner Bibliothek unentgeltlich zu benutzen. Wer war froher als unſer Kolzow, der endlich die Möglichkeit vor ſich ſah, in die Geheimniſſe der edlen Dichtkunſt eingeweiht zu werden. Eine neue Welt erſchloß ſich vor ſeinen Blicken und mit einem wahren Heißhunger warf er ſich auf die Lektüre der ruſſiſchen Dichter, beſonders Schukowskis, Puſchkins und Delwigs, deren Werke er dann ſpäter für ſeine eigene kleine Bibliothek anſchaffte.

So vergingen mehrere Jahre und Kolzow hatte bereits ſein achtzehntes Lebensjahr erreicht, als er von einer heftigen Leidenſchaft für ein hübſches Bauermädchen ergriffen wurde, das im Hauſe ſeiner Eltern diente. Da Kolzows Vater befürchtete, daß ſein Sohn ſich zu einem übereilten Schritte hinreißen laſſen und das Mädchen heirathen würde, ſo ſchickte er denſelben wieder auf längere Zeit in die Steppe. Als Kolzow endlich nach Hauſe zurückkehrte, fand er die Geliebte nicht mehr in Woroneſch, und vergeblich blieben alle ſeine Bemühungen, dieſelbe wieder aufzufinden. Erſt nach geraumer Zeit erfuhr er, daß ſie weit hinter dem Don an der Schwindſucht geſtorben ſei. Von dieſem harten Schlage hat Kolzow ſich nie wieder ganz erholen können und noch im Jahre 1838, wohl zehn Jahre ſpäter, war ſein Geſicht blaß wie der Tod; mit Mühe nur kamen ihm die Worte aus dem Munde und wenn Jemand mit ihm ſprach, blickte er ſtets zu Boden nieder.

Dieses tragische Ereigniß hatte einen großen Einfluß auf die poetische Entwickelung Kolzows; er fühlte sich jetzt nicht mehr als einen bloßen Reimschmieder, sondern als Dichter, dessen Verse der Ausdruck seines innern Seelenlebens waren, dessen Brust einen reichen Schatz poetischer Gedanken in sich schloß. Die Natur Kolzows war kräftig und stark sowohl in physischer als auch in moralischer Hinsicht. Wie hart auch der Schlag gewesen war, der sein Herz getroffen hatte, er hat ihn standhaft ertragen und sich nicht der Melancholie hingegeben, wie dies gewöhnlich bei moralisch schwachen Naturen der Fall ist. In seinem Berufe als Dichter suchte und fand er den Ersatz für den schweren Verlust, den er erlitten hatte; er versenkte sich ganz in das Meer der Poesie, las zu wiederholten Malen jeden seiner Lieblingsdichter durch und bemühte sich nach ihrem Beispiele poetische Klänge seiner Harfe zu entlocken. Einen bewährten Führer auf dem Wege zum Parnaß fand er in Serebrjänski, einem höchst begabten jungen Manne, welcher die einseitige Seminarbildung, die er erhalten, durch eigene Studien zu ergänzen gewußt hatte. Die freundschaftlichen Unterredungen mit Serebrjänski trugen nicht wenig zur Läuterung des ästhetischen Geschmacks Kolzows bei.

Für seine poetischen Versuche fand K. in Serebrjänski einen strengen, unparteiischen Richter und erst, nachdem seine Dichtungen die strenge Censur des Freundes passirt hatten, wagte er es, dieselben zu veröffentlichen. Die äußeren Hindernisse, die seinem dichterischen Berufe im Wege standen, vermochten nicht den Eifer des jungen Dichters zu erkalten, sondern trugen im Gegentheil nur dazu bei, ihn immer mehr und mehr zu erstarken. Es ist in der That ein wunderbares Lebensbild, welches hier vor unsern Augen aufgerollt ist. Der berittene Viehtreiber der Steppe, der Handelsmann, der auf dem Markte mit

der allen russischen Kaufleuten eigenen Verschmitztheit sämmtliche Kunstgriffe seines Gewerbes in Bewegung setzt, um den größt möglichsten Gewinn zu erzielen, träumt zu derselben Zeit von Liebe, Freundschaft, Natur; von dem Schicksale der Menschen, von den Geheimnissen des Lebens und des Todes. Unter den ihm am nächsten stehenden Personen findet er keine freundliche Ermunterung, sondern nur Gleichgiltigkeit und grobe Unwissenheit, die ihm durchaus nicht verzeihen kann, daß er ein Mensch sein will; doch er hat ja seine Bücher und diesen Trost kann ihm selbst die trostloseste Umgebung nicht rauben.

Die Dichtungen Kolzows wären vielleicht gänzlich unbekannt geblieben, wenn nicht ein gewisser Stankewitsch, der Sohn eines Woronesch'schen Gutsbesitzers, ein vielseitig gebildeter junger Mann, Kenntniß von ihnen erhalten und 18 davon auf seine Kosten im Jahre 1835 herausgegeben hätte. Schon vier Jahre vorher hatte K., der in Geschäften seines Vaters in Moskau gewesen war, dort einige Gedichte in einem Moskauer Journal drucken lassen und bei dieser Gelegenheit einige sehr interessante Bekanntschaften gemacht, die in der Folge von großer Wichtigkeit für ihn waren. Die von Stankewitsch veranlaßte Herausgabe der Dichtungen Kolzows machte ein nicht geringes Aufsehen in der literarischen Welt, wozu freilich auch d e r Umstand viel dazu beitrug, daß auf dem Titel des Buches als Verfasser ein Prosol, d. h. ein „Krämer" angegeben war.

Das Jahr 1836 machte Epoche im Leben Kolzows. In Geschäftsangelegenheiten seines Vaters mußte er nämlich längere Zeit in Moskau und Petersburg zubringen. In Moskau befreundete er sich mit dem damals noch sehr jungen Kritiker Bielinsky, der ihn mit vielen anderen literarischen Größen bekannt machte. Diese Bekanntschaften hatten den materiellen Vortheil für Kolzow, daß sie seine kleine Bi-

bliothek bedeutend bereicherten, denn jeder dieser Herrn ließ es sich nicht nehmen, dem jungen Dichter seine Werke zu schenken und ihn mit Schmeicheleien zu überhäufen. Ein anderer wäre vielleicht anmaßend geworden, doch Kolzow besaß Scharfsinn genug, um zu bemerken, wie nur sehr wenige von denen, welche von seinem Talente entzückt schienen, ihm die Hand mit wahrer, ungeheuchelter Theilnahme als einem ihres Gleichen boten. Hatte er jedoch einmal die Ueberzeugung gewonnen, daß Jemand ihm nicht aus Laune, sondern wahrhaft zugethan sei, so erschloß er ihm auch seine ganze Seele und dann konnte man auf seine unbedingte Ergebenheit rechnen.

In Petersburg lernte Kolzow die Dichter Odoewski, Puschkin, Schukowski und Wäsemski kennen, die ihn sehr freundlich aufnahmen. Besonders war er von dem herzlichen Empfange Puschkins entzückt, von dem er später nur mit Thränen in den Augen sprach. Zwei Jahre später war K. wieder in Petersburg und Moskau und gewann das Leben daselbst so lieb, daß ihm die Rückkehr nach Woronesch äußerst schwer fiel. Er fühlte es, daß es eine andere Welt gäbe, die näher seinem Herzen stehe als das Leben in der öden Steppe, welches jetzt nur noch in der schönsten Jahreszeit einigen Reiz für ihn hatte. Nur die innige Liebe zu seiner jüngeren Schwester konnte ihn einigermaßen mit dem höchst ungemüthlichen Verhältnisse versöhnen, in dem er zu den übrigen Gliedern seiner Familie stand. Die glückliche Beendigung einiger wichtigen Familienangelegenheiten, so wie die schmeichelhafte Aufmerksamkeit, welche Schukowski bei seinem Aufenthalte in Woronesch (1837) dem jungen Manne erwies, trugen nicht wenig dazu bei, seine Persönlichkeit in den Augen seiner Mitbürger mit einem gewissen Nimbus zu umgeben. Der sehnlichste Wunsch Kolzows aber, sich ganz von dem väterlichen Geschäfte loszumachen und einen kleinen Buchhandel

anzulegen, sollte nicht in Erfüllung gehen. Sein Vater hatte ihn eben nöthig und wollte ihm das dazu erforderliche Kapital nicht vorstrecken. Nachdem er im Herbste 1840 noch einige glückliche Monate in Moskau und Petersburg im Kreise seiner Freunde zugebracht hatte, kehrte er für immer nach Woronesch zurück, wo er in ein gefährliches Nervenfieber verfiel, daß ihn fast bis an den Rand des Grabes brachte und von dem er sich nie wieder ganz erholen sollte. Was er während dieser Krankheit von seinen nächsten Verwandten, mit Ausnahme seiner Mutter, zu erleiden hatte, übersteigt alle Begriffe und wirft ein trauriges Licht auf den niederen Bildungszustand seiner Angehörigen. Die Ruhe, deren der Kranke so sehr benöthigt war, fand er im väterlichen Hause nicht, ja man ließ es ihn oft am Nöthigsten fehlen. So gab es sogar Zeiten, wo er nicht so viel besaß, um sich Thee, Zucker, Licht, und ein nahrhaftes Mittagsbrod anzuschaffen. In dem Hause, in welchem er krank darnieder lag, wurde gerade zu der Zeit Hochzeit gefeiert. Hören wir was Kolzow selbst darüber schreibt, um einen Begriff von seiner damaligen Lage zu bekommen:

„Alles läuft durch mein Zimmer; man wäscht den Fußboden in demselben und für mich ist die Feuchtigkeit tödtlich; dichter Tabaksqualm erfüllt alle Räume, der ebenfalls für meine angegriffene Lunge ein wahres Gift ist. Schon wieder ist eine sehr schmerzhafte Entzündung eingetreten, zuerst auf der rechten Seite, dann auf der linken gerade über dem Herzen. Einige Tage lang hing mein Leben an einem Haare; der Arzt besuchte mich, trotzdem ich ihm nur sehr wenig für seine Visiten zahle, dreimal täglich. Um mich herum beständig Lärm, Geschrei und Gelaufe; bis Mitternacht steht die Thüre in meinem Zimmer nicht eine Minute still; bitte ich nicht zu rauchen, so raucht man noch mehr; bitte ich nicht zu lärmen, so

wird der Lärm nur noch stärker.“ — Um nur etwas Ruhe zu haben, griff der Kranke zu einer List, die ihm glücklicher Weise auch vollkommen gelang. Er gab vor, als fühle er sich dem Tode nahe und bat alle um Verzeihung für die Unannehmlichkeiten, die er ihnen durch seine langwierige Krankheit verursacht hätte — und dies wirkte. — „Jetzt,“ schreibt er an einen Freund, „lebe ich wie im Paradiese; man beunruhigt mich nicht mehr; das Mittagsessen ist gut und auch an Thee und Zucker läßt man es nicht fehlen und das ist Alles, was ich brauche. Mit meiner Gesundheit geht es besser; ich bin schon spazieren gegangen und sogar zweimal schon im Theater gewesen. Der Arzt hofft, mich bis zum nächsten Frühlinge wieder ganz herzustellen.“ Doch leider erwies sich diese Hoffnung als trügerisch. Am 19. Oktober 1842 um 3 Uhr Nachmittag hauchte Kolzow seinen letzten Athemzug aus. Mit ihm sank einer der größten russischen Volksdichter in's Grab, das er selbst noch kurz vor seinem Tode so poetisch geschildert hatte:

Das Grab.

Wessen ist das Grab dort,
Dort das einsam stille?
Und das Kreuz von Binsen
Und der frische Hügel
Auf dem weiten Felde
Ohne Weg und Pfade?
Wer hat auf der Reise
Hier den Tod gefunden?
Hat hier der Tartare
Einen Mord begangen
In dem nächt'gen Dunkel?
Ist das Blut des Russen
Warm und frisch geflossen
Hier auf grünen Rasen?
Oder hat die schöne

Schnitterin bestattet
Hier den holden Knaben,
Den sie auf den Armen,
Wie der Jugend Engel,
Liebend hat getragen?
Schlummert hier das Kindlein
Unter'm blauen Himmel,
Auf dem freien Felde
Unter Lilienkelchen?

Ueber'm Grabe rauschet
Wild des Sturmes Flügel,
Trägt die welken Halme
Ueber Thal und Hügel,
Doch den tiefen Schlummer,
Der im Grabe herrschet,
Wird er nie erwecken.

Kudejar*).

Eine Episode aus dem Leben Iwans des Schrecklichen.

Es wurde zur Abendmesse geläutet. Kudejar folgte dem Diener des Czaren in die geräumige, reich vergoldete Kirche, in welcher bereits die Günstlinge des Czaren, mit hohen Mönchsmützen auf den Köpfen, versammelt waren. Vor ihnen stand Iwan der Schreckliche selbst im Mönchsgewande und neben ihm sein ältester Sohn, ein breitschultriger Jüngling mit rabenschwarzen Haaren und einem bösen Blicke in den Augen. Der Czar betete mit lauter Stimme und machte die üblichen Verneigungen mit dem Kopfe, wobei er mit der Stirne so stark auf den Boden schlug, daß es in der Kirche wiederhallte. Die Günstlinge bemühten sich, auf gleiche Weise ihren religiösen Eifer an den Tag zu legen, denn sie wußten wohl, daß das scharfe Auge ihres Gebieters jede ihrer Bewegungen überwachte. Nach der Messe begaben sich Alle in den Pallast des Czaren, wo in dem großen Saale ein gedeckter Tisch

*) Kudejar, ein durch seine außerordentliche Stärke berühmter Kosak aus der Ukraine, der mit seinem Hetman Wischnewetzki in den Dienst Iwans des Schrecklichen getreten und von diesem als Anführer einer Heeresabtheilung gegen die Krim'schen Tartaren geschickt war. Gefangen genommen, gelang es ihm seinen Wächtern zu entwischen und eine gegen das Leben des Khans Dewlet-Girei von den Mursen angezettelte Verschwörung zu entdecken und dem Khan davon Mittheilung zu machen, in Folge dessen er von demselben mit reichen Geschenken nach Rußland entlassen worden war, wo er sein geliebtes Weib unter dem Schutze des Czaren zurückgelassen hatte. Die Art und Weise, wie Kudejar von Iwan aufgenommen wurde und seine Frau wieder erhielt, bildet den Hauptinhalt dieser Episode.

stand. Es war gerade ein Fastentag und der Tisch war daher mit Fischspeisen besetzt, die stark mit Pfeffer und Saffran gewürzt waren. Wein wurde im Uebermaße getrunken. Nach dem Essen gingen Alle auseinander, die einen in ihre Zellen, um der Ruhe zu pflegen, die andern, um noch verschiedene Befehle des Czaren auszurichten.

Um Mitternacht erscholl wiederum die Glocke zum Nachtgebete.

Kudejar erhob sich eilends von seinem Lager und begab sich wieder in die Kirche, wo Fürst Wäsemski in seiner Eigenschaft als Paraklesiarch die Lichter vor den Heiligenbildern anzündete und glühende Kohlen auf den Weihrauch streute, während der Czar langsam die sechs Psalmen vorlas. Während der ganzen Liturgie stand Iwan mit gen Himmel gerichteten Augen da und stieß tiefe Seufzer aus, wobei er bei den Worten: „Gott erbarme Dich unser!" mit dem Haupte den Boden berührte. Nach dem Cherubim-Gesange ertheilte der Czar seinem Günstlinge, Maluta Skuratoff, einige Befehle mit leiser Stimme, welche, wie Kudejar in der Folge erfuhr, die für den nächsten Tag angeordneten Hinrichtungen betrafen. Sein Gesicht hatte dabei den Ausdruck teuflischer Bosheit angenommen.

Nach Beendigung der Liturgie gingen Alle in das Speisezimmer. Als die Günstlinge sich an der Tafel niedergelassen hatten und schweigend ihr Nachtmahl verzehrten, las ihnen der Czar von einem erhöhten Sitze das Leben des betreffenden Tages-Heiligen vor, der sich durch ganz besonders strenges Fasten ausgezeichnet hatte. Das Beispiel des Heiligen schien jedoch die Zuhörer keineswegs zur Nachahmung zu reizen, denn sie verzehrten mit dem größten Appetite die reichlich aufgetragenen Speisen und sprachen auch dem Weine wacker zu. Nach dem Essen traten Alle zu einem besonderen Tische und nahmen einen

Trunk aus einem großen, silbernen Pokal, dem sogenannten Pokal „der Gottesmutter“ und stimmten darauf das „Glorians in excelsis“ an.

Kaum hatte Kudejar wieder seine Zelle betreten, als plötzlich ein lauter Trompetenstoß erscholl.

„Das bedeutet,“ sprach sein Stubengenosse Sueff mit einem Seufzer, „daß die Stunde des Gerichts erschienen ist.“

Ein Diener beschied Kudejar in ein langes, steinernes Gebäude, welches einen großen, unterirdischen Raum enthielt, der von oben durch kleine, mit starken Eisenstäben vergitterte Oeffnungen sein Licht erhielt. Hier sah er mit Schrecken eine Menge der fürchterlichsten Marterinstrumente: ungeheure, eiserne Bratpfannen, eiserne an lederne Riemen befestigte Haken, große Sägen und fußlange eiserne Nadeln und Nägel. Ein mit scharfen Nägeln beschlagenes Brett war schräge an die Wand gelehnt. In der rechten Ecke des Gemaches wurde ein ungeheurer Ofen geheizt. Der Boden des Zimmers war ganz mit Blut bedeckt. In der Mitte desselben stand ein Thron. Der Czar mit seinem Sohne saßen auf einer Bank dem Throne gerade gegenüber; hinter ihnen stand schweigend die Schaar der Günstlinge.

Aus der Thüre, die dem Throne gegenüber stand, führten zwei Schergen einen Greis von hoher Gestalt herein, der vor Hunger ganz entkräftet zu sein schien, denn vor Schwäche konnte er kaum die Füße bewegen; doch verrieth der Blick seiner blauen Augen eine große Charakterstärke und Gleichgültigkeit gegen das ihn erwartende Loos. Hinter ihm her schritt eine alte, schwarz gekleidete Frau mit gen Himmel gerichteten Blicken. In ihren Augen war keine Spur von Thränen zu bemerken; niederknieend kreuzte sie die Arme auf der Brust und flüsterte Gebete.

Der Czar sprach, sich zum Greise wendend:

„Stallmeister Iwan Petrow! Es ist uns zu Ohren gekommen, daß Du, Gott den Herrn und unsere große Gnade vergessend, zusammen mit andern Bösgesinnten Dich verrätherischer Weise mit unseren Erzfeinden, dem polnischen Könige Sigismund August und dem Krim'schen Khane Dewelt-Girei eingelassen hast, um uns, Deinen rechtmäßigen Herrn, vom väterlichen Throne zu stoßen und mit unserer ganzen Nachkommenschaft zu verderben, Dich selbst aber zu Moskau auf den Thron zu setzen. Dir schien unser Thron beneidenswerth; Du wolltest auf demselben sitzen. Jetzt wollen wir, kraft unserer kaiserlichen Gnade, Dir zu Gefallen sein und Dich auf den Thron setzen! Zieht ihm das kaiserliche Gewand an!"

Der Greis antwortete nichts und setzte sich auch nicht zur Wehre, als man ihm das kaiserliche Gewand anlegte.

„Setz Dich!" herrschte ihm der Czar zu. „Nimm in die eine Hand den Reichsapfel, in die andere den Scepter!"

Der Greis gehorchte.

Iwan der Schreckliche verneigte sich vor ihm bis zur Erde und sprach: „Sei gegrüßt, Czar und Großfürst von ganz Rußland! Schaut ihn doch an! Er nimmt sich nicht übel aus. — Was sitzest Du so unbeweglich da, wie ein gemalter Heiliger?! Bewege doch den Kopf ein wenig nach rechts, nach links! So! ziehe doch die Augenbrauen recht finster zusammen! — Nun! wohl! ich habe Dich auf den Thron gesetzt; ich werde Dich nun auch vom Throne stoßen!"

Mit diesen Worten stieß ihm der Czar seinen Dolch in die Brust. Der Greis stürzte, gebadet in seinem Blute, nieder. Die Opritschniki (Günstlinge) warfen sich über den Halbtodten, schlugen und traten ihn mit Füßen und schleppten dann endlich den Leichnam zu der geöffneten Thüre, hinter welcher eine Meute von großen Hunden

sichtbar war, welche an Leinen gehalten wurden. Den Hunden hatte man absichtlich lange nichts zu fressen gegeben und sie heulten vor Hunger.

„Den Hunden zum Fraß!" befahl der Czar.

Die Opritschniki warfen den Leichnam zur Thüre hinaus; die Hunde warfen sich auf ihn und die Thüre wurde geschlossen.

Die alte Frau hatte während dieser ganzen schrecklichen Scene nicht eine einzige Bewegung gemacht, sondern fortgefahren, die Augen zum Himmel zu richten und Gebete zu flüstern.

„Ah! sieh da die Frau Czarin!" rief Iwan. „Kudejar! erwürge Du mit Deiner eisernen Faust diese Gebieterin von ganz Rußland!"

Kein Muskel bewegte sich im Gesichte der Alten; sie blickte, wie verklärt, gen Himmel; nur ihre Lippen bewegten sich leise.

Als Kudejar diesen Befehl hörte, fuhr er anfangs vor Schreck zusammen; dann aber überlegte er bei sich: wenn ich die Alte nicht tödte, so wird dies ein anderer thun, denn der Czar wird sie nicht aus seinen Händen lassen und ich werde meine Anastasia nicht mehr zu sehen bekommen. So stürzte er sich denn auf die Alte und streckte sie mit einem einzigen Faustschlage todt zu Boden nieder.

„Ein wahrer Prachtkerl!" rief der Czar.

„Ein wahrer Prachtkerl!" wiederholten die Günstlinge im Chor.

Man führte einen andern Greis herein, der etwas jünger war als der erste, jedoch noch mehr entkräftet zu sein schien. Er war ganz schwarz gekleidet; das Haupt hing ihm auf die Brust herab. Der Czar sagte:

„Fürst Peter Schenatjeff! Wie geht es Dir? Du wolltest in ein Kloster gehen und Mönch werden und

dachtest dadurch meinem gerechten Gerichte zu entkommen! Doch ist es Dir nicht gelungen, die Welt zu betrügen, in der warmen Klosterzelle zu sitzen und fette Klosterkarpfen mit Wein herunterzuspülen. Jetzt werde ich aus Dir selbst einen Klosterkarpfen machen."

Die Opritschniki warfen sich auf einen Wink des Czaren auf den Fürsten, rissen ihm die Kleider vom Leibe, streckten ihn dann auf den Bratrost nieder und schoben ihn in den brennenden Ofen. Das Geschrei des Unglücklichen war fürchterlich. Der Czar lehnte sich mit dem Rücken an den Ofen und lachte.

Ein neues Opfer wurde hereingeführt; — es war ein hoch gewachsener Mann von mittleren Jahren. Neben ihm schritten eine Frau mit dem Ausdrucke der größten Verzweiflung im Gesichte und ein Jüngling von etwa siebzehn Jahren.

„Väterchen Czar! erbarme Dich!" rief der Hereingeführte aus. „Gott der Allwissende ist mein Zeuge, ich lüge nicht. Man hat mich bei Dir verleumdet. Ich habe Dich nicht bestohlen. O Czar, mein irdischer Gott, habe Erbarmen!"

„Czar Gossudar! erbarme Dich!" heulte die Frau und warf sich vor dem Czaren nieder, während der Jüngling hinter ihr nur eine stumme Verneigung machte.

Der Czar sagte:

„Kasarin-Dubrowski! Du hast, Deinen Schwur auf das Kreuz vergessend, unsere Kasse bestohlen, unserem Ukase zuwider die Bojarenkinder aus dem Dienste entlassen und von ihnen dafür Geld genommen. Das hast Du aber gethan unserm Feinde Sigismund August zu Gefallen und bist daher der grausamen Strafe verfallen!"

„Väterchen Czar!" entgegnete Kasarin-Dubrowski. „In einem Stücke nur habe ich gefehlt, daß ich zehn Bojarenkinder frei ließ und ihnen einen Paß gab, nicht

aber für Geld, sondern auf ihre Bitte, weil sie krank und zum Kriegsdienste untauglich waren. Daß ich dies aber Deinem Feinde zu Gefallen gethan habe, ist nicht wahr."

„Du lügst, Hund!" rief der Czar und befahl den Opritschniki den Unglücklichen nackt auszuziehen, ihn auf das mit Nägeln beschlagene Brett zu binden und mit glühendem Eisen zu zwicken. Das furchtbare Geschrei des Gemarterten übertönte das Gestöhne des im Ofen röstenden Fürsten Schenatjeff.

Der Czar sagte:

„Kudejar! und Du Mamstruk! zerfleischt das Weib und den Sohn Kasarins vor seinen Augen mit den Katzen (so nannte man die eisernen Haken), bis der Tod erfolgt. Rottet die Hundebrut aus!"

Der Frau wurde das Kleid vom Kopfe bis zu den Füßen heruntergerissen; dann band man ihr Hände und Füße und warf sie zu Boden. Dasselbe that man auch mit dem Jünglinge. Kudejar schlug mit seiner ganzen Kraft auf das Weib los, Mamstruk auf den Jüngling, während die Opritschniki die Körper der Unglücklichen beständig umwandten, so daß sie bald mit der Brust, bald mit dem Rücken nach oben zu liegen kamen und in kurzer Zeit ihr ganzer Körper nur noch eine einzige Wunde war. Nach etwa zehn Minuten erlöste sie der Tod mitleidsvoll von ihren Qualen.

Kaum hatte diese schreckliche Szene ihr Ende erreicht, als eine ganze Familie hereingeführt wurde; der Vater, ein kleiner etwas verwachsener Mann, mit einem rothen Barte, kurzem dicken Halse und hervorspringenden Augen, in welchen durch die schrecklichste Angst hindurch der Ausdruck der Verschmitztheit ersichtlich war; neben ihm ein nicht mehr junges Weib mit dickem Gesichte, ferner zwei junge schöne Mädchen mit verweinten Augen und blaß wie der Tod; — hinter ihnen zwei kleine Kinder, welche

jämmerlich heulten und sich die strömenden Thränen mit den Händen aus den Augen wischten.

Der Czar sprach:

„Rathsherr Tuteff! Dir war von uns die Aufsicht über unsere Reichskasse anvertraut, Du aber hast, Gott den Herrn und sein heiliges Gebot, sowie unsere große Gnade vergessend, unsere Kasse bestohlen und sie mit Deinen Helfershelfern unsern Feinden, dem Könige Sigismund August und dem Krim'schen Khan übergeben wollen, um uns, den Czaren, von unserm väterlichen Throne zu stoßen. Du, Gefäß des Teufels, hast Schätze sammeln und im Ueberflusse schwelgen gewollt, hast aber dabei vergessen, daß der, welcher sich nicht in Gott bereichert, sich selbst in dieser Welt der Strafe des irdischen Herrschers aussetzt, in jener andern aber ewig gequält sein wird. Dafür bist Du jetzt der grausamen Strafe verfallen!"

„Dein Wille geschehe in Allem!" erwiderte Tuteff. „Du bist unser irdischer Gott! wir aber sind Deine Knechte. Wir müssen Dir für Alles danken, sowohl für Deine Gnade, wie für Deine Strafe!"

Er verneigte sich tief vor dem Czaren; seine Frau flehte mit kläglicher Stimme um Gnade, doch konnte sie vor Angst nur unartikulirte Laute hervorbringen. Die Töchter jammerten laut; die beiden Kleinen lagen weinend auf dem Boden.

„Wir wollen mit Deinen Töchtern beginnen!" sagte der Czar. „Hängt sie bei den Füßen auf und sägt sie mitten durch!"

Während die Opritschniki diesen grausamen Befehl erfüllten, trat der Czar ganz nahe an den auf den Knieen stehenden Tuteff heran und sprach, indem er auf die gemarterten Mädchen hinwies: „Schau hin auf die Qualen und auf die Schande Deines Geschlechts! So verfährt man mit den ungetreuen und schlechten Dienern. Nicht

nur sie selbst, sondern auch ihre ganze verfluchte Brut, die nichts verschuldet hat, fallen der Marter anheim."

Die Mutter stürzte wie wahnsinnig auf ihre Töchter zu, von deren Körper das Blut in Strömen zur Erde floß. Mamstruk stieß sie mit starker Hand zurück.

„Die kleinen Kinder in den Ofen!" brüllte der Czar.

Das arme Weib verlor vollends die Vernunft und stieß gräßliche Verwünschungen gegen das Ungeheuer in menschlicher Gestalt aus, das sich den Gesalbten des Herrn nannte.

„Ah! sieh doch einmal an!" sagte der Czar, „wie sie ihre Zunge zu gebrauchen weiß! Befestigt ihr einen Strick an den Mund uud reißt ihn bis an die Ohren auseinander! Du aber, Kudejar, bearbeite sie mit der Nadel!"

Die Opritschniki erfüllten den Befehl des Czaren, während Kudejar mit einer ungeheuren Nadel den Körper der Frau an verschiedenen Stellen durchstach.

„Genug!" sprach der Czar. „Macht ein Ende mit ihr und schlagt ihr einen Nagel in die Schläfen!"

Nachdem dies geschehen war, hielten zwei Opritschniki Tuteff an den Armen fest, während zwei andere ihm den Mund aufrissen, in welchen Mamstruck auf den Befehl des Czaren geschmolzenes Blei aus einem irdenen Topfe goß.

„Wie schmeckt Dir der Trank? nicht wahr, er ist ein wenig zu heiß?! doch mit der Zeit wirst Du Dich schon daran gewöhnen!" höhnte der Czar.

Tuteff stürzte mit einem dumpfen Wehgeheul nieder und wälzte sich einige Minuten unter den furchtbarsten Qualen auf dem Boden herum. Iwan der Schreckliche weidete sich an diesem Anblicke.

Endlich war Alles verstummt; — die armen Opfer hatten ausgelitten, doch noch war die Mordlust dieses Tigers in menschlicher Gestalt nicht gesättigt. Man führte einen schönen Jüngling von fünfundzwanzig Jahren in den

Richtsaal, neben welchem eine schon ziemlich bejahrte Dame schritt, deren regelmäßige Gesichtszüge und große schwarze Augen Spuren früherer Schönheit verriethen. Sie blickte stolz umher und trug das Haupt so hoch, als wäre sie gekommen, um sich huldigen zu lassen.

Der Czar sprach:

„Fürst Boris Tulupoff! Du hast Gott Deinen Herrn vergessen und unsere große, Dir und Deinem Geschlechte erwiesene Gnade mißachtend, aus unserem Reiche zu unserem Feinde Sigismund August flüchten wollen. Deine Mutter hat Deinen Fluchtversuch unterstützt. Gott aber hat uns Deinen Verrath offenbart, Du bist auf dem Wege nach Polen zusammen mit Deiner Mutter ergriffen worden und hast deshalb eine grausame Strafe verwirkt. Spießt ihn auf den Pfahl!“

„Czar Gosudar!“ erwiderte der Verurtheilte ruhig, „ich bin kein Verräther an Dir, sondern wollte nur Dein Reich aus großer Bekümmerniß verlassen, weil Du Czar Gosudar ohne Ursache gegen uns wüthest und uns ohne jegliche Schuld von unserer Seite straffst. Wenn ein Hund beständig ohne Ursache geprügelt wird, so läuft auch dieser endlich vom Hofe seines Herrn. Jetzt bin ich in Deiner Macht! Thue mit mir, was Dir gefällt, aber wisse: Du hast Gott als Richter über Dir! Er wird uns rächen!“

Tulupoff wurde auf den Pfahl gespießt.

„Du bist nicht der Czar,“ schrie die Mutter. „Du bist der Teufel in Menschengestalt! Du bist schlimmer als ein wildes Thier, denn dieses mordet doch nur aus Hunger. Martere uns nur! Doch möge Gott Dich und Dein ganzes blutdürstiges Geschlecht verderben!“

„Ha, ha, ha,“ lachte der Czar! „Deine Zunge ist ja ganz außerordentlich beweglich! Du liebst, wie ich sehe, zu scherzen, und sollst daher auch einen lustigen Tod sterben! Kitzelt sie zu Tode! Du, Kudejar, fängst an!“

Eine schwere Aufgabe wurde dem armen Kudejar zu Theil, der den Augenblick verfluchte, in welchem er nach Moskau gekommen war. Die Fürstin lief wie eine Besessene um den Pfahl herum, auf welchem ihr Sohn die schrecklichsten Qualen litt. Kudejar und die anderen Opritschniki verfolgten sie. Vergebens suchte die Aermste sich mit Anstrengung aller ihrer Kräfte den rohen Fäusten der Verfolger zu entwinden; gänzlich erschöpft sank sie endlich mit einem wilden Gelächter zu Boden nieder. Kaum zum Bewußtsein gekommen, wollte sie wieder zu ihrem Sohne hin, wurde aber von den Opritschniki ergriffen, auf den Boden niedergestreckt und zu Tode gekitzelt.

Der Czar weidete sich einige Augenblicke an dieser Szene, dann gab er Befehl die übrigen Schuldigen hereinzuführen. Es wurden elf Edelleute in das Zimmer gebracht, die beschuldigt waren mit den eben bestraften Großen des Hofes im Einverständniße gewesen zu sein. Der Czar befahl alle ganz nackt auszuziehen, fünf von ihnen mit siedendem Wasser zu begießen, dreien die Arme und dreien die Füße abzuhauen. Durch Knutenschläge wurden die Unglücklichen dann im Saale herumgehetzt, bis sie vom starken Blutverlust erschöpft bewußtlos zu Boden stürzten und durch Faustschläge vollends getödtet wurden.

Der Czar wandte sich an die Opritschniki und fragte mit lauter Stimme:

„Ist mein Gericht gerecht?“

„Gerecht, Gosudar!“ schrieen die Opritschniki; — „gerecht wie das Gericht des Himmels!“

„Ist mein Gericht gerecht?“ fragte der Czar den Kudejar. „Gerecht!“ antwortete Kudejar; in seiner Seele aber sah es finster aus; er fühlte, daß er in eine solche Grube gefallen sei, aus welcher er unmöglich wieder herauskommen konnte. Er haßte den Czaren, er verachtete

sich selbst, aber die heiße Sehnsucht nach seinem Weibe übertäubte die Stimme seines Gewissens.

„Es ist genug für heute!“ sprach der Czar. „Zeit ist's, in die Abendmesse zu gehen.“

Alle verließen den Foltersaal, der mit seinen ungeheuren Blutlachen, in welchen die halbverbrannten, verstümmelten Leichname schwammen, einen gräßlichen Anblick darbot. Ein lebendes Wesen blieb darin zurück, der auf den Pfahl gespießte Fürst Tulupoff, der unter den fürchterlichsten Qualen auf seine dicht vor ihm liegende todte Mutter schaute.

Man läutete zur Vesper. Die Opritschniki verrichteten wie früher ihr Gebet mit der scheinbar tiefsten Andacht, während der Czar den 10. Psalm absang, der mit den Worten anfängt: „Von Gnade und Recht will ich singen, und Dir, Herr, lobsagen!“ — Nach dem Abendessen befahl der Czar Kudejar zu sich zu rufen.

„Setze Dich,“ sprach Iwan freundlich zu dem Eintretenden, „setze Dich und erzähle uns Deine Erlebnisse! Du Aermster, hast gewiß viel Kummer erlitten, dafür aber auch gewiß viele wunderliche Dinge gesehen!“

Kudejar erzählte die Geschichte seiner Gefangenschaft bei den Tartaren. Der Czar hörte mit Aufmerksamkeit zu. Als er von den Leiden sprach, die er in dem Gefängnisse zu erdulden hatte, unterbrach ihn Iwan öfters mit Seufzern und den Worten: „Ach die Bösewichter! ach, die grausamen Menschenfresser!“

Kudejar hielt den Augenblick für günstig, von seiner Frau zu sprechen.

„Die Aermste! wie sie sich um Dich gehärmt hat!“

„Czar Gosudar,“ rief Kudejar aus und warf sich zu seinen Füßen nieder. „Erweise mir Deine väterliche Gnade! Ewig werde ich Gott für Dich bitten! Mein Blut will ich für Dich vergießen, wenn Du es willst! Nur erlaube mir, mein Weib zu sehen!

„Du sollst sie sehen!" erwiderte der Czar freundlich. „Habe nur noch ein wenig Geduld! Eine Prüfung hast Du schon überstanden; noch zwei andere stehen Dir bevor. Nach der dritten sollst Du Dein Weib sehen. Jetzt erzähle weiter!"

Kudejar setzte seine Erzählung fort und als er geendet hatte, befahl Iwan, ihm einen Becher voll starken Methes zu reichen und sagte:

„Jetzt gehe zur Ruhe, Kudejar! Du hast heute einen großen Schritt zu meiner Gunst gethan und Dich auch nicht wenig angestrengt. Morgen sollst Du wieder Arbeit haben. Geh' jetzt mit Gott!"

Als Kudejar das Zimmer verlassen hatte, befahl der Czar den deutschen Pastor Eberhard zu ihm zu bringen. Eberhard war ein gefangener Livländer, sprach das Russische ausgezeichnet gut und hatte dem Czaren so gefallen, daß er ihn öfters des Abends zu sich holen ließ und ihm erlaubte, frei die Augsburger Confession zu loben, das russische Mönchswesen zu kritisiren und seine Ansichten über die Heiligenbilderverehrung und die Beobachtung der Fasten auszusprechen. Der Czar war zu der Zeit mit dem Metropoliten Philipp unzufrieden und wollte, daß die Kirche ihm nicht nur nicht widerspräche, sondern Alles gut hieße, was er thäte. Der listige Deutsche schilderte ihm seine lutherische Religion als eine solche, in welcher der Czar unumschränkter Herr der Kirche sein würde; in der es weder Metropoliten noch Erzbischöfe, sondern nur solche Diener des Altars gäbe, welche die weltliche Macht eingesetzt hätte. Trotz der scheinbaren Gunst des Czaren, welche Eberhard genoß, war seine Lage keineswegs eine beneidenswerthe; sie glich der eines Waghalses, welcher sich auf den Rand des Kraters eines feuerspeienden Berges niedergelassen hatte und jeden Augenblick erwarten mußte, von den ausgeworfenen Steinen zerschmettert zu

werden. Das Wohlwollen, welches Iwan dem deutschen Pastor erwies, hatte jedoch bis dahin seine Landsleute und Glaubensgenossen noch nicht gegen die Leiden zu schützen vermocht, welche sie in der Gefangenschaft zu erdulden hatten. Nicht selten hatte der Czar aus reiner Mordlust viele von ihnen vor seinen Augen tödten lassen oder an die Krim'schen Tartaren als Sklaven verkauft. Eberhard war niemals dem Czaren mit einer Fürbitte für seine Landsleute lästig gefallen, sondern hatte ihm im Gegentheil stets gesagt, daß alle seine Handlungen nach dem Willen Gottes geschähen, und daß, wenn er, der Czar, grausam sei, dies nur bedeute, daß Gott die Menschen ihrer Sünden wegen bestrafe. Durch diese Nachgiebigkeit hoffte Eberhard den Czaren nach und nach für die Deutschen günstig zu stimmen. An diesem Abende schien es ihm, als ob er sich schon bedeutend seinem Ziele genähert habe. Der Czar lobte in dem Grade die Vorzüge der Deutschen vor den Russen und versprach ihnen so huldreich seine Gnade und seinen Schutz, daß es schien, als sollte eine neue, glückliche Epoche für die Deutschen in Rußland anbrechen.

Am Morgen des folgenden Tages erhielt Kudejar den Befehl, mit zwei Opritschniki nach Perejaslawl zu reiten. Auf dem Wege dahin stieß ihm der Gedanke auf, sich durch die Flucht aus dieser verfluchten Moskowitischen Hölle zu retten. Leicht hätte er dies auch bewerkstelligen können, doch that er es nicht, weil er sein Weib in der Macht seiner Feinde nicht zurücklassen wollte.

Nach seiner Ankunft in Perejaslawl erhielt Kudejar seine Wohnung im Pallaste des Statthalters angewiesen, der ein Schwager des Czaren war. Am Abende desselben Tages kam auch der Czar an in Begleitung seiner Günstlinge Mamstruk, Wäsemski und Basmanoff. Eine Schaar berittener Opritschniki bildete das Gefolge. Der Czar

nahm seine Wohnung in einem besonders für ihn neben dem Pallaste des Statthalters erbauten Gebäude.

Am anderen Tage hörte der Czar zuerst die Messe in der Kathedralkirche und begab sich dann mit seinen Günstlingen auf den Platz vor dem Pallaste. Hiehin ließ er auch Kudejar kommen. Als derselbe erschienen war, sprach er zu dem Statthalter:

„In jenem Thurme sitzen sechszehn deutsche Gefangene. Laß ihnen die Fesseln abnehmen und sie hieher führen. Ihr aber — und mit diesen Worten wandte er sich an die Leute des Statthalters — verschließt sämmtliche Thore der Stadt!"

Nach einigen Minuten führte Mamstruk sechszehn bleiche abgemagerte Gestalten aus dem Thurme, die kaum ihre Füße vor Schmerz schleppen konnten, welche die ihnen abgenommenen Fesseln verursachten. „Deutsche!" sprach der Czar. „Ich begnadige Euch, schenke Euch die Freiheit und entlasse Euch in Eure Heimath. Habt Ihr mich verstanden, Deutsche?"

Einer der Gefangenen, welcher der russischen Sprache mächtig war, übersetzte die Worte des Czaren seinen Landsleuten in's Deutsche. Alle huben die Arme in die Höhe und schrieen: „Hoch lebe der Czar!"

Der Czar gab, auf die Thore weisend, ein Zeichen, daß sie gehen könnten. Die Gefangenen verneigten sich vor ihm bis zum Boden und wollten den Platz verlassen. Da rief der Czar Kudejar zu:

„Schlage die Nicht-Christen nieder!"

Kudejar stürzte auf die Deutschen zu und streckte mit mächtigen Faustschlägen zwei von ihnen todt zu Boden nieder. Die übrigen, die gar nicht wußten, was mit ihnen geschah, versuchten zu entfliehen. Kudejar holte sie jedoch mit leichter Mühe ein und schlug noch zwei von ihnen nieder. Die übrigen zwölf wollten mit vereinten Kräften

sich ihres Verfolgers erwehren; doch dieser ergriff den ihm nächst stehenden bei den Füßen und schlug mit dieser lebenden Waffe mit solcher Gewalt auf seine Gegner los, daß in kurzer Zeit alle halbtodt auf der Erde lagen. Auf einen Wink Iwans tödtete sie Kudejar vollends mit einigen Faustschlägen.

„Ein wahrer Prachtkerl!" rief der Czar aus und befahl dem Kudejar einen Becher voll Meth zu reichen, die Leichname der Deutschen aber in den Fluß zu werfen. Darauf speiste der Czar mit seinen Günstlingen im Pallaste des Statthalters; nach dem Essen aber reiste er ab und befahl Kudejar seinem Wagen zu folgen, jedoch nicht auf seinem schönen tartarischen Rosse, sondern rücklings auf einem Ochsen.

„Mein Gott!" dachte Kudejar, als er auf diesem seltsamen Reitthier einhertrottete: „Welcher Kummer ist mir doch beschieden! Wie viele unschuldige Menschen habe ich getödtet und welche Schmach muß ich jetzt erdulden! Alles das für Dich, meine Nastja! Alles das für Dich, um Dich zu sehen! So tröstete er sich denn mit dem Gedanken, daß er zwei Prüfungen bereits überstanden habe und daß nach der dritten der Czar ihm seine Frau geben werde; er wollte sie dann verkleiden und mit ihr nach der Ukraine fliehen. O welches Glück, wenn er erst das verfluchte Moskowitische Reich hinter sich haben würde! Wie gemüthlich würde er dann mit seiner Nastja auf seinem väterlichen Chutor leben! Genug habe ich mich schon im Kriege herumgetummelt, dachte er; jetzt will ich in Frieden als Landwirth leben. Mit wem sollte ich auch wohl Krieg führen! Gegen die Tartaren werde ich nicht kämpfen, so lange mein Freund und Wohlthäter in der Krim herrscht. Schickt man mich aber gegen Moskau, so miethe ich mir einen Stellvertreter; wir werden für unser ganzes Leben an dem genug haben, was mir der Khan geschenkt hat;

geht es uns aber nicht gut in der Ukraine, so ziehen wir zu meinem Freunde Dewet."

So träumte Kudejar von der Möglichkeit des Glückes und ahnte nicht, welche furchtbare Prüfung ihm noch auferlegt war.

Tags nach seiner Ankunft in der Alexandrow'schen Slobode hörte Kudejar in der Kirche den Czaren die sechs Psalmen vorlesen. Nach Beendigung der Messe wurde er in den Speisesaal befohlen, wo er bemerkte, daß der Czar zu Anfange der Mahlzeit Mamstruk zu sich rief und ihm mit einem hämischen Seitenblicke auf Kudejar einen geheimen Auftrag ertheilte, worauf sich Mamstruk sogleich entfernte. Der Czar wandte sich darauf zu Kudejar und sprach:

„Kudejar! Dir steht jetzt die dritte und letzte Prüfung bevor. Wenn Du sie gut bestehst, sollst Du mein bester Diener und der erste Mann im Reiche sein! Heute wirst Du nicht bei mir speisen, sondern man wird Dich an einen andern Ort führen!"

Kudejar erhob sich; es erhoben sich mit ihm Maluta, Basmanoff und vier Opritschniki. Sie geleiteten Kudejar in eines der Häuschen, welche auf dem Hofe des Pallastes standen. Hier stand in dem Gastzimmer auf einem mit einem rothen Tischtuche bedeckten Tische eine zinnerne Schüssel mit Kohlsuppe; neben ihr lag ein Stück Brod; über dem Tische aber hing an einem Haken, der in dem Deckbalken eingeschlagen war, der Leichnam eines Weibes, in welchem Kudejar seine Anastasia erkannte.

Keine Worte vermögen auszudrücken, was der Unglückliche bei diesem Anblicke empfand.

„Setze Dich und iß!" sagte Maluta zu ihm.

Im Gehirne Kudejars blitzte der Gedanke auf: „um mich an dem Mörder Nastasias rächen zu können, muß in seine Gegenwart zugelassen sein; damit dies aber

schehen könne, muß ich bis zu Ende den Willen des Czaren erfüllen. — Er setzte sich daher nieder, ergriff den Löffel und wollte ihn zum Munde führen; dabei stieß er aber mit der Hand an den kalten Fuß der Todten. Er war nicht im Stande die Suppe herunterzuschlucken; der Löffel zitterte so stark in seiner Hand, daß die Suppe verschüttete und sich über seinen Bart ergoß. „Seht einmal da!" riefen die Opritschniki höhnend — was es heißt: „es floß über den Bart, gelangte aber nicht in den Mund."

Es war für Kudejar eine furchtbar schwere Aufgabe sich zu überwinden. Endlich legte er den Löffel nieder und sprach:

„Sagt dem Czaren, daß ich seine dritte Prüfung bestanden habe!"

„Du hast noch zu wenig gegessen! iß noch mehr!" antwortete Maluta; „sonst könntest Du hungrig vom Tische aufstehen. Nimm doch auch ein Stückchen Fleisch zu Dir!"

Kudejar suchte aus der Schüssel ein Stück Fleisch herauszulangen, stieß aber dabei von neuem an den Fuß des Leichnams, der durch diese Bewegung in Schwingung gesetzt, ihm um die Lippen schlug.

„Ha, ha, ha!" höhnte Maluta! „seht mal an! Kudejar hat sich mit seiner Frau geküßt."

„Nimm Dich in Acht," sagte einer der Opritschniki, „daß Du nicht Deine Frau statt des Fleisches aufißest!"

„Trinke jetzt auf die Gesundheit des Czaren," rief Maluta.

Kudejar trank auf einen Zug den vor ihm stehenden Becher Weines aus.

„Nun, da Du jetzt zur Genüge gegessen und getrunken hast, so wollen wir gehen und dem Czaren Bericht erstatten. Mit seiner Erlaubniß wirst Du dann Dein Weib auf Dein Lager mitnehmen können."

Sie verließen das Haus. Maluta ging voraus, um dem Czaren Bericht zu erstatten. Kudejar blieb mit den

Opritschniki auf dem Hofe zurück. Seine Augen waren trocken; ein solcher Schmerz, wie er ihn fühlte, kennt keine Thräne. Schweigend und mit erkünsteltem Gleichmuthe blickte er in die Ferne. — Nach einigen Minuten kehrte Maluta zurück und sagte:

„Kudejar! der Czar ruft Dich. Geh nur kühn hinein! Der Czar wird Dir unsäglich gnädig sein.“

Man führte Kudejar durch prächtige, mit rothem Saffian austapezierte Säle in ein Eckzimmer, in welchem der Czar auf seinen Scepter gelehnt am Fenster stand. Der Thüre gegenüber, durch welche Kudejar eintrat, standen Wäsemski, Basmanoff und Wasil Gräsni.

„Nun mein guter Kudejar!“ redete ihn der Czar freundlich an; „Du hast ja auch die dritte Prüfung ausgezeichnet bestanden!“

„Und werde nun zu meiner vierten schreiten!“ — unterbrach ihn Kudejar und stürzte mit erhobenen Fäusten auf Iwan zu; in demselben Augenblicke aber senkte sich der Boden unter ihm und er stürzte in ein Kellerverließ, welches sich zwei Klafter tief unter dem Zimmer befand.

„Ha, ha, ha!“ rief der „Schreckliche.“ „Du Hund hast vergessen, oder hast wohl gar nicht einmal gewußt, daß Gott überall seine Gesalbten unter seinen gnädigen Schutz nimmt. Seinen Engeln hat er befohlen, daß sein Fuß nicht an einen Stein stoße.“

In dem Augenblicke als Kudejar sich auf den Czaren stürzte, hatten Wäsemski und Basmanoff das Brett hinweggezogen, welches die Oeffnung im Boden verbarg. Alles war vorher mit Vorbedacht so angeordnet worden, denn man hatte genau das erwartet, was wirklich erfolgt war.

„Deckt den Boden wieder zu! mag er dort vor Hunger sterben!“ sprach Iwan der Schreckliche und verließ das Zimmer.

Inhalts-Verzeichniss.

[illegible]'s Buchdruckerei in Schwedt a. O.